

12. Juni 2000

Druckstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

... die eigentliche Wurzel des Übels in der partiellen wirtschaftlichen Anarchie der Gesellschaft. Es ist eine riesige Produktionsgemeinschaft, deren Mitglieder dauernd danach streben, einander die Möglichkeit die Früchte der gemeinsamen Arbeit wegzunehmen mit Gewalt, sondern unter im allgemeinen strikter Befolgsatzlich festgelegter Regeln. (...) Nach meiner Überzeugung gibt es nur *einen* Weg zur Beseitigung dieser schweren Übel, nämlich die Umwandlung der sozialistischen Wirtschaft, vereint mit einer auf diese Ziele eingestellten Erziehung: Die Arbeitsmittel werden Eigentum der Gesellschaft und werden von dieser planwirtschaftlich verwaltet."

Engels (1879-1955), Warum Sozialismus? (1949) In: Ausgewählte Werke, späten Jahren, Frankfurt/M.-Berlin 1990, S. 192, 195

Aktionsanschrift:

Zeitschrift Marxistische Erneuerung
Postfach 500936, D - 60397 Frankfurt/M.
Telefax: 069 / 53 05 44 06

040-0648

N.

Rußlands Transformation

Nr. 42, Juni 2000

Rußlands Transformation

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Z.

Nr. 42, Juni 2000

Höhme - **Weltwirtschaftsbericht 1999/2000**

Rußland: Kapitalistische Transformation

Maier - **Rußlands Wirtschaft auf kapitalistischem Weg**/Faude - **Stand und Perspektiven der Transformation**/Conert - **Rubelkrise 1998**

Meyer - **Der Krieg in Tschetschenien**

Geschichte und Geschichtstheorie

Stiehler - **Sinn der Geschichte**/Tjaden - **Techniklinien und Geschichtsverkettungen**/Bock - **Robespierre: Menschenrechte und Frieden**
Schmidt - **Eine deutsche Revolution hatte Konjunktur**

Und: Hanke - **Privatisierung in Osteuropa**
Plener - **Wirtschaftsdemokratie**

Sowie: Berichte, Diskussion/Zuschriften, Buchbesprechungen

Einzelpreis 18,- DM

analysen fakten & argumente

isw-report

erscheint vierteljährlich
(Jahresabo: 30,- DM, Ausl. 36,- DM)

Welt-Sheriff NATO

(Nr. 40, Juni 1999), 6,- DM + Versand

Atomwirtschaft wohin?

(Nr. 41, Nov. 1999), 6,- DM + Versand

Verbrechen Wirtschaft

Der moderne Kapitalismus als höchstes Stadium der organisierten Kriminalität (Nr. 42, März 2000), 6,- DM + Versand

isw-wirtschaftsinfo

Bilanz '99

Fakten & Argumente zu den Stichpunkten Sozialprodukt, Wachstum, Produktivität, Preise, Außenhandel, Einkommensverteilung, Löhne, Profite, Investitionen, Steuern, Vermögen, Schulden, Pleiten/Fusionen, Arbeitsplätze ...

(Nr. 29, März 2000), DM 5,- + Vers.

isw-grafikdienst

Arbeits-Los

(Nr. 5, April 1998) 10,- DM + Versand

NATO – Rüstung – Krieg

(Nr. 6, Sept. 1999) 9,- DM + Versand

Geld ist genug da

(Nr. 7, Dez. 1999), 9,- DM + Versand

**Prospekte anfordern,
bestellen, abonnieren, fördern**

isw – institut für sozial-ökologische
Wirtschaftsforschung e.V.
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München
fon: 089-130041, fax 089-168 94 15
email: isw_muenchen@t-online.de

Neu bei isw!



**ZEITSCHRIFT
MARXISTISCHE
ERNEUERUNG**

Vierteljahresschrift

11. Jahrgang

Heft 42 (Juni 2000)

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

- Dr. Joachim Bischoff
- Prof. Dr. Ulrich Briefs
- Prof. Dr. Dieter Boris
- Prof. Dr. Frank Deppe
- Prof. Dr. Werner Goldschmidt
- Prof. Dr. Horst Heining
- Prof. Dr. Jörg Huffschmid
- Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
- Dr. Harald Werner

Redaktion:

- Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen,
- Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher

5 Editorial

- Hans-Joachim Höhne*
7 **Weltwirtschaft und deutsche Konjunktur 1999/2000**

Rußland: Kapitalistische Transformation

- Lutz Maier*
22 **Rußlands Wirtschaft auf kapitalistischem Weg**
- Eugen Faude*
39 **Kapitalistische Transformation in Rußland**
Stand und Perspektiven
- Hansgeorg Conert*
54 **Voraussetzungen und Ursachen der Finanzkrise Rußlands 1998**
- Gert Meyer*
72 **Der Krieg in Tschetschenien**
-

Geschichte und Geschichtstheorie

- Gottfried Stöhler*
83 **Sinn der Geschichte**
- Karl Hermann Tjaden*
91 **Techniklinien und Geschichtsverkettungen**
Stoff- und Energieumsätze in ausgewählten Gesellschaften
- Helmut Bock*
108 **Menschenrechte und Frieden**
Streitsachen des Maximilien Robespierre
- Walter Schmidt*
139 **Eine deutsche Revolution hatte Konjunktur**
1848/49 und die politische Öffentlichkeit im 150. Jubiläumsjahr
-

- Horst Hanke*
155 **Auf unterschiedlichen Wegen in die Marktwirtschaft**
Privatisierung in mittel- und osteuropäischen Transformationsländern

- Ulla Plener*
160 **Wirtschaftsdemokratie - Erfordernis sozialer Gerechtigkeit**
-

Berichte

- Herbert Munchow*
169 **Marxisten in Sachsen**
Leipzig, 14. März 2000
- Heinz Schäfer*
174 **Shareholder-Kapitalismus**
Frankfurt/M., 15. April 2000
-

Diskussion/Kritik/Zuschriften

- Christoph Jünke*
179 **Zur Verteidigung der Neuen Linken**
Eine Erwiderung auf Georg Fülberths politische Archäologie derselben (Z 40)
- Arno Lange*
186 **Anmerkungen zu Lothar Peter, „Korporatismus des Universalen?“ (Z 41)**
- Alfred Granowski*
187 **Bemerkungen zum Beitrag von Ulrich Briefs „Mythos 'Informationsgesellschaft'“ (Z 41)**
-

191 Buchbesprechungen

- Anthony Giddens' dritter Weg (Klaus Störch)
Politik des Kapitals - heute (Margit Schratzenstaller)
Alternative Wohnungspolitik (Joachim Tesch)
Urbaner Revanchismus (Matthias Heyck)
Kriegserinnerungen (Peter Scherer)
Neue Friedensinitiativen (Lorenz Knorr)
Eine Jahrhundertbilanz der Sozialdemokratie (Harald Neubert)
Distanz und Empathie (Georg Fülberth)
Autobiographische Fragmente (Werner Röhr)
Zur gesellschaftlichen Lage von Frauen (Margarete Tjaden-Steinhauer)
Metschers produktiver Spiegel (Ekkehart Krippendorf)

- 4 **Impressum**
38 **Vorschau**
224 **Autorinnen und Autoren**
-

Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briets, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Doppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heining, Prof. Dr. Jörg Huffschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion:

Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt DM 60.- Bei Bezug aus dem Ausland DM 70.-. Das Einzelheft kostet DM 18.- Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb:

Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main. Tel. 069/53054406.

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15. 4. 2000

Editorial

Russland vollzieht gegenwärtig eine weltgeschichtliche Rolle rückwärts: vom sozialistischen Gemeineigentum und der Planwirtschaft der Sowjetunion zurück zu einer auf Privateigentum beruhenden kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft. Dieser Fragenkomplex stellt den ersten Schwerpunkt im vorliegenden Heft dar, ein Thema, das in unserer Zeitschrift bisher vernachlässigt wurde. In den Beiträgen von *Lutz Maier*, *Eugen Faude* und *Hansgeorg Conert* wird eine erste Bilanz der kapitalistischen Transformation der russischen Wirtschaft 1991-1999 gezogen. *Gert Meyer* untersucht Hintergründe des Tschetschenien-Krieges. Die aktuelle Wirtschaftsentwicklung Russlands wird auch im diesjährigen Weltwirtschafts- und Konjunkturbericht von *Hans-Joachim Höhme* gestreift. *Horst Hanke* informiert in einem Kurzbeitrag über die unterschiedlichen Wege der Privatisierung der Wirtschaft in Osteuropa.

Die *Bilanz des russischen Krisenjahrzehnts* sieht düster aus. Das Bruttoinlandsprodukt hat sich seit 1990 halbiert. Der Anteil Russlands an der Weltwirtschaft ist von ca. 2,5 auf unter ein Prozent gesunken. Die ehemalige Supermacht ist zu einer zweitrangigen Wirtschaftsmacht und zu einem finanziell und politisch vom kapitalistischen Ausland abhängigen Staat abgestiegen.

Lutz Maier konstatiert *drei Etappen der kapitalistischen Transformation*: Die Phase der „Schocktherapie“ 1992/93 unter Gaidar mit der abrupten Zerschlagung des alten Wirtschaftsmechanismus, Aufhebung der Planaufgaben, radikaler Preis- und Außenwirtschaftsliberalisierung. Entscheidend war hier die neoliberal-monetaristische Orientierung auf die Priorität der Geldwirtschaft. Diese Orientierung wurde unter Tschernomyrdin (1993-1998) grundsätzlich beibehalten, wobei Abbremsen der Inflation, Management des defizitären Staatshaushalts und der Auslandsverschuldung im Mittelpunkt standen. Die Finanz- und Schuldenkrise 1998 – die von *Hansgeorg Conert* gesondert untersuchte „Rubelkrise“ – brachte Tschernomyrdins politisches Ende und nach dem Zwischenspiel Kirijenko (März-August 1998) mit Primakow (1998/99) den kurzfristigen Versuch, durch Stärkung der regulierenden Rolle des Staates die Realwirtschaft wieder zu fördern. Heute hat sich, so *Maier*, in Russland ungeachtet aller Besonderheiten ein Kapitalismus etabliert, der in seinen Grundmechanismen als ein Kapitalismus „wie jeder andere“ zu betrachten ist.

Die Etappen, unterschiedlichen Methoden und Ergebnisse der Privatisierung des gesellschaftlichen Eigentums werden in allen Beiträgen beleuchtet. Dabei ist ein relativ schneller Übergang von der formalen Beteiligung der Bevölkerung z.B. über unentgeltliche Belegschaftsaktien („Voucher-Privatisierung“) zur Konzentration von Vermögenswerten bei Spekulanten, Großaktionären und Banken und damit zur Herausbildung der herrschenden Oligarchie zu beobachten. Der Staatsanteil an der Wirtschaft ist nach wie vor groß, jedoch nimmt der Staat seine Eigentümerfunktion nicht wahr, so dass von einer „faktischen Privatisierung des Staates“ durch Bürokratie und Wirtschaftsoligarchie gesprochen werden kann (*Faude*, 47). Der Staat hat von der Privatisierung

nicht profitiert, wohl aber seine wichtigste frühere Einnahmequelle (das Mehrprodukt der Staatsbetriebe) verloren und zugleich unter heutigen Bedingungen kaum Möglichkeiten, Steuern aus dem privatisierten Sektor einzutreiben. Die „Transformation“ stellt insofern einen gigantischen Umverteilungsprozess zugunsten der „neuen Russen“, der reichen Schichten, auf Kosten der Bevölkerung dar. Allein die Bewältigung der Rubelkrise 98/99 führte, so *Cornert*, noch einmal zu einer Lohnsenkung um ein Drittel, zur Rentensenkung um die Hälfte und zum Anstieg der Armutsquote auf über 35 Prozent.

Die bisherige „Transformationsstrategie“ in Russland ist, gemessen an ihren Wohlstands-Versprechungen, zweifellos gescheitert; ihre *soziale Funktion* – Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums, Etablierung einer neuen Oligarchie, Durchsetzung privatkapitalistischer Produktionsverhältnisse – hat sie jedoch erfüllt. Die Autoren der vorliegenden Beiträge gehen insgesamt implizit oder explizit davon aus, dass eine demokratisch-sozialistische Alternative zur Rekapitalisierung Russlands heute praktisch nicht (mehr) auf der Tagesordnung steht. Die zur Überwindung von Produktions- und Investitionsschwäche, von spekulativer Geldbewegung und Kapitalflucht diskutierten Wege laufen auf den Ruf nach Aktivierung des Staates als gestaltender Faktor der Wirtschaftspolitik, nach einer Zähmung des „wildem“ Kapitalismus usw. hinaus. Auch an diesem Punkt zeigt sich, wie weit Russland heute bereits von seiner sozialistischen Vergangenheit entfernt ist.

Ein zweiter Themenschwerpunkt in diesem Heft ist mit „Geschichte und Geschichtstheorie“ überschrieben. Es geht um den „Sinn der Geschichte“ (*Gottfried Stiehler*) und um die Frage, ob eine Entwicklungslinie der gesellschaftlichen Arbeit nachweisbar ist, die die von Marx entwickelte Abfolge gesellschaftlicher Produktionsweisen plausibel macht (*K. H. Tjaden*). *Helmut Bocks* umfangreiche Betrachtung zur französischen Revolution stellt Robespierre und seinen Kampf um Menschenrechte und Frieden in den Mittelpunkt. *Walter Schmidt* bilanziert die Gedenkveranstaltungen zum 150. Jahrestag der 48er Revolution unter politisch-kulturellen Gesichtspunkten.

Themen vorhergehender Hefte werden mit dem Aufsatz von *Ulla Plener* über Wirtschaftsdemokratie und soziale Gerechtigkeit (vgl. Z 40) sowie mehreren Diskussionsbeiträgen zur „Neuen Linken“ (*Jünke* zu *Fülberth* in Z 40) und zu Beiträgen in Z 41 aufgenommen. Dies gilt auch für die PDS-Programmdiskussion, die mit einem Bericht von *Herbert Münchow* über eine Tagung des Marxistischen Forums in Sachsen kommentiert wird – eine Tagung, die vor dem PDS-Parteitag in Münster stattfand und die dort diskutierten Probleme und Auseinandersetzungen kritisch vorwegnahm. Fragestellungen, die dieser für die marxistische Linke wichtigen Kontroverse zugrundeliegen – das Verhältnis von Staat und großem Kapital heute; Einschätzung der kapitalistischen Moderne – werden als Schwerpunktthemen in den nächsten Z-Heften aufgenommen (vgl. Vorschau S. 38). Meinungsäußerungen und Artikel-Angebote sind wie immer erwünscht.

Hans-Joachim Höhme

Weltwirtschaft und deutsche Konjunktur 1999/2000¹

1. Verbesserte weltwirtschaftliche Rahmenbedingungen

Vor Jahresfrist war die Entwicklung der Weltwirtschaft noch stark durch die unmittelbaren Folgen der globalen Finanzkrise 1997/98 beeinträchtigt und bot daher ein Bild, das eher zur skeptischen Einschätzung der Entwicklungsaussichten veranlaßte. Im Verlaufe des vergangenen Jahres entspannte sich jedoch die internationale Wirtschaftslage schneller als erwartet und wurde durch eine konjunkturelle Erholung in wichtigen Teilen und Regionen der Weltwirtschaft bestimmt.

Betrachten wir die wichtigsten Eckdaten für das weltwirtschaftliche Wachstum im vergangenen Jahr, dann wird deutlich, daß diese zwar überwiegend etwas höher waren als die des Jahres 1998 und damit auch über den meisten zum Jahresbeginn 1999 abgegebenen Prognosen lagen. Andererseits aber rechtfertigen diese Zahlen für sich genommen noch nicht die optimistischen, teils euphorischen Vorausschätzungen für die nächste Entwicklung. Diese gestiegenen Erwartungen in die Weltkonjunktur stützen sich darüber hinaus auf folgende Fakten:

- Die durchschnittlichen Jahresdaten verbergen die Tatsache, daß sich die wirtschaftliche Dynamik in wichtigen Teilen der Weltwirtschaft im Verlauf des vergangenen Jahres deutlich verstärkte.
- Seit Jahresbeginn 1999 ist es nicht zu neuen weltwirtschaftlich relevanten Turbulenzen auf den internationalen Finanz- und Währungsmärkten gekommen.
- Die meisten von der Finanzkrise direkt betroffenen Länder Asiens haben die unmittelbaren Krisenfolgen für ihre konjunkturelle Entwicklung während des letzten Jahres rascher überwunden und ein günstigeres Wirtschaftswachstum erreicht, als ihnen vor Jahresfrist zugetraut worden war.
- Auch die Entwicklung in den Industrieländern wurde im Jahresverlauf 1999, vor allem in den USA und einigen westeuropäischen Ländern, insgesamt günstiger als zuvor eingeschätzt.

Die Entwicklungs-, Schwellen- und Übergangsländer *Ost- und Südasiens* bildeten 1999 mit einer Zunahme des Bruttosozialprodukts um rund fünf Prozent nach nur einjähriger Unterbrechung wieder die wachstumsstärkste Region der Weltwirtschaft. Maßgeblich dafür war vor allem, daß in den beiden größten Staaten dieser Ländergruppe das ökonomische Wachstumstempo trotz Finanzkrise relativ hoch blieb. So wuchs das Bruttoinlandsprodukt im vergan-

¹ Vorangegangene Konjunkturberichte von Hans-Joachim Höhme finden sich in Z 38, Z 34, Z 30 und Z 27 (Anm. d. Red.).

genen Jahr in China trotz nachlassender Dynamik immer noch um rund sieben Prozent und in Indien um etwas weniger als sechs Prozent.

Tabelle 1: Wachstum der Weltwirtschaft 1995-1999 in Prozent

	1995	1996	1997	1998	1999
Weltwirtschaft insgesamt	3,8	4,3	4,2	2,5	3,0
Entwickelte kapitalistische Länder	2,6	3,2	3,2	2,2	2,9
EU	2,5	1,2	1,9	3,0	2,0
USA	2,7	3,7	4,5	4,3	4,1
Japan	1,5	5,0	1,4	-2,8	1,0
Übergangswirtschaften (1)	-0,5	-0,3	2,2	-0,2	0,8
Ost- und Mitteleuropa (2)	5,6	3,7	3,4	2,3	1,6
Rußland	-2,4	-3,4	0,9	-4,6	0,0
Entwicklungsländer (3)	6,1	6,6	5,8	3,2	3,5
Ost- u. Südostasien insgesamt	9,1	8,2	6,6	3,7	5,3
China	10,5	9,6	8,8	7,0	7,1
Von d. Finanzkrise stark betroffene Länder (4)	8,6	7,1	4,8	-6,6	2,9
Naher Osten	3,7	4,7	4,5	3,2	1,8
Afrika	3,0	5,9	3,1	3,4	3,1
Lateinamerika	1,5	3,6	5,3	2,2	0,1
Welthandelsvolumen	9,4	6,8	9,9	3,6	4,0

(1) Ehemals sozialistische Staaten Europas und früher zur UdSSR gehörende asiatische Staaten

(2) Ohne Ukraine und Weißrußland

(3) Einschließlich China u. Vietnam

(4) Indonesien, Thailand, Malaysia, Philippinen, Südkorea, Hongkong, Singapur

Berechnet nach: IMF, *World Economic Outlook*, Oktober 1999; OECD, *Main Economic Indicators u. Quarterly National Accounts*, lfd.; DIW-Wochenbericht, 1-2/2000. Für 1999 zum Teil Schätzungen auf der Grundlage dieser Quellen und Korrekturen nach Angaben der Weltbank.

Positiv auf das relativ hohe Gesamtwachstum in Asien hat sich natürlich auch die Tatsache ausgewirkt, daß es in den unmittelbar von der internationalen Finanzkrise und in deren Gefolge von akuten Wirtschaftskrisen betroffenen Ländern - mit Ausnahme Indonesiens - schneller als erwartet zu einer konjunkturellen Belebung kam. Dabei gibt es zwischen diesen Krisenländern erhebliche Unterschiede. So befindet sich die Wirtschaft Südkoreas bereits in einem kräftigen Konjunkturaufschwung, während in Indonesien die Produktion 1999 noch zurückging und dort erst im Verlauf dieses Jahres wieder eine Wirtschaftsbelebung erwartet wird.

Eine bemerkenswerte Ursache für diese unerwartet rasche wirtschaftliche Revitalisierung in den asiatischen Krisenländern ist in der dort im Zusammenhang mit der Finanzkrise verfolgten Finanz- und Geldpolitik zu sehen. Diese folgte nämlich nur zeitweise oder in einem Fall überhaupt nicht den bisher gewohnten neoliberalen Standardbedingungen und -maßnahmen, an die der IWF seine Kredite knüpft. Nach der weitgehenden Etablierung fester Wechselkurse und der drastischen Abwertung der Währungen mußten die Krisenstaaten zu einer restriktiven Geld- und Finanzpolitik übergehen, um einem weiteren Verfall ihrer Währungen und der Beschleunigung des Inflationstempos zu begegnen. Dies dämpfte zwar die Inflation, führte aber zu einem drastischen Einbruch der Produktion und der Beschäftigung und verschärfte die akute Wirtschaftskrise in diesen Ländern.

Entgegen dem ursprünglichen und in früheren Fällen durchgezogenen Szenario des IWF wurde jedoch in den größten Krisenländern (Südkorea, Thailand und Indonesien) dieses restriktive Programm schon bald revidiert, nämlich unmittelbar nachdem akuter Währungsverfall und Inflationstempo gebremst waren. Mit dem Übergang zu einer weniger restriktiven Geldpolitik und einer expansiven Finanzpolitik im Verlaufe des Jahres 1998 sollte einem weiteren ökonomischen und sozialen Absturz entgegengewirkt und eine gesamtwirtschaftliche Belebung stimuliert werden. Schrittweise wurden die Nominalzinsen gesenkt und im zweiten Halbjahr 1998 größere Finanzprogramme des Staates aufgelegt, die u.a. auch zur sozialen Abmilderung der unmittelbaren Folgen der Krise dienen sollten. Zur Hinnahme dieser frühzeitigen Revision seiner restriktiven Stabilisierungsprogramme sah sich der IWF offensichtlich wegen des beachtlichen Erfolgsdrucks, unter dem er hinsichtlich der Bewältigung der Asienkrise stand, nicht zuletzt aber auch angesichts in Indonesien bereits ausgebrochener und in anderen Krisenländern drohender sozialer Unruhen gezwungen.

Einen Sonderweg schlug Malaysia ein, dessen Regierung auf die Programme des IWF verzichtete, statt dessen 1998 rigorose Kontrollen und Beschränkungen des Kapitalverkehrs einführte - die de facto eine Variante der sogenannten „Tobin-Steuer“ sind - und seine Landeswährung erneut an den US-Dollar band. Die Resultate waren dort trotzdem ähnliche wie in den anderen Krisenländern: Die Währungen konnten auf einem niedrigeren Niveau wieder stabilisiert werden, die Inflation wurde gebremst, der Absturz der Wirtschaftsakti-

vitäten kam zum Stillstand und ging in den meisten betroffenen Ländern schnell in eine konjunkturelle Aufwärtsbewegung über. Und dies geschah nicht etwa, weil man die restriktiven Standardforderungen des IWF konsequent durchzog, sondern gerade deswegen, weil man sie frühzeitig durch eine expansive Wirtschaftspolitik ersetzte oder gänzlich ignorierte.

So bemerkenswert die relativ hohen wirtschaftlichen Wachstumsraten in Ostasien auch sind, sie dürfen doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die sozialen und ökonomischen Folgen der Finanzkrise noch nicht überwunden sind. Die Zahl der Armen ist in den betroffenen Ländern deutlich größer und die Armen sind noch ärmer geworden. In Indonesien sanken die Realeinkommen nach Angaben der Weltbank um durchschnittlich 41 Prozent. Die Armut in den Städten nahm zu. In Südkorea verdoppelte sich der Anteil der Armen auf 19 Prozent der städtischen Bevölkerung. Hinzu kommt, daß die Konjunktur in Ostasien angesichts vieler ungelöster struktureller Probleme anfällig bleibt. So sind in Südkorea, Thailand und Malaysia weiterhin ein Viertel aller Unternehmen im Gefolge der Krise nicht in der Lage, ihre Kredite zu bedienen. Die Banken sind mit einem hohen Anteil notleidender Kredite belastet, der in Thailand Ende 1999 knapp 40 Prozent betrug. Das erschwert wiederum die Finanzierung von Investitionen, weil die angeschlagenen Banken bei der Kreditvergabe übervorsichtig geworden sind.

In China war das Wirtschaftswachstum 1998 und 1999 mit jeweils rund sieben Prozent zwar im Vergleich zu anderen Ländern immer noch hoch; gegenüber den Jahren davor verlor die Entwicklung aber deutlich an Dynamik. China hatte 1997/98 trotz Drucks der internationalen Finanzmärkte seine Währung nicht abgewertet, um die Lage in Ostasien nicht noch weiter zu destabilisieren. Diese Handlungsweise trug dem Land zwar Anerkennung in der Region ein, schuf für die chinesische Wirtschaft selbst aber ein erhebliches Deflationsproblem. Seit 1998 haben es die Unternehmen des Landes deshalb mit stagnierenden oder sinkenden Preisen zu tun. Im Februar dieses Jahres stiegen die Verbraucherpreise erstmals seit April 1998 überhaupt wieder. Die deflationäre Entwicklung hat die Wettbewerbsfähigkeit chinesischer Produkte stark beeinträchtigt und hemmt das Wachstum.

Angesichts dessen wird die chinesische Regierung in absehbarer Zeit kaum an einer Abwertung der Landeswährung vorbeikommen, zumal die Risiken einer solchen Maßnahme gegenwärtig geringer sind als mitten in der Asienkrise. Ministerpräsident Zhu Rongji hat dazu erklärt, die Regierung habe erkannt, daß die Währung konvertibel werden müsse.

In Südamerika, wo die Konjunktur sich schon 1998 deutlich abgeschwächt hatte, verstärkten sich die Krisen- und Stagnationserscheinungen im vergangenen Jahr im Gefolge der Zuspitzung der brasilianischen Währungskrise vom Januar 1999, die zu einer drastischen Abwertung des Real geführt hatte und auch den Konjunktureenbruch des größten lateinamerikanischen Landes zunächst weiter vertiefte. In fast allen Ländern Südamerikas war im vergangenen Jahr ein Rückgang oder eine Stagnation des Bruttosozialprodukts zu ver-

zeichnen, wobei die Produktionsrückgänge in Argentinien, Venezuela und Ecuador am tiefsten waren. In Brasilien war der Abschwung jedoch weniger drastisch und scheint von kürzerer Dauer zu sein als zunächst befürchtet. Maßgeblich dafür war vor allem, daß ausländische Investoren dort in umfangreichen Maße Kapital angelegt haben, weil das Land nach der Währungsabwertung billig ist und für die Multis nach wie vor als global wichtiger Standort gilt. Sollte dort die sich abzeichnende wirtschaftliche Belebung anhalten, dann kann auch für die anderen südamerikanischen Staaten damit gerechnet werden, daß sie im Verlaufe dieses Jahres allmählich aus der Krise herauskommen werden.

Die Wirtschaft Rußlands ist zwar aus den längerfristigen Strukturproblemen der Transformation vom Sozialismus zum Kapitalismus noch lange nicht heraus. Der neuerliche starke Produktionseinbruch, der das Land nach der Rubelkrise im Sommer 1998 erfaßt hatte, ist allerdings im Laufe des vergangenen Jahres zum Stillstand gekommen. Insgesamt stagnierte 1999 das Bruttoinlandsprodukt, wobei die Industrieproduktion sogar wieder zunahm. Maßgeblich für diese entgegen den meisten Prognosen günstiger verlaufene Entwicklung war in erster Linie die während des vergangenen Jahres erfolgte Verdoppelung der Rohölpreise, die den russischen Ölförderern rund 23 Milliarden Dollar Mehreinnahmen brachte, von denen die Hälfte in der Staatskasse landete und zur Verbesserung der prekären Haushaltssituation beitrug. Die in Rußland produzierenden Unternehmen profitierten zudem erheblich davon, daß im Gefolge der massiven Rubelabwertung - vom Sommer 1998 bis Ende 1999 büßte der Rubel immerhin rund drei Viertel seines Außenwertes ein - die Importkonkurrenz weitgehend vom russischen Binnenmarkt verschwand.

Haben die Wirkungen der Rubelkrise somit die Situation vieler russischer Unternehmen verbessert, so verschlechterten sie andererseits die soziale Lage des überwiegenden Teils der Bevölkerung drastisch. Die realen Durchschnittslöhne waren in den ersten drei Quartalen 1999 um rund ein Drittel niedriger als im vergleichbaren Vorjahreszeitraum. Die Renten sanken in diesem Zeitraum sogar um mehr als die Hälfte, so daß der Durchschnittsrentner jetzt von einem Betrag leben muß, der deutlich unterhalb der festgelegten Armutsgrenze liegt. Insgesamt bezogen im ersten Halbjahr 1999 etwa 52 Millionen Einwohner ein Pro-Kopf-Einkommen unterhalb des Existenzminimums, wodurch die Armutsquote mit 35,3 Prozent den höchsten Stand seit dem Ende der Sowjetunion erreichte.²

Unter den anderen ost- und mitteleuropäischen Übergangsländern waren im vergangenen Jahr vor allem die Ukraine, Bjelorußland und Moldawien mit deutlichen Produktionsrückgängen sowie auch die baltischen Staaten mit Wachstumsabschwächung oder Stagnation von den Auswirkungen der Rußland-Krise betroffen. Unter den weiteren EU-Beitrittskandidaten war in Polen

² DIW Berlin, IFW Kiel, IWH Halle: Die wirtschaftliche Lage Rußlands, in: DIW-Wochenbericht 49/99.

und Ungarn nur eine leichte Verminderung der zuletzt kräftigen gesamtwirtschaftlichen Wachstumsraten zu verzeichnen, die aber 1999 immer noch bei knapp vier Prozent lagen. In Tschechien hielt die krisenhafte Entwicklung nach einem Rückgang des Sozialprodukts 1998 auch im vergangenen Jahr mit einer stagnierenden Produktion an. In mehreren MOE-Ländern ergeben sich als Folge der Wechselkursbindung und damit verbundenen Überbewertung der Währungen auf der einen und relativ hoher Kosten- und Preissteigerungen auf der anderen Seite außenwirtschaftliche Probleme durch steigende Leistungsbilanz-Defizite.

Die aktuelle Wirtschaftsentwicklung in den *Industrielländern* ist durch ein dreistufiges Konjunkturgefälle zwischen den USA, Westeuropa und Japan gekennzeichnet.

In den *USA* setzte sich der Aufschwung auch 1999 - im nunmehr achten Jahr hintereinander - fort. Sah es zunächst während des ersten Halbjahres noch so aus, als würde es zu der vielfach vorausgesagten Abschwächung der wirtschaftlichen Dynamik kommen, so erwiesen sich die konjunkturellen Auftriebskräfte im zweiten Halbjahr wieder als sehr robust und beschleunigten das Wachstum noch einmal deutlich auf 4,3 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Für dieses und das folgende Jahr wird mit einer Fortsetzung des Aufschwungs, aber eher mit etwas geringerem Tempo gerechnet. Für eine mögliche Verlangsamung der Konjunktur sprechen das anziehende Inflationstempo, ein erneut angewachsenes Außenhandelsdefizit, die angesichts dessen restriktivere Zinspolitik der Notenbank sowie auch der seit Jahresbeginn zurückgegangene Index für das Verbrauchervertrauen. Risiken für die *USA*-Wirtschaft könnten sich auch aus der gewachsenen Anfälligkeit der zum großen Teil kreditgestützten Konsumkonjunktur gegenüber Rückschlägen des überhitzten Aktienbooms ergeben.

Für die *EU* ergibt sich für 1999 ein insgesamt um gut zwei Prozent und damit deutlich langsamer als im Jahr zuvor gewachsenes Sozialprodukt. Maßgeblich dafür waren in erster Linie die nachteiligen Wirkungen der internationalen Finanzkrise auf die Exportbedingungen europäischer Unternehmen.

Im Verlaufe des zweiten Halbjahres zeichnete sich jedoch wieder eine konjunkturelle Erholung ab, die vorwiegend durch die Verbesserung internationaler Rahmenbedingungen und nicht zuletzt durch den exportbegünstigenden Rückgang des Eurokurses ausgelöst wurde. Auch die Inlandsnachfrage hat sich leicht verbessert. Da sich die positiven Indikatoren seit der Jahreswende verstärkten, gehen die jüngsten Prognosen davon aus, daß der Aufschwung weiter an Breite und Dynamik gewinnt. Für die Eurozone wird für dieses Jahr ein Plus von deutlich mehr als drei Prozent, in besonders optimistischen Einschätzungen sogar eine Annäherung an die jüngsten Wachstumsraten der *USA* erwartet.

Japan bleibt das Schlußlicht unter den Industrielländern. Trotz massiver staatlicher Konjunkturprogramme und expansiver Zinspolitik kam es lediglich in der ersten Jahreshälfte zu einem geringen Wirtschaftswachstum. In den beiden

letzten Quartalen ging das Bruttoinlandsprodukt jedoch schon wieder deutlich zurück, so daß die aktuellen Aussichten nicht besser aussehen als vor Jahresfrist. Maßgeblich dafür sind neben der nach wie vor schwachen Inlandsnachfrage auch die durch die Yen-Aufwertung verschlechterten Exportbedingungen. So stieg der Kurs der japanischen Währung vom Jahresbeginn 1999 bis Ende März dieses Jahres gegenüber dem Euro um knapp ein Drittel und gegenüber dem Dollar um rund acht Prozent.

Insgesamt ist im Jahr 2000 für die Industrieländer mit einem etwas höheren Wirtschaftswachstum als im Vorjahr (rund drei Prozent) zu rechnen. Gleichzeitig dürfte sich das Durchschnittswachstum aller Entwicklungsländer, gestützt auf höhere Zuwachsraten in einigen asiatischen Ländern, im Nahen Osten sowie in Lateinamerika, vergrößern. Da auch für die ost- und mitteleuropäischen Transformationsländer mit einer etwas günstigeren Wirtschaftsentwicklung gerechnet wird, erscheint die im April noch einmal nach oben korrigierte Einschätzung des IWF, die für dieses Jahr ein deutlich stärkeres Wachstum des weltweiten Bruttosozialprodukts als 1999 in einer Größenordnung von reichlich vier Prozent sowie auch eine wesentlich kräftigere Expansion des Welthandels um rund sechs Prozent erwartet, als Obergrenze realistisch.

2. Günstigere Aussichten für die deutsche Konjunktur am Jahresbeginn 2000

Betrachtet man die gesamtwirtschaftliche Wachstumsrate Deutschlands von nur 1,4 Prozent für das vergangene Jahr, dann entspricht sie weitgehend den skeptischen Prognosen, die am Jahresbeginn 1999 dominierten. Die Voraussetzungen hatten eine Spannweite von 1,2 bis 2,3 Prozent; der Autor rechnete in seiner vorjährigen Einschätzung mit einer Zuwachsrate um 1,5 Prozent. Die wesentlichsten Grunddaten der wirtschaftlichen Entwicklung blieben damit auch hinter der Prognose der Bundesregierung zurück.³ Trotz dieser schwachen Gesamtzahlen sind die aktuellen Konjunkturaussichten der deutschen Wirtschaft jedoch ungleich günstiger als vor Jahresfrist.

Konjunkturbelebung durch Erholung der Exporte

Die deutliche Dämpfung der Konjunktur, die im Sommer 1998 begonnen hatte, setzte sich auch im vergangenen Jahr zunächst noch fort. Sie resultierte vor allem aus den Wirkungen der Asienkrise auf die deutschen Außenhandelsbedingungen, brachte das relativ kräftige Exportwachstum zum Stillstand und führte drei Quartale hintereinander zum Rückgang bzw. zur Stagnation der Auslandsaufträge und auch der Ausfuhren, die im März 1999 um gut sechs Prozent niedriger waren als im April 1998. Im Gefolge dieses Einbruchs der Haupttriebkraft der Konjunktur stagnierte die Produktion der verarbeitenden Industrie vom April 1998 bis zum Juni 1999. Die Abschwächung erfaßte

³ Jahreswirtschaftsbericht 2000 der Bundesregierung, Februar 2000, S. 70.

dabei auch die Binnennachfrage; die Auftragseingänge der Industrie aus dem Inland waren im März 1999 reichlich vier Prozent niedriger als ein Jahr vorher. Das gerade wieder etwas in Gang gekommene Wachstum der Ausrüstungsinvestitionen verlangsamte sich bis weit in das vergangene Jahr hinein deutlich; diese lagen im dritten Quartal 1999 nur um knapp ein Prozent über denen des letzten Quartals 1998. Das gesamte Bruttoinlandsprodukt stagnierte dadurch im letzten Quartal 1998 und im ersten 1999.

Während der zweiten Jahreshälfte 1999 hat sich das Konjunkturklima jedoch wieder spürbar verbessert. Dank der für die deutschen Unternehmen verbesserten internationalen Konjunkturbedingungen konnten die Exporte sich wieder erholen. Eine wesentliche begünstigende Rolle hat dabei der seit mehr als einem Jahr anhaltende Kursverlust des Euro und damit auch der D-Mark gespielt. So lag der Eurokurs Ende März dieses Jahres gegenüber dem US-Dollar um 19 Prozent, gegenüber dem japanischen Yen um rund 25 Prozent und gegenüber dem britischen Pfund um knapp 16 Prozent unter den bei der Einführung des Euro Anfang 1999 bestehenden Wechselkursrelationen. Es liegt auf der Hand, daß eine Währungsabwertung dieses Umfangs der deutschen Exportwirtschaft in Ländern außerhalb der Eurozone sowie generell im Wettbewerb mit allen in diesen Ländern produzierenden Konkurrenten beträchtliche Vorteile verschafft.

*Tabelle 2: Ausgewählte aktuelle Wirtschaftsdaten Deutschlands
Veränderungen gegenüber dem Vorjahr in Prozent*

	1997	1998	1999	1.Halbj.	2.Halbj.
Bruttoinlandsprodukt	1,5	2,2	1,4	1,0	1,7
Privater Verbrauch	0,7	2,3	1,9	2,1	1,6
Staatsverbrauch	- 1,1	0,5	0,5	0,1	0,8
Ausrüstungs-Investitionen	3,7	9,9	5,6	7,8	3,6
Bau-Investitionen	-1,4	- 3,9	- 0,4	- 1,8	0,9
Produktion d. verarbeitenden Industrie	4,5	4,9	0,8	- 0,4	2,1
Warenexport	12,8	7,0	3,5	- 0,8	8,0
Exportüberschuß (Mrd. DM)	116,7	125,6	121,8	61,6	60,2
Auftragseingänge aus dem Inland	2,0	3,6	0,5	- 2,9	4,0
Auftragseingänge aus dem Ausland	13,6	2,5	6,7	- 1,0	14,7
Erwerbstätige (1000 Pers.)	35.868	35.996	36.110	36.140	36.080
Arbeitslose (1000 Pers.)	4.384	4.279	4.099	4.100	4.098

Quellen: Deutsche Bundesbank, Saisonbereinigte Wirtschaftszahlen u. Monatsberichte, lfd.; DIW-Wochenbericht, Nr. 8/2000 v. 24.2.2000.

Schon im Frühjahr 1999 begann deshalb die Auslandsnachfrage wieder zuzunehmen, und die Exporte stiegen ab Juni wieder an. Die relative Stärke der neuerlichen Ausfuhrerweiterung zeigt sich darin, daß die Auftragseingänge aus dem Ausland im zweiten Halbjahr 1999 um rund zwölf Prozent und die Exporte um reichlich sechs Prozent größer waren als in der ersten Jahreshälfte. Der insgesamt erzielte Handelsbilanzüberschuß lag 1999 mit rund 122 Milliarden D-Mark knapp unter dem des Vorjahres, weil die Importe etwas stärker zunahmen als die Exporte. Die konjunkturelle Erholung wurde damit erneut, wie schon 1994 und 1997, im wesentlichen durch die Nachfrage aus dem Ausland bewirkt. Für die nächste Zeit zeichnet sich eine Fortsetzung der deutschen Ausfuhrerweiterung ab. Die günstigen Konjunkturaussichten für den größten Teil der deutschen Absatzmärkte lassen ebenso wie die noch greifenden abwertungsbedingten Konkurrenzvorteile erwarten, daß die Exporte noch kräftiger ansteigen werden als 1999.

Schwache Belebung der Binnenkonjunktur

Die Entwicklung der Binnennachfrage hatte sich bereits während der jüngsten wirtschaftlichen Abschwächung als zu schwach erwiesen, um den durch den Exporteinbruch entstandenen Nachfrageausfall zu kompensieren. Sie war auch seitdem noch nicht stark genug, um die von dem neuerlichen Exportaufschwung ausgehenden Wirkungen so weit zu verstärken, daß sich aus der gegenwärtigen konjunkturellen Erholung ein sich selbst tragender und nachhaltiger Aufschwung mit wirklich spürbaren Beschäftigungseffekten ergibt.

Der private Verbrauch wuchs zwar 1999 insgesamt mit 1,9 Prozent ein wenig stärker als das Bruttoinlandsprodukt, blieb aber damit noch hinter der Zuwachsrate des Jahres zuvor zurück.

Auch im Jahresverlauf entwickelten sich die Konsumausgaben der privaten Haushalte nur schwach. Dabei nahmen einerseits die Nettolöhne und -gehälter infolge der erreichten Tariflohnhebungen sowie der Entlastungen durch die Senkung der Rentenversicherungs-Beiträge und die Erhöhung des Kindergeldes zwar zu. Auf der anderen Seite wurden diese Vorteile jedoch durch die fast gänzlich zu Lasten der privaten Haushalte gehende Öko-Steuer teilweise wieder abgeschöpft. In diesem Jahr dürften die Tarifeinkommen zwar vermutlich etwas langsamer steigen, weil einige Tarifverträge längere Laufzeiten haben und Einmalzahlungen wegfallen. Zugleich werden mit der zweiten Stufe der Öko-Steuer auch zusätzliche Belastungen für Bürger wirksam. Insgesamt sollte dies aber für die Entwicklung der gesamten verfügbaren Einkommen durch die zu erwartende Steigerung der Selbständigen- und Vermögenseinkommen sowie durch eine weitere Kindergelderhöhung mehr als wettgemacht werden. Insgesamt dürften die privaten Konsumausgaben dadurch weiterhin verhalten, aber eventuell etwas stärker als 1999 steigen. Der Ausdehnung des öffentlichen Verbrauchs werden durch die Sparpolitik der Bundesregierung sehr enge Grenzen gesetzt; in ihrer eigenen Prognose geht sie von einer Zunahme um ein Prozent aus.

Das Wachstum der Ausrüstungsinvestitionen, die 1998 noch kräftig expandierten und die wichtigste Konjunkturstütze nach dem Export waren, hat sich im vergangenen Jahr erheblich abgeschwächt. Die noch relativ hohe Jahreszuwachsrate von knapp fünf Prozent vermittelt dabei wegen erheblicher Basiseffekte ein zu positives Bild. Tatsächlich schwankten diese Investitionen im Jahresverlauf 1999 von Quartal zu Quartal stark um einen insgesamt leicht aufwärts gerichteten Trend. So lag das Volumen der Ausrüstungsinvestitionen im letzten Vierteljahr 1999, als immerhin noch die größte Zuwachsrate erzielt wurde, nur um 2,6 Prozent über dem an der Jahreswende erreichten Niveau. Damit ist die Rolle dieser als Indikator für die Akkumulation von fixem Kapital besonders wichtigen Nachfragekomponente gegenüber 1998 wieder spürbar zurückgegangen. Einige Indizien lassen jedoch in diesem Jahr wieder eine stärkere Investitionstätigkeit auf diesem Sektor erwarten. Dazu gehören das sehr kräftige Anwachsen der inländischen Auftragseingänge der Investitionsgüterindustrie im letzten Vierteljahr 1999 um 7,5 Prozent gegenüber dem Vorquartal und die im Zeitraum März bis Dezember von 84,7 auf 87 Prozent gestiegene Kapazitätsauslastung im verarbeitenden Gewerbe.⁴ Insgesamt läßt sich für das Jahr 2000 auf ein zwar nicht boomartiges, aber kräftiges und im Jahresverlauf durchgängiges Wachstum der Ausrüstungsinvestitionen mit einer Rate um sechs Prozent schließen.

Die Bauinvestitionen und damit die Produktion des Bauhauptgewerbes waren auch 1999 ein Schwachpunkt der konjunkturellen Entwicklung, wenn dies auch während des letzten Winters aufgrund der günstigen Witterung weniger als befürchtet zutage trat. Sie werden es auch in diesem Jahr bleiben, zumal die steigenden Zinsen den im Vorjahr erkennbaren ersten positiven Tendenzen im westdeutschen Wohnungsbau entgegenwirken dürften. Eine gewisse, allerdings auch auf Westdeutschland begrenzte Entspannung der Situation im Bausektor könnte dadurch eintreten, daß eine insgesamt günstigere Investitionskonjunktur sich auch belebend auf die gewerbliche Bautätigkeit auswirkt. Insgesamt dürften die Bauinvestitionen - bei differenzierter Entwicklung zwischen einer leichten Zunahme in Westdeutschland und einem weiteren Rückgang in Ostdeutschland - in diesem Jahr zwar nicht weiter zurückgehen, ihr Wachstum wird jedoch schwach und unterproportional bleiben.

Infolge der konjunkturellen Abschwächung ging die saisonbereinigte Zahl der Erwerbstätigen vom Frühjahr 1999 bis zum Jahresende zurück. Die Einschränkung der aktiven Arbeitsmarktpolitik hat diese Entwicklung, insbesondere in Ostdeutschland, zusätzlich verstärkt. Die Gesamtzahl der Arbeitslosen verringerte sich trotzdem im Jahresdurchschnitt etwas gegenüber 1998 auf noch immer rund 4,1 Millionen. Die Arbeitslosenrate nahm für die gesamte Bundesrepublik von 11,1 auf 10,5 Prozent ab. Dabei war allerdings der Anteil der Arbeitslosen an den Erwerbsfähigen in Ostdeutschland reichlich doppelt so hoch wie in Westdeutschland. Die Gesamtzahl der Arbeitslosen wird auch

⁴ IFO-Schnelldienst, München, Nr. 4/2000.

in diesem Jahr etwas zurückgehen, und zwar stärker als die Beschäftigtenzahl zunimmt. Dies ist vor allem demographisch bedingt, weil mehr Personen altersbedingt den Arbeitsmarkt verlassen als ihn auf der anderen Seite aus den jüngeren Jahrgängen betreten.

Das aktuelle Gesamtbild der deutschen Konjunktur wird somit durch eine sich wieder kräftig beschleunigende Außenhandelsexpansion und eine Entwicklung der Inlandsnachfrage bestimmt, die zwar zu etwas besseren Erwartungen als vor Jahresfrist ermutigt, deren wichtigste Komponenten jedoch derzeit nur ein geringfügig höheres Wachstumstempo aufweisen als 1999. Das deutsche Bruttoinlandsprodukt wird deshalb insgesamt (auch unter Berücksichtigung positiver Basiseffekte) in diesem Jahr deutlich stärker als 1999 mit einer Rate zwischen 2,5 und 3 Prozent wachsen. Auch für die Industrieproduktion ist nach den letzten Daten und Einschätzungen etwa mit einer Verdoppelung der Zuwachsrate auf rund 3,5 Prozent zu rechnen. Dabei ist allerdings zu erwarten, daß die konjunkturelle Aufwärtsentwicklung Ostdeutschland nur streifen wird und die Wirtschaftsaktivitäten dort erneut langsamer wachsen als in Westdeutschland.

Dieser seit Mitte der 90er Jahre erkennbare Prozeß eines immer weiteren Zurückbleibens statt des ursprünglich als Ziel verkündeten Aufholens Ostdeutschlands ist in jüngster Zeit immer deutlicher zutage getreten. Als seine wichtigsten aktuellen Kennzeichen sollen hier genannt werden:

- das Zurückbleiben der produktiven Anlageinvestitionen; Berechnungen des Münchner IFO-Instituts zufolge sind die Ausgaben für neue Sachanlagen seit 1996 in fast allen Wirtschaftsbereichen Ostdeutschlands gesunken, während sie im Westen seit 1997 wieder steigen⁵;
- die nunmehr im fünften Jahr anhaltende strukturelle Krise der Bauwirtschaft, die aufgrund ihres überdimensionalen Gewichts in Ostdeutschland die gesamtwirtschaftliche Entwicklung dort besonders stark beeinträchtigt;
- die in den letzten Jahren noch spürbarer gewordene gravierende Exportschwäche der ostdeutschen Unternehmen; im Jahresergebnis 1999 sind die ostdeutschen Exporte um sieben Prozent abgesunken, während die westdeutschen um 3,5 Prozent zunahmen;
- die seit der Vereinigung anhaltende Beschäftigungskrise in Ostdeutschland, die in der inzwischen auf fast 18 Prozent und damit auf mehr als das Doppelte der westdeutschen Quote angewachsenen offiziellen Arbeitslosenquote, aber auch in einer wegen der besonders großen Zahl vorzeitig aus dem Arbeitsmarkt ausgestoßener Menschen auf mehr als ein Viertel der Erwerbsfähigen gestiegenen verdeckten Arbeitslosigkeit ihren Ausdruck findet.

Alle aktuell verfügbaren Indikatoren und Einschätzungen deuten darauf hin, daß sich an diesem fortschreitenden ökonomischen und sozialen Zurückbleiben auch in den nächsten Jahren nichts ändern wird und es sich nicht um eine

⁵ IFO-Schnelldienst, München, Nr. 3/2000.

Pause im Aufholprozeß, sondern um einen Zustand „nachhaltiger Rückständigkeit“⁶ der ostdeutschen Wirtschaft handelt. Soll dem ernsthaft entgegen gewirkt werden, dann ist die Wirtschafts- und Finanzpolitik in Deutschland gefordert, sich endlich ernsthafter und wirksamer als bisher dieser Problematik zuzuwenden.

3. Wirtschaftspolitik vor großen Herausforderungen

Aus der dargelegten Gesamtsituation ergeben sich zwei aktuelle Hauptanforderungen an die deutsche Wirtschaftspolitik, zu deren Inangriffnahme nach dem Regierungswechsel auch günstigere politische Voraussetzungen entstanden, aber von der rot-grünen Koalition bislang nicht genutzt worden sind.

Sie muß *erstens* eine substantielle, längerfristig orientierte Korrektur der Politik gegenüber den neuen Bundesländern vornehmen, die geeignet ist, der Mezzogiomisierung Ostdeutschlands entgegenzuwirken. Das anhaltende Zurückbleiben der ostdeutschen Wirtschaft gibt Anlaß, noch einmal kurz auf die tatsächlichen Gründe dieser Fehlentwicklung hinzuweisen. Sie erwachsen zunächst daraus, daß die Politik, „wohl weitgehend, ohne zu wissen, was sie ökonomisch tat“⁷, mit der Einführung der D-Mark zu einem hohen Umtauschkurs Ostdeutschland schockartig unter denkbar ungünstigen Wettbewerbsbedingungen für die Weltwirtschaft öffnete und ihm damit von vornherein einen crashartigen Übergang zur kapitalistischen Marktwirtschaft bescherte. Ebenso schädlich war es, wie die Politik danach mit den daraus für die ostdeutsche Wirtschaft entstehenden Folgen umging. Sie setzte einseitig auf die Kräfte des Marktes und eine möglichst rasche Durchkapitalisierung der Eigentumsverhältnisse via Treuhand als Faktoren, die es richten sollten. Die Folgen dieses Übergangs auf Realeinkommen und Beschäftigung sollten durch - damals offenbar noch für relativ leicht finanzierbar gehaltene - Transferzahlungen abgefedert werden. Diese Vorgehensweise unterschätzte die Dimensionen des tiefgreifenden Umbruchprozesses in den neuen Bundesländern gröblichst und erwies sich zusehends als ungeeignet, einen echten wirtschaftlichen Aufholprozeß zustande zu bringen. Das wurde in den ersten beiden Jahren zum Teil noch verdeckt, weil es den westdeutschen Unternehmen gelang, angesichts der weitgehend wettbewerbsunfähigen ostdeutschen Wirtschaft und auch gegen die internationale Konkurrenz sehr hohe Marktanteile im Osten zu gewinnen, und es zu einem Vereinigungsboom im Westen kam, der auch dem Staat hohe Steuereinnahmen brachte.

Wie teuer diese Variante der Transformation wird, trat erst voll zutage, nachdem der Vereinigungsboom in der Krise 1992/93 zu Ende gegangen war und auch die bis 1994 noch zu verzeichnenden hohen Zuwachsraten der ostdeutschen Wirtschaft, die allerdings von einem drastisch abgesunkenen Produkti-

⁶ Memorandum 99, PapyRossa Verlag, Köln 1999, S. 199.

⁷ H. Flassbeck, Moderne Finanzpolitik für Deutschland, in: WSI-Mitteilungen, Nr. 8/1999, S. 500 ff.

onsniveau ausgingen, nicht zu einer Re-Industrialisierung und einem Beschäftigungsaufbau geführt hatten. Aber auch in dieser Situation konnte oder wollte die Mehrheit der etablierten Politiker und Ökonomen die Realitäten nicht zur Kenntnis nehmen.

Diese Realitäten sind dadurch geprägt, daß die hohen Transferleistungen vor allem dazu dienten, Ostdeutschland als zusätzlichen Markt für im Westen erzeugte Waren zu etablieren und zu erhalten. Die dabei erzielten Gewinne flossen größtenteils in die Lieferländer zurück und wurden nicht in Ostdeutschland investiert. Die dort existierenden Produzenten und Dienstleister beliefern aufgrund ihrer schwachen Konkurrenzfähigkeit und der entstandenen strukturellen Verwerfungen überwiegend nur den eigenen Markt und verfügen über einen außerordentlich geringen Exportanteil. Und an diesem Hauptdilemma wird sich nichts ändern, seine Wirkungen werden sich sogar weiter verschärfen, wenn die gegenüber den neuen Bundesländern verfolgte Wirtschaftspolitik nicht substantiell korrigiert wird. Auch die rot-grüne Bundesregierung hat bisher nicht bemerkt oder zumindest nicht darauf reagiert, daß der „Aufschwung Ost“ - ungeachtet dessen, daß der Kanzler ihn zur Chefsache gemacht hat - indessen fortschreitend zum „Abschwung Ost“ mutiert ist.

Eine Umkehr dieser Abwärtsentwicklung ist nur durch eine langfristige Orientierung aller Förder- und sonstigen Maßnahmen mit ökonomischer Relevanz für Ostdeutschland auf das Ziel zu erreichen, die dortigen Wertschöpfungspotentiale so weit zu verstärken und zu modernisieren, daß die ostdeutsche Wirtschaft wieder Marktanteile in Westdeutschland und im Ausland hinzugewinnen kann. Nur dadurch können überhaupt die Voraussetzungen dafür entstehen, die Transferzahlungen in die neuen Bundesländer einmal spürbar zu verringern. Eine solches Ziel ist nicht kurzzeitig zu erreichen. Dazu bedarf es eines neuen Konzepts, das eine kritische Überprüfung bisheriger Förderungsmaßnahmen auf ihre Ergebnisse sowie gegebenenfalls auch deren Korrektur und Aufhebung voraussetzt. Dazu gehört der Aufbau eines breiter als bisher gefächerten, zugleich aber stärker zweckorientierten wirtschafts- und finanzpolitischen Instrumentariums. Dieses muß Maßnahmen zur gezielten Förderung der Unternehmen in besonders zukunftsächtigen, innovativen Branchen und Bereichen mit hoher Wertschöpfung sowie der im Osten stark verbreiteten Mittel- und Kleinbetriebe umfassen. Die Förderung muß mit strengen Bedingungen, insbesondere hinsichtlich der Standortbindung für Investitionen von Großunternehmen und der Beschäftigungswirkungen, verknüpft werden. Zum Maßnahmenkatalog sollte aber auch - nicht flächendeckend, sondern auf ausgewählte Betriebsarten beschränkt und an konkrete Bedingungen geknüpft - die oft gescholtene Lohnsubventionierung gehören. Zur Wiederbelebung des Standorts Ostdeutschland erscheint es ebenso erforderlich, bei der Konzipierung von generellen, für die gesamte Bundesrepublik vorgesehenen Maßnahmen, zum Beispiel auf den Gebieten der Energie- und der Wissenschaftspolitik, die neuen Bundesländer überproportional zu berücksichtigen.⁸

⁸ Siehe hierzu auch: Memorandum 99, a.a.O., S. 212 ff.

Ein in die skizzierte Richtung zielendes Programm zur Förderung Ostdeutschlands als Wertschöpfungsstandort erfordert neben einem Umdenken der politisch Verantwortlichen zunächst auch mehr Mittel als bisher. Dies gilt um so mehr, als die Transferzahlungen zur Subventionierung der Kaufkraft nicht schnell reduziert werden können, ohne damit einen dramatischen sozialen Absturz in weiten Teilen Ostdeutschlands und die eine Massenabwanderung unter den jüngeren arbeitsfähigen Jahrgängen zu riskieren. Eine Fortsetzung der in den vergangenen zehn Jahren faktisch gescheiterten Politik gegenüber Ostdeutschland mit nur quantitativen Korrekturen kann den Prozeß des weiteren ökonomischen Zurückbleiben nicht aufhalten und ist keine gangbare Alternative.

Die deutsche Wirtschaftspolitik muß *zweitens* die Chance nutzen, die verstärkte, aber noch zu einseitig exportgestützte konjunkturelle Aufwärtsentwicklung soweit zu stabilisieren und zu stimulieren, daß sie in einen kräftigen und nachhaltigen Aufschwung übergeht. Dabei muß verhindert werden, daß sich - wie 1994/95 und 1997/98 geschehen - das Wirtschaftswachstum bereits wieder abschwächt, bevor es überhaupt dazu beitragen kann, die Lage am Arbeitsmarkt spürbar zu entschärfen. Dies ist unter den gegenwärtigen Bedingungen aber nur zu erreichen, wenn zu einem offensiven, konsequent auf die Verstärkung der Binnennachfrage gerichteten Kurs übergegangen wird. Dazu müssen jedoch alle für die Wirtschaftsentwicklung relevanten Politikfelder auf Wachstum ausgerichtet werden.⁹ Von isolierten Maßnahmen in einzelnen Politikbereichen, wie der Unternehmenssteuerreform, einen relevanten Beitrag zur Lösung des Beschäftigungsproblems zu erhoffen, ist dagegen illusorisch.

Betrachtet man die Tätigkeit des Schröder-Kabinetts seit Jahresfrist, dann muß bezweifelt werden, ob diese Regierung die skizzierten wirtschaftspolitischen Herausforderungen und Chancen wahrnehmen oder sich zumindest deutlich in dieser Richtung bewegen wird. Hinsichtlich der Ostdeutschland-Politik zeigen die bisherigen Aktivitäten, daß im Grunde auf dem vom Kohl-Kabinett beschrittenen Weg weitergemacht wird. Im Jahreswirtschaftsbericht 2000 wird unterstrichen, daß diese Regierung offenbar die Situation der ostdeutschen Wirtschaft genau so falsch einschätzt wie ihr Vorgänger. Dort wird ausdrücklich der Fehleinschätzung des Sachverständigenrates zugestimmt, daß „die transformationsspezifischen Nachteile des Wirtschaftsstandorts Ostdeutschland mehr und mehr in den Hintergrund treten und die noch existierenden Probleme vor allem strukturelle Ursachen haben.“¹⁰ Angesichts der Tatsache, daß es gegenwärtig in Ostdeutschland kaum ein Strukturproblem gibt, das nicht aus der Transformation dieses Teils Deutschlands vom Sozialismus zum Kapitalismus herrührt, zeugt dies von einem bemerkenswerten Unverständnis der Situation und läßt wenig für die künftige Politik erhoffen.

⁹ Siche hierzu: DIW-Wochenbericht, Berlin, Nr. 1-2/2000, S. 21 ff.

¹⁰ Jahreswirtschaftsbericht der Bundesregierung, S. 84/85.

Zugleich bestätigt die Praxis der rot-grünen Koalition, daß entgegen vielen an den Regierungswechsel geknüpften Hoffnungen nach dem Rücktritt Lafontaines eine überwiegend restriktive, im Kern an der gescheiterten Angebotstheorie orientierte und mehr unsoziale als sozial gerechte Elemente enthaltende Wirtschafts- und Finanzpolitik verfolgt wird. Das Kabinett wird dafür ja auch von der Unternehmenseite zunehmend gelobt. Der zum Dogma erhobene und ungeachtet einer Entspannung der aktuellen Haushaltssituation strikt beibehaltene restriktive Sparkurs der Regierung ist dafür ebenso ein Beispiel wie das nicht nur die Unternehmen schlechthin, sondern ganz speziell Großunternehmen und Fusionen begünstigende Steuerreformprojekt 2000.

Angesichts dieser Entwicklung ist zu befürchten, daß die Regierung die vorhandenen Herausforderungen und Chancen, durch eine expansive Wirtschaftspolitik zu einem nachhaltigen und beschäftigungswirksamen Konjunkturaufschwung beizutragen und gleichzeitig durch eine Neuorientierung der Politik gegenüber den neuen Bundesländern die Wiederbelebung des Wirtschaftsstandorts Ostdeutschland einzuleiten, nicht nutzen wird.

Zeitung für Linke



ak

analyse und kritik

www.akweb.de



regierungsunabhängig

Probexemplar (3DM in Briefmarken)
oder gleich ein Abo:
ak - Romburgstr.10 - 20255-Hamburg
Tel: 040-40170174 Fax: 040-40170175
Email: ak-redaktion@cl-hh.comlink.de

Rußlands Wirtschaft auf kapitalistischem Weg

Die Einschätzungen der russischen Wirtschaftsentwicklung, wie sie in der letzten Zeit vielfach von russischen und internationalen Experten vorgenommen wurden, sind in ihren Grundaussagen keineswegs einheitlich. Etwas vereinfacht gesagt stößt man auf zwei Tendenzen: Einerseits wird das Bild eines schier unaufhaltsamen Niedergangs gezeichnet, es werden die anhaltend negativen Wirtschaftsdaten, chaotische staatliche Rahmenbedingungen, verfehlte Privatisierungsmaßnahmen, dilettantischer Umgang mit gesetzgeberischen Maßnahmen, die gefährliche Zunahme sozialpolitischer Spannungen und vieles ähnliches mehr hervorgehoben. Andererseits mehren sich aber auch jene Analysen, die auf die dem russischen Wirtschafts- und Arbeitskräftepotential innewohnenden Kräfte, auf die große Differenziertheit des technischen Zustandes der Industrieunternehmen und auf die reale Möglichkeit verweisen, durch ein überschaubares Paket von Maßnahmen vor allem zur sachkundigeren und konsequenteren Handhabung der wirtschaftspolitischen Instrumente eine spürbare Besserung der Lage speziell im Bereich der effektiveren Auslastung der vorhandenen Kapazitäten und der Stimulierung sowohl inländischer wie ausländischer Investitionen zu erreichen, womit in relativ kurzer Frist durchaus hohe Wachstumsraten zu realisieren wären.

Ein Expertenteam der US-amerikanischen Beraterfirma McKinsey, das im vergangenen Jahr die russische Wirtschaft anhand der Situation in 10 Wirtschaftszweigen untersuchte, registriert zwar auch den seit 1992 anhaltenden steilen Fall der allgemeinen Wirtschaftsleistung (Rückgang des BIP pro Kopf um 40 %), das Absinken der Arbeitsproduktivität auf 19 % des USA-Niveaus, die Rückläufigkeit der Produktion in der Metallurgie und in der Ölförderung um 40 %, in der Zementindustrie um 65 %, in der Milch- und Backwarenindustrie um 50 % u.a.m., wobei sich die Beschäftigung in diesen Bereichen nur um 10 % verringerte. Allerdings lehnen die amerikanischen Spezialisten den heute oft zu findenden Vergleich der russischen Entwicklung mit Krisenprozessen in Entwicklungsländern ab und kommen insgesamt zu dem Schluß: „Die Beseitigung der heute in der russischen Wirtschaft vorherrschenden ungleichen Wettbewerbsbedingungen würde es Rußland erlauben, hohe Tempi des wirtschaftlichen Wachstums – bis zu 8 % - zu erreichen ... Die Modernisierung von 75 % der alten, aber lebensfähigen Betriebe könnte ein Produktionswachstum um 40 % bewirken... Der Umfang der Auslandsinvestitionen könnte in den nächsten zehn Jahren allein in der Ölförderung 80 Mrd. US-Dollar erreichen, d.s. 3 % des russischen BIP...“. „In der gesamten ökonomischen Sphäre“, so heißt es schließlich in der Studie, „konnten wir keine strukturellen Schranken feststellen, die Rußland daran hindern könnten, ein hohes Niveau der wirtschaftlichen Entwicklung zu erreichen.“¹

¹ Kommersant, Moskau, 19.10.99.

Das Krisenjahrzehnt

Betrachten wir einige Probleme etwas näher, die heute eine Schlüsselrolle in der realwirtschaftlichen Entwicklung Rußlands spielen. Zunächst zu den wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen der 90er Jahre (siehe Tabellen 1 u. 2): In den Zahlen widerspiegelt sich deutlich der *langanhaltende und umfassende Charakter* der russischen Wirtschaftskrise. Die fast durchgehenden Minusraten bieten ein eindeutiges und zugleich bedrückendes Bild.

Zudem zeigen die Tabellen den gewaltigen Schock, der in den Jahren 1991 bis 1993 unter dem Einfluß des neoliberal geprägten Versuchs eines abrupten Übergangs von der planwirtschaftlich-sozialistischen Kommandowirtschaft zu einer marktwirtschaftlich-kapitalistischen Ordnung mit einem steilen Anstieg der Inflation auf 2500 Prozent ausgelöst wurde und dessen Spuren und Nachwirkungen bis in die Gegenwart reichen.

Und es zeigt sich schließlich eine ziemliche *Ungleichmäßigkeit* der Entwicklung der einzelnen Bereiche. Während in der ersten Hälfte der 90er Jahre solche realwirtschaftlichen Indikatoren wie Verbraucherpreise, Industrieproduktion und Investitionen eine geradezu sprunghaft negative Entwicklung nehmen, verändern sich andere Indikatoren wie z.B. die Arbeitslosigkeit, der Außenhandel, ausländische Direktinvestitionen nur langsam, weniger sprunghaft und folgen erst zeitversetzt den Sprüngen in den oben genannten Hauptbereichen der Wirtschaft. In der Außenwirtschaftssphäre kam es erst in der zweiten Hälfte der 90er Jahre zum Ausbruch heftiger Krisenprozesse, als es Mitte 1998 innerhalb weniger Wochen zu einem starken Verfall des Rubels kam (von Mitte 1998 bis Februar 1999 verlor er 75 Prozent seines Wertes), die Nettoverschuldung im Bankensektor steil anwuchs (März 1998: 6,5 Milliarden US-Dollar) und eine akute Vertrauenskrise und massive Liquiditätsschwierigkeiten im Bankensektor um sich griffen. Allein im August 1998 wurden von 30 der größten Banken Spareinlagen in Höhe von 17 Milliarden Rubel abgehoben, sechs große Banken froren die Spareinlagen ihrer Kunden gänzlich ein und die nicht getätigten Zahlungen stiegen von August bis September 1998 innerhalb weniger Wochen von einer Million auf sieben Milliarden Rubel. Innerhalb eines Jahres, von Mitte 1997 bis Mitte 1998, verlor die russische Zentralbank (als Folge der wiederholten Interventionen zur Stützung des Wechselkurses) rund die Hälfte ihrer Währungsreserven, bis schließlich eine Abwertung des Rubels um 60 Prozent erfolgte.²

Hiervon ausgehend wurde eine Phase schwieriger und intensiver Verhandlungen mit dem Internationalen Währungsfonds und anderen internationalen Organisationen eingeleitet, die bis in die Gegenwart die Handlungsfähigkeit der russischen Wirtschaftspolitik erschweren und komplizieren.

² Kathrin Berensmann, Russische Währungs-, Finanz- und Schuldenkrise, Institut der deutschen Wirtschaft, Köln. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialpolitik, Heft 248, I/1999.

	1990	1991	1992	1993	1994	1995	1996	1997	1998	1999	2000*
BIP, real (%)	-3.0	-5.0	-14.5	-8.7	-12.7	-4.0	-5.0	0.4	-4.6	1.6	1.1
Industrieproduktion, real (%)	-0.1	-8.0	-18.0	-14.1	-21.0	-3.3	-4.0	-1.9	-5.2	6.9	0.9
Bruttoanlageinvestitionen, real (%)	-0.1	-15.0	-40.0	-12.0	-24.0	-10.0	-18.0	-3.6	-6.7	1.6	1.9
Privater Konsum, real (%)	+	+	+	+	0.1	-7.0	-4.0	2.3	-4.4	-7.5	3.3
Verbraucherpreise (%)	6.0	16.0	25.0	8.40	323.0	194.0	48.0	15.2	28.0	86.0	24.1
Bruttolöhne %	15.0	81.0	99.4	878	276	114	57.3	20.2	10.1	39.0	+
Bruttolöhne (durchschnittlich pro Monat in Rubeln)	+	+	+	+	220	472	806	965	1107	1561	1982
Arbeitslosenrate (%)	+	+	4.7	5.5	7.0	8.3	9.6	10.8	11.8	12.4	11.9
Budget/BIP %	+	+	+	+	-10.3	-3.1	-4.3	-4.6	-3.2	-4.0	-3.7

* Prognose

Quelle: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Wochenbericht 1999 und 49/99; Creditanstalt AG, Wien, Wirtschaftsinformationen aus Mittel- und Osteuropa IV/99

Tabelle 2: Ausgewählte Außenwirtschaftsindikatoren: Rußlands 1994 bis 2000

	1994	1995	1996	1997	1998	1999	2000*
Warenexporte, Mrd. USD	68.1	82.7	90.6	88.9	74.8	71.2	78.2
Warenimporte, Mrd. USD	50.5	61.9	67.5	71.7	57.4	40.3	46.3
Handelsbilanz, Mrd. USD	17.6	20.8	23.1	17.2	17.4	30.9	31.9
Leistungsbilanz, Mrd. USD	9.3	8.0	12.1	2.9	2.4	22.9	24.5
Ausländische Direktinvestitionen, Mrd. USD	0.6	2.0	2.5	5.3	2.2	2.3	2.8
Währungsreserven (ohne Gold), Mrd. USD	2.5	14.1	11.3	12.9	7.8	7.7	8.8
Bruttoauslandsverschuldung, Mrd. USD	119.3	120.4	125.0	130.8	150.8	153.9	149.8
Bruttoauslandsverschuldung in % des BIP	43.2	34.6	29.1	29.3	54.7	74.6	70.9
Wechselkurs: Jahresdurchschnitt Rubel/USD	2.21	4.56	5.13	5.79	9.73	24.37	29.81

*Prognose

Quelle: Creditanstalt AG, Wien, Wirtschaftsinformationen aus Mittel- und Osteuropa IV/99

Die dargestellten Tendenzen und krisenhaften Zuspitzungen in der russischen Wirtschaftsentwicklung stehen in engem Zusammenhang mit den widersprüchlichen Linien in der Wirtschafts- und Reformpolitik der russischen Regierung. Konzeptionell und personell lassen sich im Verlauf der 90er Jahre drei Etappen unterscheiden.³

³ Siehe dazu: W.N. Schenajew, Deneschnaja i kreditnaja sistemy Rossii. Moskau 1998, Seite 26 ff.

Die *erste Etappe*, die faktisch die Jahre 1992 und 1993 umfaßt, war die Etappe der sogenannten „Schocktherapie“, praktiziert von der nach dem Sturz Gorbatschows durch Jelzin eingesetzten Regierung Gaidar. Diese schob die in den Jahren zuvor in russischen Expertenkreisen geführten Diskussionen über notwendige Reformen in der sowjetischen Wirtschaft (z.B. die sogenannte Libermann-Diskussion, das „Programm der 500 Tage“ u.a.m.) beiseite und versuchte, gestützt auf neoliberal-monetaristische Konzepte und entsprechende Berater, eine abrupte Zerstörung des alten Wirtschaftsmechanismus und eine schnelle Freisetzung marktwirtschaftlicher Potenziale zu erreichen. Den Weg dazu sah sie vor allem in einer radikalen Liberalisierung der Preise und der Außenwirtschaft und in der Aufhebung der Planaufgaben für die Betriebe. Das Entscheidende dabei war die Orientierung auf die wirtschaftspolitische Priorität der Geldwirtschaft, der Preise, der Finanzen und der Währung, d.h. der Zirkulationssphäre, während Produktion, Investitionen, die strukturelle Entwicklung der Wirtschaft und ihrer Zweige wie auch die soziale Sphäre als zweitrangig und abgeleitet betrachtet wurden, weil deren Entwicklung sich sozusagen „von selbst“ unter dem Einfluß freigesetzter Marktkräfte vollziehen würde. Auf staatliche Regulierung sollte weitgehend verzichtet werden.

Hinzu kam die vorangetriebene Auflösung des militärisch-industriellen Komplexes als spezifischer Teil der alten sowjetischen Wirtschaftsorganisation. Der MIK bildete faktisch die Hauptstütze des technologischen Potenzials der UdSSR und einen wichtigen Faktor der Außenwirtschaft. In die gleiche Zeit fiel der beginnende Zerfall der Wirtschaftsbeziehungen mit den osteuropäischen RGW-Ländern sowie die von Jelzin herbeigeführte Auflösung der UdSSR, die die Tendenz der wirtschaftlichen und währungspolitischen Loslösung der früheren Unionsrepubliken von Rußland außerordentlich verstärkte.

Eine rasante Inflation setzte ein, bei der sich beispielsweise die Umlaufsumme des Geldes ab Mitte 1991 um zehn Prozent pro Monat, ab Januar 1992 um 20 Prozent und 1993 um 30 Prozent pro Monat erhöhte, was zugleich der Spekulation, der Korruption sowie der Schattenwirtschaft starke Impulse gab. Die mit dem Preisanstieg erhoffte baldige Herbeiführung eines neuen Gleichgewichts von Angebot und Nachfrage und die Anstöße für das Wachstum der Produktion blieben aus.

Die *zweite Etappe* unter Premierminister Tschernomyrdin umfaßte die Jahre 1993 bis 1998, in der die russische Regierung versuchte, unter Beibehaltung der schon von der Gaidar-Mannschaft gesetzten neoliberal-monetaristischen Orientierung einen mehr graduellen Weg des Übergangs zu marktwirtschaftlichen Strukturen zu gehen. Eine wesentliche Rolle sollte dabei das Abbremsen der galoppierenden Inflation und die Konsolidierung des Staatsbudgets, vor allem der Staatseinnahmen auf der Grundlage eines neuen Systems der Steuererhebung und Steuervergünstigungen zur Stimulierung der wirtschaftlichen Entwicklung, spielen.

Gegenüber der Gaidar-Konzeption war es vorrangig ein Unterschied in den Methoden der Wirtschaftspolitik. Es blieb bei der Priorität der Geldsphäre im

Lenkungsmechanismus der Wirtschaft und bei der groben wirtschaftspolitischen Vernachlässigung der materiellen Sphäre der Produktion sowie der sozialen Prozesse und Auswirkungen des Umbruchs. Trotz anfänglicher Erfolge bei der Zurückführung der Inflationsraten (bis auf elf Prozent 1997) führten die allgemeine Schwäche der makroökonomischen Bedingungen, die Fehlschläge im Privatisierungsprozeß, grobe Lücken sowie Mißstände und Willkür im Steuersystem und schließlich das Anwachsen der Auslandsverschuldung zu einer akuten Finanz- und Schuldenkrise, die 1998 zum Ausbruch kam.

Die *dritte Etappe* der russischen Wirtschaftspolitik begann (nach einer kurzen Interimsperiode mit Kirijenko als Ministerpräsident) mit der Regierungsübernahme durch Jewgeni Primakow im August 1998.

Man könnte diese dritte Etappe bezeichnen als Suche nach einem grundlegend alternativen wirtschafts- und sozialpolitischen Konzept des Übergangs zu einer marktwirtschaftlichen Ordnung, das auf ein komplexes Herangehen an die Hauptphasen der Wirtschaft orientierte. Als Hauptphasen der Wirtschaft wurden sowohl die Geldsphäre, die Staatsfinanzen als auch die Produktion und die Investitionen und schließlich die Außenwirtschaft angesehen. Im Vordergrund sollten zugleich die Stärkung der regulierenden Rolle des Staates, der Kampf gegen die Mißachtung der staatlichen Gesetze, gegen Korruption und Verbrechen sowie die Überwindung der akuten Finanzkrise und die Stabilisierung der Außenwirtschaftsbeziehungen, speziell die Verringerung der Auslandsverschuldung, stehen. Primakow selbst sprach von einer „Reformierung der Reform“, von der „Fortsetzung der marktwirtschaftlichen Umgestaltung der russischen Wirtschaft als Teil der Weltwirtschaft bei Festigung der regulierenden Rolle des Staates“, von der „Überwindung der sozialen Erschütterungen“ und der „Herbeiführung sozialer Stabilität im ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß“, als er im Frühjahr 1999 die Ziele seines Programms vor dem Weltwirtschaftsforum in Davos erläuterte.⁴

Es ist wohl – neben einigen günstigen äußeren Umständen wie dem Anstieg der internationalen Ölpreise und den positiven Auswirkungen der Rubelabwertung auf den Export – wesentlich der neuen Art des Herangehens an die Bekämpfung der Wirtschaftskrise und den veränderten Prioritäten der Wirtschaftspolitik der Regierung Primakow zu verdanken, daß sich im Ablauf des Jahres 1999, vor allem vom zweiten Quartal an, einige wichtige Parameter der Wirtschaftsentwicklung zum Positiven zu verändern begannen⁵ (z.B. BSP insgesamt, Industrieproduktion, Grundkapitalinvestitionen, Budgetdefizit). Dazu kamen erste Erfolge bei der Korrektur des gewaltigen Anwachsens der Summen der nichtausgezahlten Löhne. Die Summe der Lohnschulden ging von rund 76 Milliarden Rubel Ende 1998 auf rund 39 Milliarden Rubel Ende 1999 zurück und wurde damit faktisch halbiert. Die monatliche Preissteige-

⁴ Kommersant, Moskau, 02.02.1999.

⁵ Verband der deutschen Wirtschaft in der Russischen Föderation. Rußland 1999 – ein schmerzhaftes Erwachen, Moskau 1999, Seite 3 ff.

rungrate hat sich bei etwa 1,5 Prozent eingependelt und die Jahresrate für 1999 wird spürbar niedriger als 1998 sein.⁶

Als Ausdruck der politischen Instabilitäten und Unberechenbarkeiten in den Aktivitäten Präsident Jelzins und gefördert durch Machenschaften der liberalistischen Kräfte wurde Primakow als Ministerpräsident wieder entlassen, zunächst durch Stepaschin und Ende 1999 durch Wladimir Putin ersetzt. Mit dem Abtritt Jelzins hat zweifellos ein neuer Abschnitt in der Formierung der führenden politischen Kräfte Rußlands – personell wie konzeptionell – begonnen.

Die Frage eines längerfristigen, umfassenden Konzepts einer den realen Bedingungen Rußlands entsprechenden Wirtschafts- und Reformpolitik und Wegs seiner konsequenten Umsetzung ist weiterhin ungelöst und bildet wohl das zentrale innenpolitische Problem Rußlands in den nächsten Jahren. Erste Vorstellungen in dieser Richtung wurden im Februar dieses Jahres aus dem Wirtschaftsministerium der Putin-Regierung mit einem 3-Phasen-Modell bekannt.⁷ Danach sollen im Mittelpunkt einer ersten Entwicklungsphase (2000 bis etwa 2004) der tiefgreifende Umbau der Strukturen der materiellen Produktion, die Formierung eines effektiven institutionellen Rahmens (Steuer- und Banksystem, staatliche Exekutive, lokale Selbstverwaltung usw.) sowie die Lösung der angestauten sozialen Probleme stehen (mit einem bescheidenen jährlichen Wachstum von drei bis vier Prozent). In einer zweiten Phase sollen im Verlauf von fünf bis sechs Jahren eine spürbare Beschleunigung des wirtschaftlichen Wachstums (mindestens sechs Prozent) und die Verbesserung der Lebensbedingungen erreicht werden. Schließlich soll in einer dritten Phase nach 2010 (im Verlauf von etwa zwei bis drei Jahrzehnten) ein mit den entwickelten Staaten des Westens vergleichbares technologisches, wirtschaftliches und soziales Niveau geschaffen werden. Ein *Sofortprogramm* soll sich mit dem Ausbau ausgewählter Unternehmen wichtiger Industriezweige zu konkurrenzfähigen, transnationalen Gesellschaften, mit der Schaffung eines breiten Netzes kleiner und mittlerer Betriebe (produktiven und innovativen Charakters) und mit der Schaffung moderner euro-asiatischer Verkehrs- und Kommunikationswege befassen.

Unternehmen im Umbruch

Hier erscheint zunächst eine kurze Betrachtung der bisherigen *Ergebnisse der Privatisierung* zweckmäßig, wofür allerdings nur sehr lückenhafte Untersuchungen und recht widersprüchliche Einschätzungen vorliegen.

1993/94 wurde die „kleine Privatisierung“ – vor allem Geschäfte, Gaststätten und Dienstleistungsbetriebe bis zu 200 Beschäftigten oder einer Million Rubel Bilanzwert – begonnen. Als Käufer traten meist die eigenen Belegschaften auf, Privatpersonen nur in rund zehn Prozent der Fälle. Wesentlich schwieri-

⁶ Kommersant, Moskau, 04.02.00.

⁷ A.a.O. 01.02.00.

ger verlief und verläuft die „große Privatisierung“ der großen Staatsbetriebe, wobei zunächst in über 50 Prozent der Fälle auch hier die Belegschaften die Aktien übernahmen und die früheren Leitungskräfte faktisch zu den neuen Aktionären wurden. Bei der „Voucher-Privatisierung“ erhielten Betriebsangehörige unentgeltlich Aktien, die jedoch im Gefolge meist an Investmentfonds und an private Dritte verkauft wurden. Stark gefördert wurde dies durch oft langanhaltendes Ausbleiben der Lohnzahlungen. Nach Angaben des Instituts der deutschen Wirtschaft waren 1996 noch rund 45 Prozent der Unternehmen in Staatseigentum, rund 35 Prozent waren Privateigentum mit staatlichem Anteil und 18 Prozent Privateigentum, darunter ein Prozent ausländisches Eigentum. 1994 bis 1997 wurden dann neue Anläufe gemacht, die eine „echte“ Privatisierung, d.h. ein wirklich durch Kauf entstandenes Eigentum zum Ziel hatte. Eine wichtige Rolle spielte dabei das Mitte 1997 in Kraft getretene Gesetz über die Privatisierung des Staatseigentums und Grundlagen der Privatisierung von Kommunalem Vermögen. „Es begann“, so schrieb dazu das Institut der deutschen Wirtschaft, „eine Art Bankenkrieg, der die russische Privatisierung in ein neues Stadium geführt hat: Nachdem die Eigentumsrechte zuerst vor allem in den Händen von Kleinaktionären (Belegschaften) gelegen haben, gingen sie dann eher an Großaktionäre (Management) und schließlich an institutionelle Anleger (Banken)“.⁸ Nach den offiziellen statistischen Angaben arbeiteten Mitte 1999 in privatisierten Unternehmen 19 Millionen Erwerbstätige, d.s. lediglich ein Viertel der Gesamtbeschäftigten. Von der Gesamtzahl der privatisierten Betriebe entfielen über 80 Prozent auf die Kategorien Handel, Gaststätten und Sonstige, nur 8 Prozent auf die Industrie.⁹

Mechanismen zum Schutz und zur Garantie der neuen Eigentumsrechte wurden faktisch nicht wirksam. Der Staat profitierte von der Privatisierung kaum. Die Einnahmen aus der Privatisierung betragen 1997 23,3 Milliarden Rubel und 1998 15,2 Milliarden Rubel. Zudem gab es wachsenden Widerstand gegen eine geradlinige Fortsetzung der Privatisierung sowohl in politischen Parteien, in der Duma und vor allem in den Betrieben, in denen die Belegschaften alles andere als Vorteile von diesen Aktivitäten hatten. Von der Duma wurde außerdem ein Gesetzentwurf auf den Weg gebracht, der vorsieht, daß „strategische Unternehmen“ im Privatisierungsprozeß gesonderten Regeln unterliegen und z.B. die Anteile ausländischer Aktionäre auf unter 25 Prozent beschränkt werden sollen. Privater Bodenerwerb ist nach dem Stand der russischen Gesetzgebung bisher nur in einigen Regionen, darunter in Moskau, zugelassen.¹⁰

Die heftigen Auseinandersetzungen um die weitere Gestaltung der ordnungspolitischen Rahmenbedingungen dauern weiter an und werden durch die instabile politische Lage besonders erschwert.

⁸ IWD-Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft, Köln, 11.12.97.

⁹ Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin, Wochenbericht 49/99 S. 16 u. 49.

¹⁰ Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin, Wochenbericht 19/99, S. 359-360.

Unter den aktuellen Problemen der heutigen russischen Wirtschaftsentwicklung nimmt offensichtlich die *Schwäche der Investitionstätigkeit*, damit die *fehlenden Voraussetzungen für Innovationen*, das Desinteresse vieler bisheriger und potentieller Investoren, inländischer wie ausländischer, eine Schlüsselrolle ein. In ihrem Kern ist die russische Wirtschaftskrise eigentlich eine Investitionskrise – so formulieren es viele Beobachter – die engstens mit den Funktionsschwächen des Wirtschaftsmechanismus und der fehlenden Wirksamkeit der staatlichen, gesetzgeberischen und wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen einer mit vielen Einseitigkeiten und Ungereimtheiten behafteten marktwirtschaftlichen Ordnung zusammenhängt. „Es gibt in Rußland weder ein schlechtes noch ein gutes Investitionsklima – es gibt überhaupt keines“, schreibt ein russischer Kommentator in der aktuellen Debatte zu diesem Thema.¹¹ Und aufschlußreich ist, was die Wiener Creditanstalt in ihrer Rußland-Analyse III/99 feststellt: „In diesem Sinn“, so schreiben die österreichischen Wirtschaftsforscher, „sind die Ergebnisse der Privatisierung in Rußland...gegenüber der Schaffung eines geeigneten Investitionsklimas und eines wirtschaftlichen Umfeldes mit niedrigen Markteinstiegsbarrieren von untergeordneter Bedeutung.“¹²

Um ein wirklich konkretes Bild der wechselseitigen Verflechtung von Investitionsschwäche, widersprüchlichem Verlauf der Wirtschaftsreformen sowie von groben Mängeln bei der Lösung der aufgetretenen Probleme zu bekommen, erscheint es zweckmäßig, die allgemeine volkswirtschaftliche Betrachtung etwas zu verlassen und sich einige aktuelle Prozesse und Konflikte auf der *Unternehmensebene* näher anzusehen. Dazu eignen sich zwei der russischen Wirtschaftspresse¹³ entnommene aufschlußreiche Fallbeispiele, in denen sich die harten und langwierigen Auseinandersetzungen oder sogar Kämpfe widerspiegeln, die sich – oft mit verwirrenden und wenig vornehmen Mitteln – um die Gestaltung der marktwirtschaftlichen Bedingungen, um die Rechte von Aktionären, Eigentümern, Betriebsleitungen und Belegschaften, Banken und staatlichen Organen in der russischen Wirtschaft abspielen.

Fallbeispiel Nr. 1: Die Lomonossow- (einstmals „zaristische“) Porzellanmanufaktur, Petersburg. Sie wurde 1993 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Die Aktien wurden zunächst an die Belegschaft verteilt. Als die Beschäftigten über lange Zeit keinen Lohn erhielten, wurde der Großteil der Aktien von amerikanischen Investmentfonds – TUSRIF und KKR – aufgekauft. Die Vertreter dieser Fonds, die 60 Prozent der Aktien besaßen, veranlaßten dann den Generaldirektor des Werkes Jewgeni Barkow zu einer Vereinbarung über die weitere Entwicklung des Werkes und über einen langfristigen Geschäftsplan. Nach kurzer Zeit jedoch mobilisierte Barkow die Stimmung der Arbeiter, die Briefe an die Gewerkschaftsführung und an den russischen Prä-

¹¹ Kommersant, Moskau, 18.11.99.

¹² Creditanstalt AG, Wien, Wirtschaftsinformationen aus Mittel- und Osteuropa III/99, S. 49.

¹³ Kommersant, Moskau, 18.11.99.

sidenten schrieben, mit der Forderung, die 1993 erfolgte Privatisierung wieder rückgängig zu machen. Als die Besitzer der Aktienmehrheit nochmals im Lomonossowwerk erschienen, verwehrt ihnen Barkows Wachmannschaften den Zutritt. Gleichzeitig wurde eine juristische Überprüfung der 1993 begonnenen Privatisierung durch das Ministerium für Staatsvermögen und das Petersburger Arbitragegericht veranlaßt. Schließlich wurde im Oktober 1998 auf Grund der festgestellten Prozedurfehler und Verletzungen die Privatisierung für unwirksam erklärt, da, wie es hieß, fiktive Aktien verkauft wurden. Unklar blieb allerdings, was nun die ausländischen Käufer anstelle ihrer Aktien bekommen sollten. Das Ministerium entwarf einen mysteriösen Plan, nach dem der Betrieb zweigeteilt werden soll, wobei ein Teilbetrieb das Vermögen zurückgeben soll, das bei der Umwandlung in eine Aktiengesellschaft ungesetzlich erworben wurde und ein zweiter Teilbetrieb den ausländischen Aktionären das Vermögen und die Gewinne übergeben soll, die seit dem Kauf der Aktienmehrheit im Betrieb erarbeitet wurden. Die mehrfache Anfrage, wie das alles funktionieren soll, blieb das Ministerium bisher schuldig.

Fallbeispiel Nr. 2: Das Atschinsker Tonerde-Kombinat. Das Kombinat war bis 1996 Teil des Krasnojarsker Aluminiumwerkes. In dieser Zeit wuchsen die Schulden des Kombinats auf eine Milliarden Rubel, die Kreditgeber klagten und darauf wurde eine „Außenverwaltung“ für das Kombinat eingesetzt. Außenverwalter wurde der Vertreter der Alpha-Bankengruppe Gleb Fetisow, der jedoch bald auf Druck des Krasnojarsker Aluminiumwerkes „wegen Unfähigkeit“ durch den Vertreter des Aluminiumwerkes Nail Nasyrow ersetzt wurde.

Im Gegenzug verband sich die Alpha-Gruppe mit den Krasnojarsker örtlichen Organen, die mit dem Aluminiumwerk in Konflikt standen. Jetzt griff der Gouverneur Alexander Lebed ein und hob die Ernennung Nasyrows zum Außenverwalter auf. Dieser jedoch lehnte es ab, die Angelegenheit an die Vertreter der Alpha-Gruppe und des Aluminiumwerkes zurückzugeben und entwarf einen Entschuldungsplan, der durch das Atschinsker Kombinat und ein anderes Aluminiumwerk in Bogolowsk abgedeckt werden sollte. Darauf ließ Fetisow, also die Alpha-Bankengruppe, mit Unterstützung der Miliz das Atschinsker Tonerdekombinat besetzen und das Tscheljabinsker Schiedsgericht lehnte das Ersuchen von Gouverneur Lebed über eine Verlängerung der Außenverwaltung des Betriebes ab und entschied, daß die Kontrolle über das Kombinat sein Eigentümer, das Krasnojarsker Aluminiumwerk, ausüben soll. Alle buchhalterischen Dokumente des Kombinats, Stempel, Petschaften usw. sollten unverzüglich in Anwesenheit des Gerichts an das Krasnojarsker Aluminiumwerk als Eigentümer übergeben werden. Gouverneur Lebed jedoch lehnte diese Festlegung ab und verlangte ein neues juristisches Gutachten. Der Generaldirektor des Krasnojarsker Aluminiumwerkes, der als offiziell bestätigter Eigentümer-Vertreter die Leitungsgeschäfte des Kombinats wieder in die Hand nehmen soll, bemüht sich bisher vergeblich, seinen Platz einzunehmen. Das Tonerde-Kombinat wird nach wie vor von Fetisow als Vertreter der Alpha-Bankengruppe geleitet.

Die Fallbeispiele, denen man zahlreiche weitere – wie die Papier- und Zellstofffabrik in Wyborg, das Stahlwerk in Kusnezsk, das Erzaufbereitungskombinat Katschkanar im Ural u.a.m. – hinzufügen kann, werfen ein Licht auf akute Schwächen und Konflikte im gegenwärtigen russischen Wirtschaftsmechanismus, im Verhältnis zwischen Unternehmen und staatlicher Gesetzgebung bzw. der Tätigkeit ihrer Organe. Oft entwickeln sich daraus regelrechte Skandale, die die Unternehmenstätigkeit völlig lahmlegen. Den Hintergrund bilden sowohl ökonomische wie juristische Fragen, aber auch Willkür bei der Anwendung oder Auslegung von Gesetzen, dunkle Machenschaften von Wirtschaftsmanagern oder alten Leitungskräften, aber auch Nichtbeachtung der Probleme und Lebensbedingungen der Belegschaften, ihres Rechtsempfindens und ihrer traditionellen Bindungen zu ihren Betrieben. Insgesamt gesehen gehen von solchen Konflikten starke negative Rückwirkungen auf das gesamte Investitionsklima in den Regionen und Städten und auf das Herangehen von potenziellen Investoren an mögliche Investitionsentscheidungen aus. Heute sind es sehr oft nicht so sehr die technologische und ökonomische Leistungsfähigkeit der Betriebe, die positiven oder negativen Investitionsentscheidungen zugrunde liegen, sondern vielmehr die Frage, über welche Verbindungen diese Betriebe verfügen und welche Möglichkeiten sie haben, die staatlichen Machtorgane über Lobbytätigkeit zu beeinflussen.

Investitionsschwäche und Kapitalflucht

Ein anderer Aspekt der Investitionsschwäche und der allgemeinen Instabilität der russischen Wirtschaft ist die Kapitalflucht, d.h. der illegale – an der Steuer- und Zollgesetzgebung vorbei – Abfluß von Kapital ins Ausland. In der russischen Wirtschaftsliteratur wird über diese Frage gegenwärtig eine breite Diskussion geführt, die engstens mit der weiteren Gestaltung der russischen Außenwirtschaftsbeziehungen, d.h. mit der Frage nach stärkerer Abschottung oder mehr Offenheit gegenüber der Weltwirtschaft und deren Finanzströmen, verknüpft ist.

Für Rußland selbst ist die Situation ein fehlerhafter Kreislauf. Wegen der schlechten Investitionsbedingungen und des schlechten Investitionsklimas im Lande „fliehen“ große Mengen Geldkapital ins Ausland, meist zu rein spekulativen Zwecken. Dieser Kapitalabfluß wiederum erschwert die notwendige Belegung der Investitionen im Lande und damit eine baldige Stabilisierung des realwirtschaftlichen Wachstums wie auch der finanziellen Situation. Wieviel „Fluchtkapital“ der russischen Wirtschaft verloren geht, weiß niemand genau. Wissenschaftliche Institute wie auch offizielle Stellen geben sehr unterschiedliche Einschätzungen. Sie schwanken für den Zeitraum seit 1992 zwischen 50¹⁴ und 300 Milliarden US-Dollar¹⁵. Auch für die Gegenwart

¹⁴ Schätzung des Instituts für Ökonomie der RAW.

¹⁵ Schätzungen des russischen Wirtschaftsministeriums sowie des Zentrums zur Erforschung von Finanz- und Bankproblemen der RAW. Siehe Kommersant, Moskau, 02.11.1999.

stößt man auf sehr unterschiedliche Zahlen. Nach Angaben der Zentralbank verlassen monatlich eine bis 1,5 Milliarden US-Dollar das Land. Andere sprechen von drei Milliarden pro Monat. Manche wollen eine allmähliche Verbesserung der Situation erkennen und meinen, daß der illegale Teil des Kapital-exports etwas zurückgegangen sei – von circa 3/4 auf 1/3 des gesamten Kapital-exports.

Auf jeden Fall fließen heute große Geldsummen ins Ausland. Fiktive oder manipulierte Warenimport- und Warenexportverträge spielen dabei eine wesentliche Rolle. Vergleiche statistischer Angaben im Inland und Ausland zeigen, daß in Ländern außerhalb Rußlands zehn bis zwölf Prozent mehr russische Waren importiert werden als aus Rußland offiziell als Export in diese Länder ausgewiesen werden. So übersteigt z.B. bei Fisch und Meeresprodukten der von anderen Staaten ausgewiesene Import aus Rußland den Umfang des offiziellen russischen Exports um das fünf- bis siebenfache. Westliche Angaben über russische Firmengründungen in Offshore-Zonen sind um ein Mehrfaches höher als die Zahl der vom russischen Wirtschaftsministerium erteilten Lizenzen für solche Gründungen (nach russischen Angaben 2.000 Lizenzen, nach Angaben aus westlichen Staaten weit über 10.000).

Die Methoden des illegalen Kapitalabflusses sind also sehr vielfältig. Unter anderem gehören dazu auch die Ausnutzung des Unterschiedes zwischen Binnenmarkt- und Weltmarktpreisen, z.B. im Ölgeschäft, die Nutzung von Zwischenhändlerfirmen in Offshore-Zonen, über die hauptsächlich die Abrechnungen abgewickelt werden, aber auch fiktive Kreditverträge (Kredite werden zurückgezahlt, obwohl sie gar nicht gewährt wurden) und schließlich auch der umfangreiche Bereich der Beratungsdienste, der gegenwärtig in Rußland weit verbreitet ist. Berater aus westlichen Firmen befinden sich in großer Zahl in russischen Unternehmen. Sehr oft zahlen russische Firmen dafür Millionen Dollar, obwohl der reale Wert der Beratung nur einen Bruchteil ausmacht. Den „Unterschied“ teilt man sich mit der westlichen Beraterfirma oder Bank.¹⁶

In der Diskussion um mögliche Maßnahmen gegen die Kapitalflucht sprechen sich die meisten russischen Wissenschaftler wie auch Wirtschaftsfachleute gegen rein administrative Kontrollmechanismen bzw. gegen rigorose Abschottungsmaßnahmen aus. Es müssen ökonomische Methoden der Kontrolle und Regulierung gefunden werden, und zwar jeweils spezifisch für den Warenimport und -export, für den Dienstleistungshandel und für Kreditbeziehungen. So werden unter anderem steuerpolitische Maßnahmen diskutiert, mit deren Hilfe die Bedingungen der Umwandlung von im Lande erwirtschaftetem Geldkapital in Realinvestitionen steuerlich begünstigt werden könnten. Ein anderer Weg könnte die schnellere Annäherung der Binnenmarktpreise an die Weltmarktpreise, vor allem im Öl- und Gasgeschäft, bei Rohstoffen und bestimmten Lebensmitteln sein.

¹⁶ Kommersant, Moskau, a.a.O.

Entscheidend wird jedoch die enge Verknüpfung des Problems mit der Lage auf den internationalen Finanzmärkten sein, wo besonders seit der asiatischen Finanzkrise 1997 über die Notwendigkeit einer stärkeren internationalen Regulierung der Finanzströme, über internationale Überwachungsmechanismen auf diesem Gebiet u.a.m. lebhaft Diskussionen geführt werden. Von amerikanischen und europäischen Wissenschaftlern wie auch von Politikern (wie z.B. Oskar Lafontaine) wurden dazu schon verschiedene Projekte entworfen; jedoch scheitern diese immer wieder am Widerstand einflußreicher Kreise des internationalen Finanzkapitals, deren Interesse an möglichst weitgehend liberalisierten globalen Finanzmärkten sich bisher durchgesetzt hat.

Es geht also letztlich nicht um ein russisches Problem, aber für Rußlands weitere Wirtschaftsentwicklung ist die Eindämmung der spekulativen Geldbewegungen besonders akut und wichtig. So hat sich der russische Finanzpolitiker und Vorsitzende des Rates für ökonomische Sicherheit bei der russischen Regierung Alexander Schochin für ein gemeinsames Vorgehen und ein gemeinsames Programm mit westlichen Staaten, Banken und internationalen Finanzinstitutionen zur Regulierung der internationalen Kapitalbewegungen, vor allem zur Bekämpfung der sogenannten Geldwäsche-Machenschaften in den Offshore-Gebieten, ausgesprochen und ein umfassendes System gegenseitiger Informationen, z.B. über illegale und halblegale Machenschaften russischer Waren- und Geldexporteure in internationalen Offshore-Gebieten vorgeschlagen. Weiterhin schlägt Schochin vor, außerhalb Rußlands eine Art „Fonds für Investitionen in die russische Wirtschaft“ einzurichten, der ohne Beteiligung des russischen Staates und der russischen Regierung arbeiten sollte, wo russische Kapitalisten ihrem Streben nach Geldgeschäften auf den internationalen Kapitalmärkten nachgehen können, dabei Gewinne machen und der Fonds zugleich für einen Rückfluß eines großen Teils der Gelder in Investitionsprojekte in der russischen Wirtschaft sorgt. Von der Russischen Regierung würden die in diesen Fonds aus Rußland fließenden Dollar als legaler Export akzeptiert werden, der positive ökonomische Effekte sowohl für die Anleger des Fonds als auch für die innere russische Wirtschaftsentwicklung haben könnte.¹⁷

Ein solcher oder ähnlicher Weg wird auch als Synthese im Streit um mehr Abschottung oder mehr Offenheit gegenüber der Weltwirtschaft angesehen, wobei den Nutzen sowohl westliche Finanzkreise als auch russische Wirtschaftsunternehmen und Banken haben könnten. Im Kern geht es darum, den unkontrollierten Abfluß von Kapital aus Rußland einzuschränken und ökonomische Wege zu finden, das Geldkapital nicht in internationale spekulative Kanäle fließen zu lassen, sondern es in realwirtschaftliche Investitionsprojekte in Rußland zu lenken.

In ihrer Herbstanalyse 1999 schreibt die Wiener Creditbank: „Aus der Zahlungsbilanz ist ersichtlich, daß die Kapitalabflüsse aus Rußland anhalten...

¹⁷ Ebenda.

Wenn es zu einer Umkehr der Kapitalflucht kommt bzw. zu einem Stillstand oder zumindest zu einem Nachlassen, kann sich die Lage in Rußland wesentlich verbessern, wenn Investitionen getätigt werden.“ Für die österreichischen Experten ist dabei eine Voraussetzung, daß politische Stabilität (eventuell nach der Neuwahl des russischen Präsidenten) und auch die Wirtschaftspolitik besser vorhersehbar wird. „Tritt diese Situation ein, kann bereits 2001 ein Wirtschaftswachstum von über 2 % erreicht werden... In den Jahren 2002 bis 2004 könnte sich das Wachstum auf 4-5 % beschleunigen.“¹⁸

Welcher Kapitalismus ?

Abschließend noch einige Bemerkungen zur Diskussion um den Verlauf und den Stand der gesellschaftlichen Reformprozesse, speziell der kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Transformation in Rußland.

Von vielen Beobachtern in westlichen Ländern wie auch von offiziellen internationalen Institutionen wie z.B. der Europäischen Union, dem Internationalen Währungsfonds u.a. werden heute immer wieder ein zu langsames Tempo, ungenügende Konsequenz, mangelhafte konzeptionelle Klarheit und viele ordnungspolitische Verzerrungen bei der Einführung der marktwirtschaftlichen Strukturen, Mechanismen und Rahmenbedingungen in Rußland beklagt. „Die Privatisierung in Rußland“, schreibt z.B. das Institut der deutschen Wirtschaft in einer Analyse, „fußt noch immer auf einer schmalen Basis und hat zu keinem umfassenden Systemwandel geführt.“¹⁹ Und die West-LB schreibt in ihrer Prognose für die Jahre 1999/2001: „Schwer einzuschätzen ist nach wie vor die Lage in Rußland..., allen einflußreichen politischen Strömungen mangelt es an klaren wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Konzepten. Vor diesem Hintergrund ist wenig wahrscheinlich, daß in absehbarer Zeit eine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung westlicher Prägung installiert werden kann. Eine Marktwirtschaft bedarf eines starken Staates, der den ordnungspolitischen Rahmen setzt und die Einhaltung der Spielregeln garantiert. Beides ist in Rußland nicht gegeben. Es fehlt fast an allem, was eine Marktwirtschaft auszeichnet. Vor diesem Hintergrund muß man davon ausgehen, daß die wirtschaftliche Lage in Rußland labil und das Land auf Jahre hin auf Hilfen aus dem Westen angewiesen bleibt.“²⁰

Dieser nach Meinung vieler Beobachter unbefriedigende Stand der marktwirtschaftlichen Transformation, oder wie manchmal gesagt wird, „zu wenig Kapitalismus“ werden als Hauptursache für die Instabilität und Krisenhaftigkeit der ökonomischen Entwicklung, für das Ausmaß an Korruption, Bestechung und Spekulation, für die vielfache Umgehung staatlicher Regeln und Gesetze, für ansteigende Verbrechenszahlen und alle möglichen Mängel und Krank-

¹⁸ Creditanstalt AG, Wien, Wirtschaftsinformationen aus Mittel- und Osteuropa III/99, Seite 49.

¹⁹ IWD-Informationdienst der deutschen Wirtschaft, Köln, 11.12.99, S. 7.

²⁰ West-LB, Deutschlandprognose 1999/2001, Wieder auf Wachstumskurs, Düsseldorf, 1999, S. 7.

heiten der gegenwärtigen Entwicklung angesehen. Der Maßstab für solche Urteile und Wertungen ist dabei immer wieder, inwieweit im Prozeß der Transformation der russischen Wirtschaft jene Strukturen und Regeln, Mechanismen und Rahmenbedingungen angewandt oder sogar kopiert werden, wie sie sich in den westlichen Industriestaaten in vielen Jahrzehnten herausgebildet haben. Auch für die Beratungen und Entscheidungen über Unterstützungsmaßnahmen und Hilfe, speziell bei Verhandlungen über Kreditschulden und für die Neugewährung von Krediten an Rußland werden diese Kriterien angelegt. Man kann wohl sagen, daß es bei alledem in erster Linie um die Forderung nach möglichst günstigen Bedingungen für die Aktivitäten der großen westlichen Konzerne und Banken auf den russischen Waren- und Kapitalmärkten geht.

Natürlich wird niemand übersehen, daß wir es in Rußland heute mit einem noch „jungen“ und „wildem“ Kapitalismus, einem „Hauruckkapitalismus“, wie er oft genannt wird, zu tun haben, der sich in einem stürmischen und konfliktreichen Prozeß aus einem tiefen Zusammenbruch aller staatlichen, politischen und wirtschaftlichen Strukturen der alten UdSSR heraus entwickelt, der noch verknüpft ist mit postsozialistischen Merkmalen, Mentalitäten und Verhaltensweisen wie auch mit historisch langfristig gewachsenen Traditionen, was sich alles in seiner heutigen Gestalt und in seinen Entwicklungsformen widerspiegelt. Jedoch kann man wohl feststellen: In vielen Merkmalen seiner Entwicklung ist der russische Kapitalismus, wie er heute existiert, zunächst *ein Kapitalismus wie jeder andere*. Die Grundlagen der Wirtschaft, die immer stärker privatwirtschaftlich geprägten Eigentums- und Entscheidungsstrukturen, die bestimmende Rolle der Konkurrenz in den Beziehungen der Unternehmen untereinander, die ständigen konjunkturellen Schwankungen der wirtschaftlichen Parameter, die schnelle soziale Differenzierung und Polarisierung der Bevölkerung, die Herausbildung reicher und superreicher oligarchischer Gruppen und deren bestimmende Einflußnahme auf gesellschaftliche Entscheidungen, die Ausbreitung der Arbeitslosigkeit und Armut, die Eskalation von Korruption und Bestechung, von spekulativen Geldgeschäften und von Geldwäsche, das Unterlaufen staatlicher Gesetze und Reglements usw. – all dies sind Merkmale, wie sie ebenso oder ähnlich in allen kapitalistischen Ländern des Westens gegeben sind. Spezifika, Besonderheiten und verschiedenartige Erscheinungsformen sind dabei schon ein abgeleitetes Problem.

Dieser ersten Feststellung sollte man *eine zweite Feststellung* hinzufügen: Rußland befindet sich heute – um den Preis seiner Existenz und seiner Perspektive als großer staatlicher und gesellschaftlicher Organismus – auf der *Suche nach einem eigenen Profil*, nach einer eigenen Ausprägung der neu entstehenden kapitalistischen Verhältnisse in Ökonomie, Politik, Kultur und Gesellschaft. Hier kann man wirklich von einer noch offenen und stark beeinflussbaren Situation sprechen, die natürlich gegenwärtig auch ihre komplizierten Rückwirkungen auf die Lösung der akuten Wirtschaftsfragen und sozialen Probleme hat.

In Anlehnung an die in der marxistischen Literatur der 80er Jahre geführten Diskussionen über unterschiedliche „Varianten“ oder „Typen“ des Kapitalismus kann man sich heute die brisante Frage vorlegen, welche Variante der kapitalistischen Entwicklung sich in Rußland herausbilden und seine Perspektive in den nächsten Jahrzehnten bestimmen wird. Eine klare Antwort ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt wohl nicht möglich. Auf jeden Fall hat in Rußland seit einiger Zeit eine lebhafte Debatte über die künftige Orientierung begonnen. Eine wesentliche Rolle dabei spielen vor allem das künftige Verhältnis von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat, die „soziale Komponente“ und ihre Rolle in der gesellschaftlichen Werteskala, die Gestaltung der Demokratie über die allgemeinen Formeln von Liberalismus und Pluralismus hinaus, die Stellung des Landes in den internationalen Beziehungen u.a.m.

In der russischen Diskussion gibt es Anhänger der „*europäischen Orientierung*“, die eine enge Anlehnung an die europäischen Integrationsprozesse sowie das Modell der „sozialen Marktwirtschaft“, wie es sich in den Nachkriegsjahren in Westeuropa herausgebildet hat, anstreben. Daneben gibt es die Anhänger der *liberalistischen und mehr globalen Orientierung* mit stärkerer Anlehnung an die Entwicklungsformen der Marktwirtschaft und gesellschaftlicher Strukturen in den USA. Mit großer Aufmerksamkeit werden in Rußland, das ja geographisch und z.T. auch kulturell ein euro-asiatisches Land ist, die Erfahrungen Japans verfolgt. Vor allem aber gibt es daneben eine ziemlich breite Diskussion über die sog. „*russische Identität*“ bzw. die „*russische Idee*“. Hier geht es um das Anknüpfen an längerfristig wirksame Traditionen der russischen Geschichte, um kulturelle Eigenheiten und Mentalitäten, auch um das Erbe der siebzigjährigen Geschichte der UdSSR, um die Rolle Rußlands als Großmacht und aktiver Gestalter der äußeren Bedingungen, um das besondere Gewicht seines inneren Marktes, um die traditionelle Rolle des Militärs im gesellschaftlichen Leben Rußlands, um Erfordernisse, die aus dem multinationalen und multikulturellen Charakter der Gesellschaft in Rußland erwachsen, um den Stellenwert der Beziehungen zu den ehemaligen Sowjetrepubliken, d.h. zum „Nahen Ausland“, wie sie heute genannt werden. Dazu gehört aber auch die Frage nach dem Umgang mit postsozialistischen Strukturen, wie z.B. mit der Existenz eines relativ starken staatlichen Sektors in der Volkswirtschaft wie auch die Frage nach eventuell neuartigen Organisationsformen der dazu gehörenden Unternehmen, die sich als selbständige, aber nichtprivatkapitalistische Einheiten mit dominierendem Einfluß öffentlicher, kommunaler oder genossenschaftlicher Körperschaften den Regeln des marktwirtschaftlichen Wettbewerbs unterwerfen u.a.m.

Diese unter den russischen Intellektuellen wie auch in der politischen Elite geführten Diskussionen werden sich in starker Abhängigkeit von den politischen Kräfteverhältnissen im Lande weiterentwickeln und darüber mitentscheiden, in welcher Richtung sich schließlich der russische Kapitalismus von morgen und übermorgen formieren wird und welchen Einfluß er auf die anderen europäischen Länder und auch im globalen Maßstab ausüben kann. Man darf nicht vergessen, daß auch im Westen neuerdings das gesellschaftspolitische Denken

immer mehr in Bewegung kommt und nach neuen Antworten auf die tiefgreifenden Veränderungen in Wissenschaft und Technik, in der Gesellschaft, in der Arbeitswelt, in den kulturellen Wertvorstellungen und im internationalen Zusammenleben der Völker gesucht wird. In diesen Gesamtprozeß muß man sicher auch die Perspektiven des russischen Kapitalismus und seiner Entwicklungsvariante einordnen.

Z - Nr. 43

erscheint Anfang September 2000

mit dem Schwerpunktthema
„Staat und großes Kapital“

Mit Beiträgen u.a. von Gretchen Binus (Thyssen-Konzern), Horst Heiningner („Profitdominanz“), Jörg Huffschmid (Staat und Kapital heute), Leo Mayer (Konzerne und Staat in der EU), Hans See (Kriminelle Ökonomie)

Außerdem Beiträge zur Marx-Engels-Forschung von Hans-Jörg Schimmel („Der Entwicklungsgang des Werts“) und Wolfgang Förster („Naturauffassung des jungen Marx“) sowie Kommentare zu den MEGA-Bänden IV/31 (Naturwissenschaftliche Exzerpte und Notizen 1877-1883) und IV/32 (Die Bibliotheken von Marx und Engels) von Hubert Laitko und Jürgen Stroech.

Weitere Beiträge u.a. zur Kritik von M. Houellebecq („Sexualität und Ökonomie in der Kampfzone“) von Michael Zander sowie von Michael Benjamin über „Elitenwechsel in der ostdeutschen Justiz“ und Georg Stamatis zu „Automatization der Produktion und Lohnarbeit“

Z - Nr. 44 erscheint Anfang Dezember mit dem
Schwerpunktthema „Kapitalistische Moderne“

Eugen Faude

Kapitalistische Transformation in Rußland: Stand und Perspektiven*

1. Die „Reformpolitik“ schwächte Rußlands weltwirtschaftliche Position

Während der Gütermarkt der Welt seit 1990 jährlich um ca. 5 Prozent wächst, hat sich im Gegensatz dazu das Bruttoinlandsprodukt Rußlands seit 1990 halbiert. Der Anteil Rußlands an der Weltwirtschaftsleistung ist dadurch von 2,46 Prozent im Jahre 1989 auf 0,81 Prozent im Jahre 1998 gesunken. Sein weltwirtschaftliches Gewicht ist innerhalb von nur neun Jahren um zwei Drittel geschrumpft. Würde man bei der Umrechnung des russischen Bruttoinlandsprodukts in US-Dollar den seit Ausbruch der russischen Finanzkrise abgestürzten Rubelkurs von 24 Rubel je Dollar zugrunde legen, dann betrüge der Anteil Rußlands an der Wirtschaftsleistung der Welt sogar nur noch 0,36 Prozent¹.

Rußland ist nach einem langen Zerfallsprozeß als Supermacht von der Weltbühne abgetreten. Sein Absinken zu einer mittleren oder fast schon zweitrangigen Wirtschaftsmacht ist damit verbunden, daß es finanziell und auch politisch zu einem vom kapitalistischen Ausland abhängigen Staat geworden ist.

Das Ausmaß der andauernden Wirtschaftskrise hat verheerende Auswirkungen

¹ Der internationale Vergleich des russischen Bruttoinlandsprodukts ist infolge der starken Abweichung zwischen der inneren und äußeren Kaufkraft des Rubels (Unterbewertung des Rubels im Rahmen des im kommerziellen Verkehr angewandten Wechselkurses zum Dollar im Vergleich zur Kaufkraftparität zwischen Rubel und Dollar) schwierig. Es kommt hinzu, daß die statistische Erfassung des Bruttoinlandsprodukts in Rußland mit großen Unwägbarkeiten verbunden ist. Obwohl z.B. der Anteil der Schattenwirtschaft von Experten mit 40 bis 50 Prozent eingeschätzt wird, wurde seitens der Statistischen Kommission Rußlands nur ein Anteil von 20 Prozent geschätzt und eingerechnet. Andererseits wird durch den extrem hohen Anteil von Barergeschäften am Gesamtumsatz von Industrie, Handel und Landwirtschaft ein zu hoch bewerteter Umsatz erfaßt. Noch schwieriger wurde der internationale Vergleich nach der russischen Finanz- und Währungskrise vom August 1998. Im Zeitraum September bis November 1998 stieg der Rubelpreis des Dollars zweimal schneller als die inländische Inflation. Seitens der russischen Statistischen Kommission wurde für das Jahr 1996 das russische Bruttoinlandsprodukt umgerechnet zum offiziell gültigen Wechselkurs mit 406,2 Mrd. US-Dollar angegeben, jedoch bei Umrechnung nach Kaufkraftparitäten mit einer Billion US-Dollar. Nach Berechnungen der Weltbank betrug das russische Bruttoinlandsprodukt zu Kaufkraftparitäten 1996 jedoch nur 620 Mrd. US-Dollar. Es lag damit nach Brasilien und Mexiko an 11. Stelle in der Welt. Zum offiziellen Kurs berechnet ergab sich für 1996 ein Bruttoinlandsprodukt von nur 286 Mrd. US-Dollar. Das Verhältnis des Rubels zum Dollar bewertet zu Kaufkraftparitäten wurde von der Statistischen Kommission Rußlands seit dem offenen Ausbruch der Finanzkrise wie folgt angegeben: Für Dezember 1998: 4,6 Rubel je Dollar, für November: 4,1 Rubel je Dollar und für Oktober 3,9 Rubel je Dollar. Der gültige Wechselkurs bewegte sich dagegen um ein Austauschverhältnis von ca. 24 Rubel je Dollar (vgl. *Ökonomika i zhisn*, Nr. 21/1999).

gen auf alle Bereiche der russischen Gesellschaft. Sie bringt aber auch für die internationale Staatenwelt Gefährdungen mit sich. Rußland ist zu einem Faktor wachsender Instabilität in der Weltwirtschaft geworden. Die inneren Widersprüche des größten Flächenstaates der Erde verkörpern zugleich ein beträchtliches weltpolitisches Krisenpotential. Dies um so mehr als Rußland nach wie vor die zweitstärkste Atomwaffenmacht der Welt ist.

Die wirtschaftliche Gesundung Rußlands ist zu einem vordringlichen Erfordernis für die stabile Entwicklung sowohl der russischen Gesellschaft als auch der internationalen Staatenwelt geworden. Eine Demütigung oder gar Isolierung Rußlands (wie z.B. im Zusammenhang mit der Osterweiterung der NATO und dem Krieg im Kosovo bereits geschehen) könnte demgegenüber zur Destabilisierung der Weltentwicklung und zur weiteren Beeinträchtigung der kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Umgestaltung Rußlands führen.

Die Dringlichkeit einer engeren wirtschaftlichen und politischen Zusammenarbeit der entwickelten kapitalistischen Länder mit Rußland wird in jüngster Zeit durch die im August 1998 offen ausgebrochene russische Finanz- und Währungskrise unterstrichen.

2. Wachsende Liquiditätslücke im realen Wirtschaftssektor

Die Ursache der Finanz- und Währungskrise Rußlands wurde in der Presse und in der Fachliteratur zumeist mit den hohen Budgetdefiziten des Staates gesehen, die sich über viele Jahre hinweg akkumuliert haben, aber auch in der spezifischen, auf die Ausgabe von hochverzinslichen Staatsschuldpapieren beruhenden Finanzierungsmethode dieser Defizite.

Dies sind jedoch nur oberflächliche Erklärungsmuster, denn das permanent wachsende Budgetdefizit ist kein autonomes Phänomen. Es ist selbst erklärungsbedürftig. Der Kern der Finanzkrise Rußlands ist die außerordentlich hohe Liquiditätslücke in den Unternehmen des sog. realen Wirtschaftssektors. Nach offiziellen Angaben werden bereits über 75 Prozent aller Geschäftstransaktionen im realen Sektor der Wirtschaft ohne Inanspruchnahme von Geld getätigt. Charakteristisch ist die gegenseitige Verschuldung der Unternehmen, die Anwendung des Barterhandels und z.T. auch die Nutzung von regionalen Geldsurrogaten. Diese Demonetisierung der Wirtschaft hat nicht nur gewaltige Transaktionskosten zur Folge, sondern sie hemmt das gesamte Wirtschaftswachstum und beeinträchtigt auch erheblich die Steuererhebung. Es ist für den Staat kaum möglich, Steuern auf Gewinne einzutreiben, die nur in Form von unbezahlten Rechnungen existieren.

Mit anderen Worten: Das Staatsdefizit kann nur überwunden werden, wenn die Finanzierungslücke in der realen Ökonomie beseitigt wird. Schwieriger zu erklären ist aber die Ursache der weitgehend fehlenden Finanzliquidität der Unternehmen. Viele russische Politiker und Ökonomen meinen, daß die Ursache der Demonetisierung die unzureichende Geldzufuhr für die Wirtschaft sei. So wird zum Beispiel darauf verwiesen, daß die umlaufende Geldmenge (M2-

Aggregat im Verhältnis zum BIP) in Rußland sehr viel niedriger ist als in den OECD-Ländern. Auf einem im Oktober 1998 bei der Weltbank durchgeführten Meeting über die Ursachen und Konsequenzen der russischen Finanz- und Währungskrise - hieran nahmen hochrangige russische Ökonomen sowie Rußlandexperten des IWF und der Weltbank teil - wurde z.B. von einer Gruppe von Ökonomen vorgeschlagen, den russischen Krisenkreislauf durch eine angemessene Geldzufuhr und Nachfragestimulierung zu durchbrechen. Dem wurde von anderen Ökonomen mit Recht entgegengesetzt, daß eine Geldzufuhr und Nachfragestimulierung bei der gegenwärtigen Struktur und Verfaßtheit der russischen Wirtschaft vermutlich nur zu einer höheren Inflation mit all ihren Unwägbarkeiten führen würde.

Tatsächlich kann die Demonetisierung der russischen Wirtschaft nicht einfach als Anpassungsreaktion der Unternehmen an eine unzureichende Geldzufuhr definiert werden. In Wirklichkeit resultiert sie in hohem Maße aus der völlig unzureichenden Versorgung der Unternehmen mit Krediten². Dies ist aber wiederum Ergebnis des extrem hohen Niveaus der russischen Realzinsen. Speziell die erzielbaren hohen Zinsen auf dem russischen Anleihemarkt haben dazu geführt, daß das Geld aus dem realen Sektor in den Finanzsektor abfloß und daß die Banken kaum jemals Bereitschaft zeigten, Kredite für Investitionen in der Realwirtschaft bereitzustellen. Investitionen in staatliche Schuldpapiere erbrachten eine mehrfach höhere Rendite als Investitionen in der Produktionssphäre.

Eine Erhöhung der Geldzufuhr würde unter diesen Bedingungen an der Demonetisierung der Realwirtschaft nicht viel ändern, sondern lediglich die Spielräume für spekulative Wertpapiergeschäfte erweitern. Die Überwindung

² Natürlich gibt es noch weitere Gründe. So verlor der russische Staat infolge der chaotisch verlaufenen Privatisierung des „Volkseigentums“ entscheidende Einnahmequellen, die auch nicht annähernd durch entsprechende Privatisierungserlöse ausgeglichen wurden. Vielmehr führte die Privatisierung faktisch zu einer unverdienten sozialen Rente für eine kleine Personengruppe, während der Staat sich zur Erfüllung seiner obligatorischen Funktionen sowohl im Inland als auch im Ausland massiv verschuldete. Die durch die Privatisierung Begünstigten konnten die Resultate der erfolgten Vermögensumverteilung für den Luxuskonsum, für Spekulationen oder die Kapitalflucht nutzen. Die durch Kapitalflucht bei ausländischen Finanzinstitutionen deponierten russischen Devisen übersteigen vermutlich um ein Mehrfaches die im Ausland aufgenommenen Devisenkredite des russischen Staates. Auf der anderen Seite ergab sich zugleich eine chronische Unterfinanzierung des Staatshaushaltes. Um diese äußerst negative Entwicklung in bestimmten Maße zu korrigieren, wäre es zweifellos angebracht, die übermäßigen Einkommen der neuen Eigentümer durch eine Art „Rentensteuer“ teilweise abzuschöpfen.

Ein anderer Aspekt des Problems ist auch die fehlende straffe Kontrolle des Staates über die effiziente Nutzung der ihm verbliebenen großen Staatsanteile in der Wirtschaft. Die fehlende Wahrnehmung der Eigentümerfunktion hat in den meisten großen Betrieben Rußlands entscheidend zur Beibehaltung einer verantwortungslosen, verlustbringenden und am Alten ausgerichteten Arbeitsweise beigetragen. Eine weitere Ursache der Liquiditätslücke sind zweifellos auch die monopolistischen Produktionsstrukturen. Die Beibehaltung hoher monopolistischer Preise führte zu starken Einbußen beim Absatz und bei der Liquidität der betreffenden Unternehmen.

des überhöhten Niveaus der Reallohn würde vermutlich für Rußland dagegen auch das Problem der sinkenden Realinvestitionen und auch das Problem des fehlenden Wirtschaftswachstums einer Lösung näher bringen. Dies aber wirft zugleich die Frage nach der Überwindung aller Anomalien der derzeitigen russischen Marktwirtschaft und vor allem die Frage nach den Voraussetzungen für eine generelle Umsatz- und Gewinnsteigerung bei den Unternehmen des realen Sektors auf. Es geht also um die Beurteilung der russischen Wirtschaftsreform insgesamt und damit auch der Politik der außenwirtschaftlichen Öffnung.

3. Neoliberale Strategien: Die Hauptursache der russischen Dauerkrise

Rußlands Wirtschaft befindet sich seit Beginn der Transformations- und Öffnungspolitik auf Abwärtskurs. Rußland ist faktisch bankrott und weitgehend auf den goodwill der hochentwickelten kapitalistischen Länder angewiesen. Bei der Analyse dieser krisenhaften Entwicklung konzentrieren sich die dazu erfolgten Publikationen fast ausschließlich auf einzelne Fehler und Versäumnisse der letzten Jahre. Dem Beginn und dem Gesamtverlauf des Übergangs von der staatssozialistischen Plan- zur kapitalistischen Marktwirtschaft in Rußland wird dabei viel zu wenig Beachtung geschenkt. In Wirklichkeit geht es nicht um einzelne Fehler und Unzulänglichkeiten beim Transformationsprozeß. Die Ursache der inzwischen schon permanenten russischen Krise besteht darin, daß der Übergang von der Plan- zur Marktwirtschaft völlig konzeptionslos und gleichzeitig mit großer Radikalität vollzogen wurde, wobei die in Rußland vorherrschenden Bedingungen und Voraussetzungen weitgehend unberücksichtigt blieben.

Die Oberhand gewannen die sogenannten Radikalreformer, die die Meinung vertraten, die Erfahrungen und Modelle der hochentwickelten kapitalistischen Länder könnten in kürzester Zeit auch in Rußland umgesetzt werden. Sie propagierten eine schnelle und radikale Einführung der Marktwirtschaft und versprachen eine rasche Teilhabe an den Errungenschaften der westlichen Zivilisation, darin eingeschlossen eine entsprechende Steigerung des Wohlstands und des Konsumtionsniveaus für die Bevölkerung. Auch die entwickelten kapitalistischen Länder selbst übten massiven Einfluß in Richtung einer raschen und radikalen marktwirtschaftlichen Reform aus. Politischer Druck verband sich mit großzügigen finanziellen Hilfsangeboten, umfangreichen ungebundenen Krediten sowie mit der Entsendung einer ganzen Armee von Beratern.

Die Verfechter eines schnellen und radikalen Übergangs zur kapitalistischen Marktwirtschaft übersahen jedoch, daß gerade in der Sowjetunion, wie in keinem anderen staatssozialistischen Land, eine längere Zeitspanne benötigt wird, um eine einigermaßen erfolgreiche Marktwirtschaft aufzubauen. Statt realistischer Analysen dominierte der Glaube an die Allmacht des Marktes. Die Hoffnung, daß der Markt, wenn er Fuß gefaßt hat, sich selbst und die gan-

ze Wirtschaft effizient regulieren werde, hat sich im Verlaufe des Transformationsprozesses jedoch sehr bald als Illusion erwiesen.

Die undurchdachten und deshalb gescheiterten marktwirtschaftlichen Umgestaltungen unter Gorbatschow, die völlig überstürzte Auflösung des RGW, der mit der putschartigen Beseitigung der UdSSR verbundene Zerfall des arbeitsteilig hochspezialisierten sowjetischen Wirtschaftsraumes³, die Hast der Jelzin-Administration bei der völligen Liberalisierung der Außenwirtschaftsbeziehungen sowie die chaotisch organisierte Privatisierung der Staatsunternehmen, die mit einem gigantischen Diebstahl von Staatseigentum verbunden war, führten in Rußland zu massiven volkswirtschaftlichen, sozialen und politischen Fehlentwicklungen. Daran konnten später getroffene halbherzige Korrekturen kaum noch wesentliches ändern. Es gab kein stimmiges Konzept für die per Dekret angewiesene „Einführung marktwirtschaftlicher Methoden“, und es gab auch keine ernsthaften Anstrengungen zur Schaffung eines modernen Rechtsstaates. Die Regierung ging von der eindeutigen politischen Position aus, daß keine Notwendigkeit für eine staatliche Strukturpolitik bestehe. Der Staat dürfe sich nicht in die Wirtschaft einmischen.

In Rußland wurde mangels eigener Konzeptionen letztlich eine neoliberale Strategie verfolgt, wie sie speziell von den USA weltweit propagiert wird. Danach erbringe die Wirtschaft und der Handel nur dann beste Ergebnisse, wenn diese den Eingriffen des Staates entzogen würden. Deregulierung im Innern und Liberalisierung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen den Staaten - dieses Modell bringe angeblich allen Ländern, allen Menschen und damit der ganzen Weltgemeinschaft den größten Nutzen.

Diese neoliberale Rhetorik steht jedoch weitgehend im Widerspruch zur eigenen Praxis der amerikanischen Wirtschaftspolitik. Tatsächlich hat sich die außenwirtschaftliche Liberalisierung für die USA nicht ausgezahlt. In den 70er Jahren legten die USA mit ihrer Politik der offenen Tür den Grundstein für einen deutlichen Niedergang. Die Handelsbilanz verschlechterte sich stetig. Das Verhältnis zwischen dem Abfluß und dem Zufluß von Gewinnen aus internationalen Investitionen entwickelte sich zuungunsten der USA. Die Produktivitätsentwicklung verlangsamte sich im Vergleich zu anderen hochentwickelten kapitalistischen Industrieländern, und in bezug auf wissenschaftlich-technische Innovationen wurden die USA immer deutlicher von Japan übertroffen. Diese Tendenzen des Niedergangs wurden erst dadurch gestoppt, daß der Staat der USA seit Mitte der 80er Jahre sehr aktiv in das Wirtschaftsgeschehen eingreift. Die Staatsorgane vermochten der amerikanischen Wirtschaft ähnliche Wachstumsimpulse zu geben, wie sie bis dahin für die gelenkten Wettbewerbswirtschaften Japans und der sogenannten asiatischen Ti-

³ Die Auflösung des RGW führte zwischen 1990 und 1993 zu einem Rückgang des russischen Handels mit der ehemaligen RGW-Region (ohne Ostdeutschland) von ca. 70 Mrd. US-Dollar auf ca. 11 Mrd. Dollar. Durch die Auflösung der UdSSR sanken die Handelsumsätze Rußlands mit den anderen Republiken der ehemaligen UdSSR zwischen 1990 und 1992 von ca. 76 Mrd. Dollar auf nur noch 17 Mrd. Dollar.

ger kennzeichnend waren. Für die USA erweist sich somit die gezielte staatliche Politik zur massiven Subventionierung von Forschung und Entwicklung, zur Modernisierung der Struktur der Produktion, zur Exportsteigerung und zum Schutz der eigenen Wirtschaft als sehr effektiv. Ebenso nützlich für die überlegene amerikanische Wirtschaft ist aber auch die massive Verbreitung und aktive Durchsetzung ihrer Liberalisierungsdoktrin. Sie ist eine wirksame Waffe für die weltweite Erschließung ausländischer Märkte für die amerikanischen Unternehmen und das amerikanische Finanzkapital.

4. Die undifferenzierte Öffnungspolitik zerstörte die nationale Produktion

Die Abkapselung von der Weltwirtschaft war eine entscheidende Ursache für die Ineffizienz und mangelnde Wettbewerbsfähigkeit der sowjetischen Wirtschaft. Die Öffnung der Volkswirtschaft gegenüber den Weltmärkten gehörte daher zu den wichtigsten Maßnahmen bei der kapitalistischen Transformation in Rußland.

Die außenwirtschaftliche Öffnung ist nicht an privatwirtschaftliche Verhältnisse gebunden und konnte daher schon zu Beginn des Transformationsprozesses in Angriff genommen werden. Zielstellung war dabei, schrittweise den inneren Wirtschaftskreislauf des Landes mit dem Weltmarkt unmittelbar zu verbinden und die administrative, organisatorische, ökonomische und monetäre Verselbständigung der Außenwirtschaftssphäre zu überwinden.

Die Öffnung der Volkswirtschaft wurde im neuen Rußland als entscheidende Impulsgeberin für den gesamten marktwirtschaftlichen Umgestaltungsprozeß angesehen. Sie wurde - auch unter dem Druck der entwickelten kapitalistischen Länder - mit großer Konsequenz durchgesetzt. Bereits seit Mitte der 90er Jahre gehört Rußland zu jenen wenigen Ländern, die den Handels-, Geld- und Kapitalverkehr mit dem Ausland praktisch vollständig liberalisiert haben. Daß die außenwirtschaftliche Öffnung nicht nur Chancen und Vorteile, sondern auch große Gefahren und Risiken mit sich bringt, wurde weitgehend verdrängt.

Die Freigabe des Außenhandels und der Preise führte schnell zu einem nie gekannten Angebot an Importwaren, wodurch die einheimischen Produzenten, die zumeist nicht konkurrenzfähig waren, vom Markt verdrängt wurden. In besonderem Maße betraf dies die russische Konsumgüterproduktion und den Maschinenbau. Die Erwartungen hinsichtlich einer raschen Anpassung der Produktion an die durch die Konkurrenz gesetzten Maßstäbe wurden demgegenüber jedoch nicht erfüllt.

Schwerwiegende Auswirkungen hatte auch die überstürzt eingeführte Konvertierbarkeit des Rubels. Die sehr instabile Lage des Landes veranlaßte Geschäftsleute, ihre enormen Gewinne sicherheitshalber bei ausländischen Banken zu deponieren oder in Form von Immobilien und Wertpapieren im kapitalistischen Ausland anzulegen. Durch die hohe Kapitalflucht wurde Rußland zu

einem wichtigen Geldgeber für die dortigen Banken.

Die radikale Liberalisierung von Handel und Kapitalverkehr begünstigte auch die Entstehung einer außergewöhnlich spekulativen Art des Kapitalismus in Rußland. Die „neuen Russen“ bereicherten sich zum Beispiel am Staat, indem sie dessen Haushaltslöcher mit im Ausland billig geborgtem Geld finanzierten und Staatsobligationen kauften. Um die extrem hohen Zinsen für Staatsschuld-papiere zu nutzen, floß zunehmend auch ausländisches „heißes Geld“ in den russischen Kapitalmarkt. Es entwickelte sich eine Spekulationspyramide, in der der Staat seinen zunehmenden Finanzbedarf - insbesondere seine sprunghaft wachsende Schuldendienstverpflichtungen - durch immer neue, immer höher verzinste Schuldenaufnahmen finanzierte, bis er schließlich nicht mehr in der Lage war, die Schuldenpapiere ordnungsgemäß zu bedienen. Auch die russischen Banken konnten nun ihre Devisenkredite an die ausländischen Finanzinstitute nicht mehr zurückzahlen. Der drastische Fall des Rubelkurses verteuerte zudem diese Devisenkredite um ein Mehrfaches, so daß zahlreiche russische Banken zahlungsunfähig wurden. Der Staat mußte hinsichtlich des Rückkaufs seiner Schuldpapiere ein Moratorium aussprechen. Sein Kreditstanding verschlechterte sich radikal, und das ausländische Kapital zog sich noch stärker aus Rußland zurück.

Hintergrund dieser Entwicklung war dabei die Ende 1997 ausgebrochene asiatische Finanzkrise. Die Weltnachfrage nach Erdöl und anderen Energieträgern und damit auch die russischen Erlöse aus dem Energieträgerexport ging drastisch zurück und auch das „heiße Geld“ floß panikartig aus den Emerging Markets ab.

Eine neue Lage entstand für den russischen Binnenmarkt. Durch den raschen Verfall des Rubelkurses trat eine starke Verteuerung der Importwaren ein. Inländische Anbieter erlangten wieder größere Absatzchancen. Das Importvolumen Rußlands ging seit Oktober 1998 drastisch zurück.

Die Erfahrungen Rußlands mit der Öffnung der Wirtschaft bestätigen die auch in Asien und Lateinamerika gewonnene Erkenntnis, daß das Modell einer uneingeschränkten Öffnung des Marktes als Instrument der Entwicklung ungeeignet ist. Wer nur über wettbewerbsschwache Unternehmen verfügt und diese dennoch der Weltkonkurrenz völlig ungeschützt gegenüberstellt, bewirkt letztlich ihren möglichen Untergang. Genau dies geschah in Rußland. Die russischen Betriebe wurden einem Wettbewerb ausgesetzt, in dem sie in der Regel von vornherein wenig Chancen hatten. Die rückständige Wirtschaft, die durch den Systemzusammenbruch zusätzlich sehr geschwächt war, das Fehlen jeglicher marktwirtschaftlicher Erfahrungen, usw. boten im harten internationalen Konkurrenzkampf kaum einen Rückhalt. Hinzu kam, daß sich in Rußland der Staat anstandslos aus der Verantwortung für das Wirtschaftsgeschehen zurückzog, während sich die kapitalistischen Staaten einer sehr massiven Industriepolitik zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit ihrer Wirtschaft bedienen.

Eine Öffnungspolitik kann nur dann erfolgreich sein, wenn das betreffende

Land Voraussetzungen schaffen kann, um den internationalen Wettbewerb weitgehend unbeschadet zu bestehen. Entscheidend ist dabei die Bereitschaft und Fähigkeit des Staates, ausländischen Geschäftspartnern und Investoren bestimmte Bedingungen vorzuschreiben, an die sie sich zur Wahrung der nationalen Interessen und zur Sicherung eines fairen Wettbewerbs zu halten haben. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß eine zurückgebliebene Volkswirtschaft eine Öffnungspolitik betreiben müsste, die den Export maximal fördert, die inneren Akkumulationsquellen und Investitionsmöglichkeiten optimal entwickelt und zugleich ausreichenden Schutz für die eigene Industrie und Landwirtschaft gewährleistet.

Die krisenhafte Entwicklung in Rußland zwingt offensichtlich dazu, bestimmte schädliche Liberalisierungen zurückzunehmen und endlich eine wirksame staatliche Wirtschaftspolitik zu betreiben.

5. Die staatlichen Machtstrukturen wurden faktisch privatisiert

Die Wirtschaftswissenschaft hat die Bedeutung des Staates im Prozeß der Transformation von der Plan- zur Marktwirtschaft sehr lange vernachlässigt. Für Rußland, wo die herausragende und paternalistische Rolle des Staates, sein unbegrenzter Machtanspruch ein geschichtliches Kontinuum darstellte, hatte diese Vernachlässigung besonders negative Konsequenzen. In den anhand der neoklassischen Wirtschaftstheorie konstruierten makroökonomischen Modellen der Transformation spielte der Staat zumeist nur eine Rolle in seiner Eigenschaft als Fiskus, und wenn es hochkam, auch noch als Rahmenseiter für das Handeln der Unternehmen. Erst in jüngster Zeit wird in der Wirtschaftstheorie zunehmend akzeptiert, daß von der Funktionsfähigkeit und Handlungsbereitschaft des Staates der Erfolg des Transformationsprozesses in ausschlaggebender Weise abhängt.

Besonders der Vergleich des Verlaufs der Wirtschaftsreformen in China und Rußland macht die mögliche gegensätzliche Rolle staatlicher Strukturen offensichtlich. In China ist es der starke und aktive Staat, der für den großen Erfolg der Reform- und Öffnungspolitik maßgebend ist. Im Gegensatz dazu ist in Rußland ein Zerfall politischer Autorität und staatlicher Ordnung festzustellen, was mit der Unfähigkeit und Unwilligkeit der Staatsmacht verbunden ist, die Geschicke der Wirtschaft zum Positiven zu wenden.

Während die Schwäche der russischen Staatsmacht zu einem diffusen und unberechenbaren Risikofaktor für die Außenwelt geworden ist, bewirkt diese Schwäche im Innern Chaos und Niedergang. Da der Staat beispielsweise kaum noch für die Rechtssicherheit seiner Bürger sorgt, übernimmt zunehmend die Mafia eine Ordnungsfunktion. Die sogenannten Radikalreformer in Rußland meinten, daß sie mit der bloßen Privatisierung schon ausreichende Voraussetzungen für die Marktwirtschaft geschaffen hätten und nun auf jegliche Einmischung des Staates in die Wirtschaft verzichten könnten. Mit dem

Abbau von staatlicher Ordnung und Einflußnahme entwickelten sich aber alternative Machtstrukturen. Sie haben zwar teilweise für die Durchsetzung des Haftungsprinzips in der Wirtschaft gesorgt, aber gleichzeitig eine breite Kriminalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft bewirkt. Der Staat ist dabei in Wirklichkeit keineswegs aus dem Wirtschaftsleben herausgetreten, aber er hat seine positiven volkswirtschaftlichen Lenkungsmöglichkeiten weitgehend eingebüßt. Hauptursache hierfür ist die faktische Privatisierung des Staates durch Teile der Bürokratie, die auf das engste mit der aus der wilden Privatisierung hervorgegangenen Wirtschaftsoligarchie verflochten ist. Staatliche Entscheidungen zur Privatisierung, zur Preisregulierung, zur Verteilung von Export- und Importkontingenten, zur außenwirtschaftlichen Lizenzierung, zum Zugang zu Devisen, zu staatlichen Geldflüssen usw. usf. wurden zunehmend zu Beschlüssen darüber, wer sich in Rußland staatlich sanktioniert bereichern kann. Der russische Staat spielte in diesem Zusammenhang nicht nur schlechthin eine passive Rolle in der Wirtschaft, sondern viele seiner Strukturen übten eine ausgesprochen disfunktionale Wirkung auf das Wirtschaftsgeschehen aus. Der Staat war nicht in der Lage, wirkliche Rechtssicherheit zu schaffen, er trug auch kaum dazu bei, die kleinen und mittleren Unternehmen als die tragenden Kräfte des wirtschaftlichen Wachstums wirksam zu fördern und noch weniger war er imstande, einen konstruktiven industriepolitischen Einfluß auf die Produktion und den Außenhandel zu nehmen.

Die Erfahrungen Chinas und Rußlands beweisen, daß für eine geordnete Transformations- und Öffnungspolitik ein starker Staat erforderlich ist. Stark kann aber nur ein Staat sein, der Autorität erwirbt, Korruption bekämpft, Rechtssicherheit umfassend durchsetzt und vor allem für die wirtschaftliche Gesundung des Landes sorgt. Er muß als Ordnungsmacht und Gesetzgeber günstige Rahmenbedingungen für die Investitions- und Wirtschaftstätigkeit schaffen, er muß als Eigentümer gewaltiger staatlicher Vermögenswerte eine strenge Kontrolle über die Effizienz ihrer wirtschaftlichen Nutzung ausüben, und er muß als Wahrer gesamtgesellschaftlicher Interessen für den sozialen Zusammenhalt Sorge tragen. Es muß ein starker Staat sein, der aber auch hinsichtlich seiner Einflußnahme und Interventionsbereitschaft rückzugsbereit ist, sobald die Bedingungen hierfür herangereift sind.

6. Die extensive Ausweitung des Rohstoffexports verstärkt die Strukturmängel

Während fast alle Transformationsländer frühzeitig durch die Konkurrenz gezwungen waren, Struktur Anpassungen in der Wirtschaft und im Außenhandel vorzunehmen, ging Rußland den „bequemen“ Weg einer extensiven Ausweitung der Rohstoffexporte. In diesem Bereich besaß Rußland komparative Kostenvorteile und große Ressourcen, so daß es Weltmarktkonkurrenz nicht zu fürchten brauchte. Das funktionierte zeitweilig ganz gut, und Rußland konnte auf diese Weise erhebliche Handelsbilanzüberschüsse erwirtschaften, mit deren Hilfe Staat und Wirtschaft trotz der russischen Dauerkrise mehr schlecht

als recht überleben konnten. Die Modernisierung und der strukturelle Umbau der Wirtschaft blieben dabei jedoch weitgehend auf der Strecke. Resultat dieser Politik ist eine enorme Abhängigkeit des Landes vom Roh- und Brennstoffexport. Der Anteil von Roh- und Brennstoffen am russischen Export hat inzwischen rund 50 Prozent erreicht. Rechnet man Rohwaren (Metalle und andere Erzeugnisse der ersten Verarbeitungsstufe) hinzu, dann sind es sogar über 70 Prozent.

Damit ist jedoch eine dynamische Ausweitung des Exports künftig kaum noch weiter möglich. Die Erweiterung der Rohstoffgewinnung stößt zunehmend auf natürliche und ökonomische Grenzen, und auch die dafür erforderlichen gewaltigen Investitionen sind kaum zu finanzieren. Hinzu kommen ökologische Probleme. Die bisherige Ausdehnung des Exports bei gleichzeitiger rückläufiger Produktion bewirkt zudem speziell bei Energierohstoffen eine zunehmende Unterversorgung des Binnenmarktes. Selbst bei effektiverem Energieeinsatz in der Volkswirtschaft dürfte die angestrebte Dynamisierung der Wirtschaft mit einem deutlichen Bedarfsanstieg bei den Energierohstoffen verbunden sein. Eher früher als später wird zugunsten des Inlandbedarfs sogar eine Reduzierung der Brennstoffexporte erfolgen müssen. Damit dürften auch die Bedienung des Schuldendienstes und die Sicherstellung der nötigsten Importe künftig schwieriger werden. Rußlands Dilemma lautet: Produktionswachstum ist dringend notwendig, aber dies bedeutet Schwächung der Exportbasis und damit der wichtigsten Finanzierungsquelle des Landes.

Insgesamt gesehen ist der Rohstoffreichtum Rußlands dem Lande kaum zum Segen geworden. Er hat das Land zu einem extensiven Typ des Wirtschaftens verführt und die Regierenden von einer energischen Modernisierungs-, Innovations- und Investitionspolitik abgehalten. Statt dessen wurde in der Hoffnung auf hohe Exportüberschüsse eine ausufernde Verschuldung nach außen und innen betrieben. Die Finanzierungslücken trieben dabei die Rohwarexporte trotz deren sinkender Produktion immer mehr in die Höhe. Dies um so mehr, je ungünstiger sich die Rohstoffpreise auf dem Weltmarkt entwickelten. Auf diese Weise wurde die traditionelle Rohstofflastigkeit von Produktion und Export im Rahmen der Transformations- und Öffnungspolitik der russischen Führung immer weiter verschärft. Die Wirtschaftspolitik konzentrierte sich immer mehr auf den Rohstoff-Brennstoff-Komplex, während die Rückstände in bezug auf die Wettbewerbs- und Absatzfähigkeit der Produktion in den verarbeitenden Zweigen der Industrie und der Nahrungsgüterwirtschaft immer größer wurden. Gleichzeitig nahm die Importabhängigkeit bei Fertigerzeugnissen und Nahrungsmitteln kolossal zu.

Das Beispiel Rußland verdeutlicht, daß sich eine Volkswirtschaft, die sich auf die Produktion und den Export von Rohstoffen stützt, kaum auf Dauer dynamisch entwickeln kann. Voraussetzung für eine langfristige dynamische Entwicklung ist unter den heutigen Bedingungen die zielgerichtete Schaffung von komparativen Vorteilen im intraindustriellen Handel - oder noch besser - in der High-tech-Produktion und im Dienstleistungshandel. Einen solchen Weg

beschreitet zum Beispiel China. Sicher hätten durch eine kluge Wirtschaftspolitik die oben dargestellten Fehlentwicklungen einer einseitig auf den Roh- und Brennstoffexport orientierten Wirtschaft in Rußland durchaus vermieden werden können. Das hätte aber erfordert, die hohen Exporteinnahmen aus dem Roh- und Brennstoffexport - wie dies zum Beispiel in Norwegen geschieht - gezielt für eine umfassende Modernisierung und strukturelle Umgestaltung der Produktion, nicht aber, wie in Rußland geschehen, für den Fiskus zu verwenden. Tatsächlich ist in Rußland durch den Roh- und Brennstoffexport eine Modernisierung der Wirtschaft in keiner Weise induziert worden. Die hohen Devisenerlöse aus dem Roh- und Brennstoffexport wurden vorwiegend für die Haushaltsfinanzierung eingesetzt. Ein großer Teil der Exporterlöse floß außerdem auf Konten westlicher Banken, weil das schlechte Investitionsklima in Rußland zur Kapitalflucht veranlaßte. Zur Überwindung seiner Probleme braucht Rußland dringend eine strategisch angelegte Industrie- und Handelspolitik.

7. Die Rubelabwertung führte erstmals zu realer Produktionsbelebung

Die zukünftige Entwicklung der russischen Wirtschaft ist nur schwer zu prognostizieren. Unter der Voraussetzung, daß es in Rußland nicht zu einer in Moskau als sog. Mobilisierungsvariante bezeichneten Machtergreifung nationalistischer und diktatorischer Kräfte kommt, läuft die Entwicklung auf eine langsame Stabilisierung der ökonomischen Lage hinaus. Kurzfristige spektakuläre Erfolge wird es dabei kaum geben.

Die russische Finanz- und Währungskrise hat schwerwiegende Konsequenzen mit sich gebracht. Der Rubel verlor seit 1998 drei Viertel seines nominellen Wertes (äußere Kaufkraft). Unter Einrechnung der im Zeitraum August 1998 bis April 1999 um 100 Prozent gestiegenen Verbraucherpreise verlor der Rubel zugleich über die Hälfte seiner inneren Kaufkraft. Im ersten Quartal 1999 lag die Zahl der Arbeitslosen um 23,5 Prozent über dem Vorjahresstand. Die realen Geldeinnahmen der Bevölkerung sanken in gleicher Zeit um 26,2 Prozent. Der beschleunigte Inflationsprozeß war von einem realen Rückgang des Bruttoinlandsprodukts für 1998 um 4,6 Prozent begleitet. Das internationale Kreditstanding Rußlands nahm eine extrem negative Entwicklung. Die Verschlechterung des Bonitätsindex für Rußland betrug im Zeitraum September 1998 bis März 1999 10,1 Punkte. Dies ist die größte Bonitätsverschlechterung, die je in der 20jährigen Geschichte der Institutional-Investor-Umfrage für ein Land ermittelt wurde. Rußland fiel in der Länderbonität vom 81. auf den 104. Platz zurück. Seine internationalen Zahlungsschwierigkeiten nahmen enorm zu.

Die Währungskrise schuf für die russischen Unternehmen aber zugleich auch wesentlich verbesserte Möglichkeiten, Importgüter mit eigenen Produkten vom Markt zu verdrängen. Das Importvolumen sank für den Zeitraum Januar

bis Mai 1999 im Vergleich zum entsprechenden Vorjahreszeitraum um 46,9 Prozent. Gleichzeitig begünstigte die Rubelabwertung die exportierenden Unternehmen. Durch die starke Rubelabwertung erhöhte sich auch die Attraktivität ausländischer Investitionen in Rußland. Die russische Industrieproduktion stieg im Zeitraum Januar bis Mai 1999 im Vergleich zu entsprechenden Vorjahreszeitraum immerhin wieder um 1,5 Prozent.

Berücksichtigt man die in jüngster Zeit erneut sehr deutlich ansteigenden Erdölpreise im russischen Export sowie auch die wachsenden Gewinne der Unternehmen und auch die erstmals seit Jahren leicht zunehmenden Investitionen, so könnte man annehmen, daß sich eine leichte Aufwärtsentwicklung allmählich verfestigen wird. Das beginnende Wirtschaftswachstum ist jedoch noch sehr schwach. Als besonders problematisch erweist sich dabei die anhaltende Ausweitung der gegenseitigen Verschuldung und des Barterhandels zwischen den Unternehmen. Die Kreditschulden der Betriebe und Organisationen der Industrie (ohne Berücksichtigung des Kleinunternehmertums) erhöhten sich per 1. April 1999 auf einen Betrag, der die Hälfte des Bruttoinlandsprodukts entspricht. Sie ist somit größer als die Jahresproduktion der gesamten russischen Industrie. Eine radikale Unterbindung des Systems der gegenseitigen Nichtbezahlung bzw. des Barterhandels und ein erzwungener Übergang zur sofortigen Geldverrechnung würde die Industrieproduktion um 60 bis 70 Prozent reduzieren und die Mehrzahl der Unternehmen zum Bankrott führen. Dies würde für Rußland eine Katastrophe bedeuten und ist daher indiskutabel.

Viel hängt von der Fähigkeit der Regierung ab, eine gegenseitige Entschuldung der Unternehmen in die Wege zu leiten, ihre Kreditversorgung wesentlich zu erleichtern, die Binnennachfrage zu fördern und die Investitionstätigkeit stark anzuregen. Die Tatsache, daß der Staat im Jahre 1998 seine Pacht- und Dividendeneinnahmen aus dem staatlichen Wirtschaftsvermögen im Vergleich zum Vorjahr von 0,58 Mrd. Rubel auf 3,1 Mrd. Rubel erhöhen konnte, weist darauf hin, daß die Regierung begonnen hat, für eine aktivere Kontrolle und Einflußnahme bezüglich der effektiveren Nutzung des staatlichen Eigentums Sorge zu tragen. Die bisher weitgehend versäumte Restrukturierung der im staatlichen oder gemischten Eigentum befindlichen Unternehmen steht nun mit größter Dringlichkeit auf der Tagesordnung.

8. Ein neuer Ansatz für die Wirtschaftsreform ist unumgänglich

Nachdem die bisherige Transformationsstrategie in Rußland gescheitert ist, geht es, da die Einleitung einer wie auch immer gearteten demokratisch-sozialistischen Alternative zur kapitalistischen Transformation nicht in Sicht ist, im Grunde genommen um einen Neubeginn. Es geht - der Logik der Sache nach - um eine marktwirtschaftliche Reform mit gradualistischem Muster, bei der sich die Politik vor allem auf die Nutzung der eigenen Kräfte und Res-

ourcen des Landes, auf die Stabilisierung und strukturelle Erneuerung der Produktionsbasis, auf die Stärkung der regulierenden Rolle des Staates im Sinne der technologischen Erneuerung der Wirtschaft sowie auf die Schaffung arbeitsfähiger marktwirtschaftlicher Institutionen und stabiler Rahmenbedingungen für die Tätigkeit der Unternehmen orientiert.

In diese Richtung deutet der im Dezember 1998 von der russischen Regierung ausgearbeitete „Plan der vorrangigen Aufgaben zur Stabilisierung der sozial-ökonomischen Lage“. Vorausgesetzt, daß die hochentwickelten kapitalistischen Länder Rußland nicht in der entstandenen Schuldenfalle versinken lassen und die gezielte Modernisierung und strukturelle Erneuerung der Produktion durch geeignete Investitionen und Projektfinanzierungen wirksam unterstützt, könnte so ein Anfang für einen neuen russischen Aufbruch gesetzt werden.

Grundelemente eines solchen „zweiten“ Reformprogramms müßten vor allem sein:

- die Schaffung einer klaren Verantwortung und öffentlichen Informationspflicht für alle Ebenen der staatlichen Führungstätigkeit sowie für die Zentralbank;
- die Durchsetzung des Rechtsstaates - insbesondere die verlässliche Durchsetzung der materiellen Verantwortlichkeit für Vertragsverletzungen, die Verwirklichung eines klaren Wettbewerbsrechts und die Schaffung stabiler Rechtsverhältnisse insgesamt - sowie die entschiedene Bekämpfung von Korruption und Mafiaaktivitäten;
- die staatliche Förderung der Wirtschaft sowohl durch angebotspolitische als auch durch nachfrageschaffende Maßnahmen. Hierzu zählen vor allem verstärkte öffentliche Investitionen, wachsende Forschungs- und Entwicklungsaufträge, Modernisierung der Aus- und Weiterbildung und die wirksame Unterstützung von Unternehmensgründungen;
- die Schaffung eines nach dem Standard der hochentwickelten kapitalistischen Länder gestalteten arbeitsfähigen Bankensystems sowie einer entsprechenden staatlichen Bankenaufsicht. Ziel muß es sein, das zerstörte Vertrauen in das Bankensystem wiederherzustellen, die Banksicherheiten wesentlich zu erhöhen und die Verantwortung der Banken für den realen Sektor der Wirtschaft deutlich zu stärken;
- die Restrukturierung aller unter Staatsbeteiligung geführten Unternehmen mit dem Ziel einer energischen Anpassung an die Marktentwicklung und die Herbeiführung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der Erzeugnisse und Leistungen. Dabei könnten unter Umständen relativ unabhängige staatliche Holdinggesellschaften die staatlichen Eigentümerinteressen gegenüber den Unternehmen durchsetzen und eine maximal wirksame Finanzkontrolle zur Erhöhung der Renditen und Gewinnabführungen ausüben;
- die rasche Überwindung der Demonetisierung der Wirtschaft, die dazu geführt hat, daß in Rußland eine absurde Marktwirtschaft ohne Geldwirtschaft

entstanden ist. Die Kategorien der Marktwirtschaft wie Preis, Selbstkosten, Lohn, Erlös und Gewinn müssen real wirksam gemacht werden und nicht nur virtuell existieren;

- die Verbindung der außenwirtschaftlichen Öffnung mit einer wirksamen staatlichen Regulierung der Außenwirtschaftsbeziehungen, die der nationalen Wirtschaft ausreichende Entwicklungsmöglichkeiten sichert, Finanzspekulationen einschränkt und Kapitalflucht unterbindet;
- Die maximale Förderung des Zuflusses ausländischer Direktinvestitionen mit dem Ziel der strukturellen Modernisierung der Wirtschaft sowie des Aufbaus international wettbewerbsfähiger Unternehmen;
- der Aufbau einer Sozialpolitik auf lokaler und regionaler Ebene und die Entlastung der Unternehmen von ihrer umfassenden sozialpolitischen Verantwortung für die Familien ihrer Mitarbeiter und für das Territorium;
- die Sicherung eines ausgeglichenen Staatsbudgets einschließlich einer gerechten und zuverlässigen Steuererhebung.

Das Hauptproblem der russischen Wirtschaft ist die Tatsache, daß faktisch die gesamte zivile Produktion - mit Ausnahme der exportfähigen Brenn- und Rohstoffe - nicht international wettbewerbsfähig ist. Die Stärkung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit wird daher zum Hauptkriterium für den Erfolg der Wirtschaftsreformen werden müssen. Der Prozeß der betrieblichen Restrukturierung zur Verbesserung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen steht auch im achten Jahr der russischen Wirtschaftstransformation noch weitgehend am Anfang.

9. Der Staat muß endlich ein aktiver Faktor der Stabilisierung werden

Zweifellos muß die russische Krise vor allem aus eigener Anstrengung überwunden werden. Wenn es richtig ist, daß die russische Krise im Kern eine Investitionskrise ist, die dadurch entsteht, daß die Risiken wirtschaftlicher Tätigkeit derartig hoch sind, daß auf legale Weise Renditen kaum zu erzielen sind, die ihre Übernahme rechtfertigen, dann müssen in erster Linie diese Risiken abgebaut werden. Hier zeigt sich aber, daß der russische Staat nicht nur ein sehr niedriges institutionelles Niveau bei der Bewältigung von Unsicherheit und Risiko verkörpert, sondern daß er selbst eine der bedeutendsten Quellen des Anwachsens von Unsicherheit ist. Die für die Wirtschaft entscheidenden öffentlichen Güter wie Rechtssicherheit, soziale Fürsorge, Förderung von Wissenschaft und Infrastruktur werden nicht bereitgestellt. Im Gegenteil produziert der Staat selbst durch Schaffung von rechtlicher Unsicherheit, Zahlungsunfähigkeit der Staatsorgane, Korruption der Beamten als Massenerscheinung usw. ein außerordentlich hohes wirtschaftliches Risikopotential. Dazu gehörte zum Beispiel auch die enorme Inanspruchnahme von volkswirtschaftlichen Ressourcen zur Abdeckung des Staatsdefizits mit Hilfe hochverzinsten Staatsschuldens, so daß der Staat auf dem Kapitalmarkt für

die Kreditfinanzierung der Unternehmen kaum noch Mittel übrig ließ und somit Investitionen verhinderte. Die Bewältigung der russischen Krise wird gegenwärtig auch durch Mängel in der Verfassung des Landes erschwert. Hierzu gehört die verfassungsmäßig angelegte gegenseitige Blockade von Staatsduma, Regierung und Präsident ebenso wie die extensive Möglichkeit des Präsidenten, subjektivistische Entscheidungen zu treffen und ein autokratisches Regime zu praktizieren, in dem die guten Beziehungen zum Präsidenten stets den Ausschlag geben.

Die Verabsolutierung des Kampfes um den Machterhalt ist in Rußland gepaart mit der Verantwortungslosigkeit für die Wohlfahrt des Landes und seiner Bevölkerung. So wurde die Tatsache völlig ignoriert, daß die russischen Wirtschaftsobjekte bisher zumeist keine wirksamen Anpassungsschritte zur erfolgreichen Meisterung der veränderten Umstände seit 1990 unternommen haben. Der Staat hat sich auf den Rohstoffexport gestützt und es versäumt, die Unternehmen durch geeignete Rahmenbedingungen zu dieser Anpassungsleistung zu zwingen und zu befähigen. Dies hat Tradition in der russischen Geschichte. So lange es andere Möglichkeiten gibt, den Problemen auszuweichen, werden innovative Veränderungen des hergebrachten Handelns möglichst vermieden. Dies gilt übrigens ebenso bezüglich des Schuldenmachens.

Auch die bisherige umfangreiche Finanzhilfe des Auslands hatte kaum positive Effekte für den marktwirtschaftlichen Transformationsprozeß in Rußland. Die russischen Akteure kamen eher zu der Auffassung, daß internationales Geld dann verfügbar ist, wenn es gebraucht wird. Künftig sollte von ausländischen Geldgebern nicht schlechthin der Devisenhunger des russischen Staates immer neu befriedigt werden, sondern eine sehr sorgfältig gestaltete Ausweitung der technischen Hilfe sowie eine auf einen Investitionsboom ausgerichtete Kapitalhilfe organisiert werden. Hierzu gehört auch die weitere Einbindung Rußlands in die Strukturen und Mechanismen der Weltwirtschaft und speziell auch der Europäischen Union. Das 1997 unterzeichnete Partnerschafts- und Kooperationsabkommen zwischen der EU und Rußland muß im Zusammenhang mit der Osterweiterung der EU weiter ausgebaut und mit neuen konkreten Projekten ausgefüllt werden. Hierzu könnte zum Beispiel ein Mandat für die Europäische Investitionsbank (EIB) gehören, sich für ein aktives Rußlandengagement zu öffnen. Außerdem sollten als erster Schritt zur Errichtung der vorgesehenen Freihandelszone die Chancen für russische Produkte verbessert werden, Zutritt zum europäischen Binnenmarkt zu erhalten. Auch eine Aufnahme Rußlands in einen erweiterten Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) wäre denkbar.

* Die vorliegenden Thesen fassen die Schlussfolgerungen einer vom Autor maßgeblich ausgearbeiteten Forschungsstudie zum Thema „Die Gestaltung der Offenheit - Wirtschaftliche Handlungsspielräume zur Steigerung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der Russischen Föderation“ zusammen. Diese Studie ist zum Preis von 35,- DM zuzüglich Versandkosten zu erwerben beim Institut für Internationale Bildung Berlin Johann Heinrich von Thünen e.V., Großbeerenstraße 89, 10963 Berlin, Fax: 030/279 34 25.

Voraussetzungen und Ursachen der Finanzkrise Russlands 1998

Die Finanzkrise Russlands, die, 1997 sich abzeichnend, im August 1998 kulminierte, markiert eine Zäsur im 1989/90 noch unter Gorbatschow einsetzenden, jedoch erst Anfang 1992 unter Jelzin offen und umfassend vorangetriebenen sozio-ökonomischen Transformationsprozess der zuvor staatssozialistischen Ordnung des Landes. Verweisen auch vor diesem Einschnitt vielfältige Erscheinungen auf Probleme, Mängel und Fehlentwicklungen des Reformkonzepts und -verlaufs, so erblicken nicht wenige russische und ausländische Beobachter und Fachleute in der faktischen Bankrotterklärung vom 17.8.1998 das endgültige Eingeständnis des Scheiterns dieses Ansatzes zu einer grundlegenden Umgestaltung des überkommenen Wirtschaftssystems.

Allerdings ist die Feststellung des Scheiterns eines Vorhabens abhängig von seiner Zielbestimmung. In der im Westen vorherrschenden Transformationskonzeption für die einstigen „realsozialistischen“ Gesellschaften geht es vorrangig um Einführung und Festigung bürgerlich-liberaler sowie marktwirtschaftlich-kapitalistischer Strukturen, Institutionen und Funktionsregeln. Gelingt deren Durchsetzung, so die Annahme, sind Wohlstandseffekte die selbstverständliche Folge. Das Hauptziel könnte im Bereich der Ökonomie aber auch in der Schaffung der Bedingungen für eine leistungsfähige, produktive, technologisch fortgeschrittene und innovative Wirtschaft liegen, die den realen gesellschaftlichen Anforderungen und Möglichkeiten entspricht, ohne dass ein bestimmtes ordnungspolitisches Modell gefordert wird. Die Kriterien der Zielrealisierung wären in beiden Fällen verschiedenartig. Der tatsächliche ökonomische Reformprozess in Russland scheiterte (bisher) im Hinblick auf beide Arten von Erfolgsindikatoren, allerdings wurde auch weder der eine noch der andere Ansatz stimmig und konsequent verfolgt.

Die Frage nach den Ursachen der Krise kann in einem engeren und einem weiteren Sinne gestellt und untersucht werden. Die Fehlentwicklungen manifestierten sich im Sommer 1998 in der Form einer Finanz- und Währungskrise. Im engeren Verständnis wird ausschließlich oder doch überwiegend nach den für diese Bereiche maßgeblichen Faktoren gefragt, ein in Russlands wie im Westen verbreiteter Erklärungsansatz. Er ist jedoch befremdlich; muss man doch nicht Experte sein, um zu wissen, dass in „der Wirtschaft“ alle sachlich, funktional, organisatorisch etc. unterscheidbaren Bereiche in engstem Zusammenhang stehen, sich mithin ständig wechselseitig beeinflussen. Nachfolgend werden fünf Momente der Voraussetzungen der russischen Finanzkrise 1998 skizziert. Danach kommen einige Ursachen-Aspekte zur Sprache. Die damit thematisierten Sachverhalte, Prozesse und Tendenzen erklären die Krise weitgehend, so dass zusammenfassend deren Vorgeschichte sowie Umstände und Form ihrer Manifestation komprimiert referiert werden können.

I. Voraussetzungen der russischen Finanzkrise

Defizitäre Eigenarten der russischen Transformationsökonomie

Wurde in der Sowjetunion ab Anfang der dreißiger Jahre eine *historisch spezifische*, später zwar von anderen Ländern kopierte oder dort oktroyierte, nirgendwo anders aber autochthon entstandene Produktionsweise ausgebildet, so läßt sich bei aller Andersartigkeit im Hinblick auf *Eigentümlichkeit* das gleiche für die russische Transformationsökonomie feststellen. Deren im gegebenen Zusammenhang hauptsächlich, nicht additiv, sondern als *Ganzheit zusammenwirkender Momente* zu verstehende Merkmale sind:

- (1) Herausbildung einer verfügungs- und aneignungsmächtigen sozialen Klasse, die sich auf Kosten der ökonomischen Substanz, der natürlichen Ressourcen, der Masse der Verarmten und Unterprivilegierten und zu Lasten der realökonomischen Entwicklung und Erneuerung, d.h. überwiegend parasitär und ökonomisch steril, bereichert.
- (2) Herausbildung einer gemäß den Produktionsverhältnissen, den Produktionsbedingungen, den Chancen wirtschaftlichen Erfolgs, der Branchen- und Größenstruktur *gespaltenen* Volkswirtschaft.
- (3) Eine hochgradig demonetariserte, d.h. durch unmittelbaren Warentausch („barter“) funktionierende und nicht zuletzt infolgedessen „informalisierte“, kaum statistisch, wirtschaftsrechnerisch und steuerlich erfassbare Ökonomie.
- (4) Ein Staat, der keine auf längerfristige Ziele gerichtete, bewusst und sachverständig konzipierte sowie kohärente Wirtschaftspolitik initiiert und realisiert, gleichwohl aber unsystematisch und kontraproduktiv in ökonomische Verhältnisse und Prozesse interveniert.
- (5) Eine Außenverschuldung, die gemäß international geltenden formalen Normen zwar nicht dramatisch hoch ist, deren Schuldendienst unter den gegebenen Aneignungs- und Verteilungsverhältnissen jedoch schon seit Jahren die Zahlungsfähigkeit überfordert.

Dass unter derart abnormen Wirtschaftsbedingungen keine geordneten Staatsfinanzen zu erwarten sind, leuchtet unmittelbar ein. Dennoch negieren viele russische und westliche Autoren und Fachleute das angedeutete Syndrom funktionswidriger ökonomischer Strukturen und Verhältnisse und beschränken sich zur Ursachenermittlung der Krise ganz oder überwiegend auf die Bereiche Währung und Finanzen. Damit wird jedoch das Wesentliche negiert und das Abgeleitete ins Zentrum gerückt, also Ursache und Folge vertauscht. Zu den bezeichneten fünf Fehlentwicklungen nachfolgend einige sachliche Erläuterungen:

1. Von der staatlichen Planwirtschaft zum chaotischen Kapitalismus

Privateigentum an den Produktionsmitteln bildet das gesellschaftliche (und rechtliche) Fundament der kapitalistischen Produktionsweise. Der in Russland ab Anfang 1992 erklärtermaßen intendierte Übergang von der staatssozialistischen Wirtschaftsweise zur marktwirtschaftlich-kapitalistischen erforderte mithin Institutionalisierung des bis dahin systemfremden Privateigentums.¹ Zieht man Form und Dauer des historisch-sozialen Prozesses in Erwägung, in dem vorkapitalistisches Privateigentum an sachlichen Wirtschaftsmitteln in Westeuropa allmählich Kapitalform erhielt, wird deutlich, wie voluntaristisch der Anspruch ist, aus dem Nichts eine Klasse kapitalistischer Unternehmer zu erzeugen, deren Angehörige umstandslos Denken und Handeln gemäß dem Imperativ zweckrationalen Kalküls von Kapitalverwertung ausbilden. Das Scheitern des Experiments war vorgezeichnet.

Erste Voraussetzung, den überkommenen Staatsbetrieben Kapitalform zu verleihen, war ihre (zunächst förmliche) Umwandlung in Aktiengesellschaften. Unter den spezifisch russischen Bedingungen musste versucht werden, der Sozialfigur des privaten Kapitaleigners gesellschaftliche Akzeptanz zu verschaffen. Dem diente erstens die Form der „Voucher-Privatisierung“, die Vergabe gleichheitlicher kostenloser Anteilsansprüche auf Aktienbezug an sämtliche StaatsbürgerInnen und zweitens eine (zu 74% gewählte) Privatisierungsvariante, bei der Manager und Beschäftigte der neuen Aktiengesellschaften insgesamt (einen Teil kostenlos, den anderen zum Vorzugspreis) 51% der Aktien erwerben konnten.² Zugleich gab der Staat sukzessiv Aktienpakete zum Handel an die neu gegründeten Börsen frei. Die Erwerber waren anfangs vor allem „institutionelle Anleger“ wie Banken, Versicherungen, Unternehmen. Immerhin gab es zu dieser Zeit, 1993/94, auch schon Einzelpersonen, die die z.T. wildwüchsigen Verhältnisse des Systemwechsels (Preisfreigabe, Wohnungsprivatisierung, Außenhandelsliberalisierung, Legalisierung aller Formen privater Wirtschaftstätigkeit), aber auch berufliche Position und Verbindungen „nach oben“ trickreich nutzten, enorme Gewinne und entsprechende Geldvermögen zu machen, mit denen sie an der Börse aktiv werden konnten.

Es waren diese „neuen Russen“ (wie sie der Volksmund nannte), die eine 1995-97 (kaschiert) gebotene Chance zu riesigem Kapitalerwerb wahrnahmen: die Aktion „Anleihen gegen Anteile“. Der Staat nahm bei Privatbanken

¹ „Die Errichtung eines privaten Sektors der Wirtschaft war eines der auffallendsten Elemente der post-kommunistischen Reform in Russland. Die dramatischste Manifestation dieser Politik war die Massenprivatisierung des öffentlichen Eigentums.“ Kuznetsova, O. u. Kuznetsov, A.. (1999), 433.

² 29% der Aktien des Unternehmens wurden gegen Vouchers vergeben, 20% behielt sich der Staat vor: Gurkov, I. (1998), 260. Zur Privatisierung in Russland gibt es zahlreiche westliche Publikationen, siehe z.B. Kordach, St. (1997).

(die sich das Geld häufig bei der Zentralbank holten) Kredite auf und hinterlegte bei ihnen zur Sicherheit Aktienpakete. Wurde der Kredit in der vereinbarten Frist nicht getilgt (was wohl gar nicht beabsichtigt war), wurden diese Aktien in einer Auktion versteigert. Diese wurde von der jeweiligen Gläubigerbank organisiert, die auch die Teilnahmebedingungen festlegte. Wunderbarerweise erhielt diese Bank in der Regel den Zuschlag, und zwar für einen Preis unter Wert.³ Überwiegend handelte es sich um Banken, die zu Industriekonzernen, zu großen Konglomeraten oder zu der 1996 juristisch neu kreierte Form von „Finanz-Industrie-Gruppen“ gehörten.⁴

Die so in Russland stattfindende Kapitalkonzentration erfasst nicht die gesamte Wirtschaft, sondern vor allem die unter den gegebenen prekären Bedingungen profitabelsten Bereiche⁵: die wenigen Exportsektoren wie Rohöl und Erdgas, Teile der Metallurgie, einige andere Rohstoffe, Banken und Versicherungen, profitbezogene Dienstleistungen. Die rasche außenwirtschaftliche Öffnung schon 1992 schwemmte eine Warenflut nach Russland, mit der die heimische Industrie und Landwirtschaft nicht konkurrieren konnten, zumal die Finanzmittel für die dringend erforderlichen produktionstechnischen Erneuerungen fehlten. Bis heute fließen dem weit überwiegenden Teil der russischen Wirtschaft benötigte Investitionsgelder weder aus dem Ausland, noch vom russischen Staat, noch von den Banken⁶ zu. Zugleich aber „flieht“ russisches Kapital im jährlichen Umfang von mindestens 20-30 Mrd \$ ins Ausland.

Mit der Konzentration und Zentralisation vor allem des minoritären prosperierenden Teils des russischen Kapitals verengt sich der ursprünglich relativ breite Kreis der über Aktienbesitz (wie immer eingeschränkt) Verfügungsberechtigten. Sowohl nach Einschätzung von Befragten wie nach statistischem Befund ging der Einfluß der Beschäftigten-, aber auch der Manager-Aktionäre⁷ auf betriebliche Entscheidungen allein zwischen 1994 und 1996 stark zurück zugunsten des Generaldirektors, externer Großaktionäre und Investmentfonds.⁸ Nach einer eine große Zahl von Unternehmen erfassenden Untersuchung verringerte sich der Anteil der Aktien Betriebsangehöriger zwischen 1995 und 1999 von 54,8% auf 46,2%, darunter der der Arbeiter von 43,6 auf 31,5%. Dagegen stieg der Aktienanteil Außenstehender von 35,2 auf

³ Kuznetsova, O. u. Kuznetsov, A.. (1999), 436.

⁴ Siehe z.B.: Johnson, J. (1997).

⁵ „In Russland mit seiner ineffektiven Industrie, obsoleten Ausrüstungen und hohem Monopolisierungsgrad sind fast alle Betriebe nicht konkurrenzfähig. Aber die Mittel, die die Betriebe durch Ausgabe von Aktien erhalten, fließen nicht in die Produktion, sondern dahin, wo sie mehr Gewinn bringen. Und auch das ist ein Gesetz der Marktwirtschaft.“ Golosov, E. A.. (1999), 63.

⁶ Petrov, Ju. (1999), 83-87.

⁷ In dieser Untersuchung wird offensichtlich ein weiter Manager-Begriff, der relativ tief nach unten reicht, gebraucht.

⁸ Gurkov, I. (1998), Tabelle 5, 265.

44,9% (der Rest auf 100 gehört dem Staat).⁹ Die zunehmende Konzentration des Kapitals bei Großkonzernen, Konglomeraten und Fonds drückt sich auch darin aus, dass 1999 bei 16% der untersuchten Betriebe der Mehrheitsanteil in der Hand von Betriebsangehörigen war, in 54% der Betriebe dagegen bei Außenstehenden.¹⁰

Magnaten der prosperierenden russischen Wirtschaftsimperien sind jene seit etwa 1997 als „Oligarchen“ bezeichneten Machthaber nicht nur über Banken, Mischkonzerne und andere Kapitalaggregate, sondern auch über Zeitungen, Fernsehkanäle¹¹ und – wie geargwöhnt wird – auch über Regierende. Einige von ihnen haben selbst Regierungsämter inne, andere konzentrieren ihren politischen Einfluß¹², den sie allein schon als große Steuerzahler (trotz Steuernachlässen!) haben, auf die Gewährleistung ihrer Macht, ihres Eigentums und ihrer parasitären und auch kriminogenen Geschäftspraktiken.

2. Segmentierte Volkswirtschaft

Der Begriff „Volkswirtschaft“ verweist auf ein integriertes Ganzes wechselseitiger ökonomischer Beziehungen. In Konsequenz des ordnungspolitischen Systembruchs ab 1992 hat sich die russische Volkswirtschaft vielfach aufgespalten. Natürlich ist sie auch noch nach Branchen, betrieblichen Größenstrukturen etc. zu unterscheiden. Wesentlicher ist nunmehr aber eine Differenzierung nach Wirtschaftslage und -chancen, nach der vorherrschenden Art der Wirtschaftstätigkeit und nach deren Funktion und Wirkung für die Gesamtwirtschaft und die Gesellschaft. Der Begriff „Segmentierung“ deutet an, dass sich zumindest einige der unterscheidbaren Bereiche weitgehend verselbständigen haben. In groben Zügen zeigt sich folgende Struktur:

(1) Durch entsprechenden Aktienbesitz und „Goldenen Anteil“¹³ existieren noch staatsdominierte große Unternehmen, z. B. in den Bereichen Rüstung und Metallurgie sowie im Energiesektor. Ihre wirtschaftliche Situation hängt (wie in anderen Bereichen) stark davon ab, in welchem Maße sie ins „fernere“ Ausland¹⁴ exportieren. Wo diese Chance nicht gegeben ist, befinden sich die

⁹ Kapeljusnikov, R. (2000), Tabelle 1, 102.

¹⁰ Ebenda, Tabelle 4, 108. Beim Rest lag die Mehrheit beim Staat oder „anderen Aktionären“.

¹¹ „Die Oligarchen dominieren Russlands öffentliches Leben durch massiven Betrug und widerrechtliche Aneignung, vor allem im Ölsektor...“, Wolosky, L.S. (2000), 18.

¹² „Die Oligarchen erfreuen sich enormer politischer Macht, resultierend aus ihrem Geld, der Kontrolle über die Medien und direkte wie indirekte Teilhabe an Entscheidungen auf vielen Regierungsebenen. Russlands Energie-Oligarchen investierten klug, sie versahen Jelzins Präsidentschaftskampagne 1996 mit unbegrenzter finanzieller Unterstützung, die es ihm erlaubte, dem Führer der Kommunistischen Partei, G. Zjuganov, den Sieg zu entreißen.“ Wolosky, L. S., a.a.O., 26. Differenzierter zur Macht der Oligarchen: Schröder, H.-H. (1999).

¹³ Es ist das ein Vorbehalt in der Privatisierungsgesetzgebung, der dem Staat ein Vetorecht in betrieblichen Entscheidungen auch dann sichert, wenn er nicht mehr Mehrheitsaktionär ist.

¹⁴ Dazu zählen sämtliche Staaten außer den früheren Sowjetrepubliken, die „nahes Ausland“ genannt werden.

Unternehmen, die zur Sowjetzeit hochprivilegiert waren, in prekärer Lage.

(2) Der weitgehend privatisierte Herrschaftsbereich der „Oligarchen“ prosperiert ganz überwiegend. Es sind das untereinander durch Aktienanteile verschachtelte Großkonzerne mit eigenen Banken, deren Aneignungs- und Verwertungsaktivitäten sich auf viele Felder (Währungs- und Finanzspekulationen, Unternehmenserwerb und -verkauf etc.) erstrecken. Im Zentrum steht der Hauptexportsektor Rohöl und Erdgas, in dem sie über hohe Aktienanteile an den Unternehmen verfügen. Ungeachtet kurzfristigen Nutzens dieses Sektors für den Staat in Form seines beträchtlichen Beitrags zum stets prekären Steueraufkommen, sind Existenz und Wirken dieses Bereichs volkswirtschaftlich eher verderblich, weil er einen enormen Teil des gesellschaftlichen Mehrprodukts absorbiert und überwiegend der reproduktiven Verwendung entzieht.

(3) Abgesehen von einigen Einzelfallstudien sind Informationen über die Lage der Industrie in der Weite des Landes spärlich. Zweifellos ist sie differenziert. Mittlere Unternehmen der Leicht- und Gebrauchsgüterindustrie sind jedenfalls für die Versorgung in den Regionen wichtig und ihre Existenzchance erhellt u.a. daraus, dass hier (vor der Finanzkrise) der Importanteil bei Nahrungsmitteln, Textilien und anderen Waren des privaten Bedarfs bei etwa 40% lag gegenüber 80% in Moskau und Petersburg. Gemäß ihrer regionalen Bedeutung können produzierende Unternehmen hier mit Förderung seitens politischer und administrativer Instanzen rechnen. Die Verbindungen dieses Sektors mit Konzernen föderaler Bedeutung und Ausrichtung sowie mit der Moskauer Regierung sind eher spärlich. Mit finanziellen Hilfen von dort ist kaum zu rechnen, dafür wird den Steuerpflichtigen gegenüber dem föderalen Haushalt allenfalls partiell nachgekommen. Überhaupt ist die hier skizzierte Segmentierung der Wirtschaft eine der Ursachen der notorischen Finanzmisere Russlands.

(4) Es gibt selbst große und mittlere Unternehmen, die insolvent und wirtschaftlich nicht funktionsfähig sind, formal aber fortbestehen mit extrem reduzierter, z.T. auch betriebs- und branchenfremder Erzeugung.

(5) Es existiert eine große Zahl kleiner und mittlerer Privatbetriebe, deren wirtschaftliche Lage und produktive Fähigkeit¹⁵ stark variieren, deren gesamtwirtschaftliche Relevanz aber kaum ins Gewicht fällt.

(6) Der Anteil des Dienstleistungssektors am BIP hat sich in der Transformationsperiode gemäß statistischem Ausweis fast verdreifacht, eine Angabe, die starke Zweifel am gesellschaftlichen Gebrauchswert eines erheblichen Teils der Dienste weckt. Abgesehen von berechtigten Zweifeln an zureichender Erfassbarkeit der Leistungen und ihrer Preise verbergen sich hinter dieser Kenn-

¹⁵ Die generelle Misere der russischen Industrie wird wider die Intention des Verfassers deutlich bei R. Götz (1998). Unter dem Titel „Das andere Russland“ präsentiert er 10 betriebliche „Erfolgsbeispiele“. Diesem Anspruch wird jedoch kaum eine der Darstellungen gerecht, die vielmehr vielfältige Relativierungen und Probleme ausweisen. Der Verfasser konzediert, dass selbst in den besten Fällen die Produktivität schwach ist.

zeichnung einerseits aus Notlagen erwachsene Erwerbsformen des Lebensunterhalts, am anderen Extrem neue Betätigungsfelder wie Makler- und Finanzdienste, Unternehmensberatung, Werbeagenturen etc., deren realer Effekt kaum geeignet ist, zur Überwindung der Misere der russischen Ökonomie und Finanzen beizutragen.

3. Zahlungsrückstände, Informalisierung, Dollarisierung

Die auffälligsten Anomalitäten der russischen Wirtschaft können hier im Hinblick auf die Konsequenzen für die Staatsfinanzen nur knapp benannt werden. Sie sind nicht monokausal erklärbar, und was die Hauptgründe ihres Zustandekommens sind, ist unter russischen Ökonomen umstritten. Zahlungsrückstände (russ. njeplateschi) zwischen Unternehmen, zwischen Unternehmen und Staat sowie zwischen Staat und Staatsbediensteten, Rentnern, staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen erhöhten sich ab 1992 ständig und erreichten einen Stand von hunderten von Mrd. Rubel.¹⁶ Zu den Hauptursachen dieser Erscheinung gehört die extrem geringe Ausstattung der russischen Unternehmen mit Umlaufmitteln, seitens des Staates die gleichen Umstände, die sein chronisches Budgetdefizit verursachen (dazu später). Damit in engem Zusammenhang steht der ungewöhnlich hohe Umfang der Schattenwirtschaft („Informalisierung“), d.h. von wirtschaftlichen Transaktionen (vor allem Käufe/Verkäufe), die in der Form von Naturaltausch (barter) abgewickelt werden. Gemäß einer fortlaufenden russischen Beobachtung stieg der Anteil des barter am Bruttoinlandsprodukt (BIP) von 6% 1992 auf 41% 1997.¹⁷ Der Anteil des Naturaltauschs ist branchenabhängig; er ist z.B. unterdurchschnittlich in konsumnahen Industrien und überdurchschnittlich im Produktionsgüterbereich. Nur jeder elfte russische Betrieb praktiziert nicht barter. Da diese Transaktionen naturgemäß schwer erfassbar und zumal nicht in ihrem tatsächlichen Umfang gemäß den realen Preisen einzuschätzen sind, schlägt die amtliche Statistik auf die für das BIP ermittelten Daten pauschal 25% auf, also in jedem Fall zu niedrig. Ohne Zweifel entgehen dem russischen Staat infolge des massenhaften barter Milliardensummen von Steuereinnahmen.

Zu den russischen Anomalitäten gehört das faktisch duale Währungssystem: der US-\$ ist verbreitete Zweit-, in vielen Bereichen eher Erstwährung. Experten behaupten, als Bargeld seien in Russland wesentlich mehr Dollar als Rubel im Umlauf.¹⁸ Dieser Umstand stellt die russische Regierung unter star-

¹⁶ Von 1992 bis 1997 innerhalb der Wirtschaft von 2,3 Trill. Rubel auf 761,7 Trill. und seitens des Staates von 6,9 Trill. (1993) auf 204,5 Trill.; ohne Verf.: „Ekonomiceskoe razvite.“ (1998), 142/43. Nach einer kräftigen nominellen Abwertung des Rubel 1998 handelt es sich dabei nicht mehr um Trillionen-, sondern um Milliardensummen.

¹⁷ Aukutsionek, S. (1998), 179/80. Ermittelt wurde ein durchschnittlicher Umfang der Geschäfte. Der Autor vermerkt, dass unter Berücksichtigung der Größenunterschiede der Unternehmen der Anteil des barter 1997 52% ausmacht. Siehe zu diesem Phänomen z.B. Heller, L. u. Nuß, S. (1999).

¹⁸ Makarevic, L. (1999), 27, gibt (offenbar wertmäßig) ein Verhältnis von 4:1 an. Das klingt kaum glaubhaft, aber immerhin ist der Autor Experte der „Assoziation russischer Banken“.

ken Druck, einer Verschlechterung der Dollar-Rubel-Parität entgegenzuwirken. Das erfordert eine Politik, die letztlich die Lage der verarbeitenden Industrie zusätzlich verschlechtert¹⁹ und indirekt die Staatsfinanzen zusätzlich belastet.

4. Passivität des Staates

Russische Autoren unterschiedlicher politischer Orientierung bestätigen, dass das vorrangige Ziel der von Jelzin 1992 mit der Regierung betrauten Neoliberalen um E. Gajdar die Zerschlagung der Strukturen und Institutionen der staatssozialistischen Wirtschaftsweise war. „Die bewusste Schwächung der ökonomischen Funktion des Staates war faktisch ein Pfeiler der russischen Industriepolitik stets seit 1992. Diese Politik wurde sowohl auf makro- wie auf mikroökonomischer Ebene betrieben.“²⁰ Das gelang durchaus und stieß kaum auf Widerstand. Die Mehrzahl der Unternehmen wurde abrupt aus der staatlichen Leitung entlassen, das Staatliche Plankomitee aufgelöst, ebenso die große Mehrzahl der über 50 ökonomischen Zweigministerien. Natürlich konnte das nicht von einem umfassenden Kaderaustausch begleitet sein; statt zu erwartender Obstruktion beeilten sich gerade die höheren Positionsinhaber in Staat und Wirtschaft, von den jetzt möglichen privaten Aktivitäten und Bereicherungschancen Gebrauch zu machen.

Kaum ein russischer Ökonom, Politiker oder Publizist leugnet die 1992 einsetzenden spezifischen Fehlentwicklungen, es gibt aber auch keine (offenen) Stimmen, die für die Rückkehr zur 60jährigen Staatswirtschaft plädieren. Verkürzt formuliert, lasten neoliberal orientierte Ökonomen die sozioökonomisch destruktiven Erscheinungen einem Übermaß staatlicher Regulation und Intervention an, die quasi-Keynesianer dagegen einem zu passiven und schwachen Staat. Einig sind sich beide Richtungen hinsichtlich des wirtschaftspolitischen Versagens von Präsident und Regierungen. Gerade Protagonisten dieses Teils der politischen Klasse erweisen sich als ordnungspolitisch völlig desinteressiert. Bei Jelzin stand stets die Sicherung der eigenen Macht im Vordergrund, wozu er an sanktionsfähige Interessenvertreter und -gruppen willkürlich und ohne Rücksicht auf die Folgen wirtschaftliche Privilegien vergab: Befreiung von Steuern und Abgaben, von rechtsgültigen ökonomischen Regulativen, Außenhandelskonzessionen, Rechtsakte, die besondere Aneignungschancen bieten. Die krisenhaften Folgen dieses Voluntarismus werden z.T. bedauert, aber hingenommen, wie auch der Niedergang der verarbeitenden Industrie. Oder aber es erfolgen kurzfristige und kurzfristige Interventionen, die mißlingen oder Probleme an anderer Stelle erzeugen.

¹⁹ Vor allem weil ein real überbewerteter Rubel Import verbilligt und die Absatzchancen der ohnehin überwiegend nicht konkurrenzfähigen verarbeitenden Industrie weiter mindert.

²⁰ Kuznetsova, O. u. Kuznetsov, A. (1999), 434. Mit dieser Aussage berufen sich die Verf. auf eine Feststellung der Weltbank. Die beiden Autoren sind keineswegs Gegner von Markt- und Privatwirtschaft, kritisieren die ordnungs- und wirtschaftspolitische Passivität des russischen Staates seit 1992 aber scharf und überzeugend begründet.

weil sie nicht sachlich begründetes Moment einer umfassenderen und konsequent verfolgten Konzeption sind. Die so verfestigten realwirtschaftlichen Krisenphänomene finden natürlich entsprechenden Ausdruck in der Finanzsphäre.

5. Außenwirtschaftliche Abhängigkeit

Tabelle: Außenwirtschaftliches Resultat und Auslandsverschuldung Russlands 1994-1999

	Handelsbilanzüberschuß (Mrd \$)	Leistungsbilanzüberschuß (Mrd \$)	Staatl. Außenverschuldung (Mrd \$)	Schuldendienst (Mrd \$)	Erfüllung des Schuldendienstes (%)	Schuldendienst von 2000-2005 (Mrd. \$)
1994	17,8*	9,3*	127,5	18,8	19,5	15,2
1995	20,5	7,8	128,0	19,2	33,4	14,6
1996	22,9	12,0	136,1	17,9	38,6	14,6
1997	17,4	4,0	134,6	11,8	50,1	20,5
1998	19,9	1,6	158,2	13,0	59,7	14,7
1999	31,2**	23,4**		17,1		15,9
Summe	129,7	58,1		97,8		95,5

* Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Wochenbericht 18-1998, Tabelle 9, S. 306

** Plan Econ Monthly Report, 25.2.2000, Tabelle 4, S. 9

Quellen: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Wochenbericht 49-1999, Tabellen 13, 18 und 19 Seiten 905, 911, 912

Die Tabelle dokumentiert deutlich die Probleme der russischen Außenverschuldung. Anders als zu Sowjetzeiten kann Russland zwar positive Handelsbilanzsalden gegenüber Hartwährungsländern verzeichnen, ermöglicht vor allem durch forcierte Exporte von Energieträgern (Rohöl und Erdgas), die früher dem Bedarf der Union dienten und in die RGW-Staaten flossen. Infolge negativer „Faktoreinkommen“ (Arbeitseinkommen und Kapitalerträge) bleibt das für die Devisenposition des Landes maßgeblichere Plus der Leistungsbilanz im Zeitraum der Tabelle um 55% hinter dem der Handelsbilanz zurück. Der Positivsaldo der Leistungsbilanz in dieser Phase deckte also die aggregierten Schuldendienstverpflichtungen gegenüber dem Ausland (97,8 Mrd \$) nur zu 59% ab. In der vorletzten Spalte der Tabelle werden die Anteile angegeben, zu denen Russland 1994-1998 diesen Schuldendienstverpflichtungen

nachkam. Sie steigen – unter starkem Druck der westlichen Gläubiger – an, dokumentieren aber noch immer hohe Rückstände, obgleich in den letzten Jahren ein großer Anteil der Neu- oder Umverschuldung von den Zins- und Tilgungszahlungen absorbiert wurde.

Zumindest seit 1993 mußte Russland in allen Jahren mit seinen westlichen staatlichen (zuständig der „Pariser Club“) und privaten („Londoner Club“) Gläubigern Umschuldungsverhandlungen führen (zuletzt im Herbst 1999). Sie verliefen meist zäh, führten schließlich aber zu Einigungen, die Russland kurzfristig „Luft verschafften“, auf längere Sicht aber die Schuldenlast nur erhöht aufschoben. Die interne russische Finanzmisere wird dabei insofern verschärft, als die westlichen Gläubiger sachlich schwer erfüllbare Bedingungen, vor allem in Bezug auf Ausgabenkürzungen stellen. Die Folgen von Bemühungen, dem verschärften Druck nachzukommen, sind jedoch zumeist solche, die die soziale und ökonomische Lage weiter verschlechtern, ein schwer ent-rinnbarer *circulus vitiosus*.

II. Einige Ursachen der Finanzkrise

Unter ‚Ursachen‘ werden im Folgenden im Unterschied zu den allgemeineren und eher indirekt wirksamen ‚Voraussetzungen‘ ökonomische Sachverhalte verstanden, die in unmittelbarer Beziehung zur Finanzkrise stehen. Die Beschränkung auf vier Faktoren und ihre verkürzte Kennzeichnung sind der Umfangsbegrenzung geschuldet.²¹ Unter den Ökonomen wird der Charakter der Krise durchaus kontrovers gesehen²², und von der jeweiligen Einschätzung hängt ab, welche Ursachenaspekte betont werden. Ich halte die einzelnen auslösenden Momente für weniger bedeutsam als die Gesamtheit der sozio-ökonomischen Fehlentscheidungen und -entwicklungen des „Transformationsprozesses“.

Niedergang der Realwirtschaft

Von 1992 bis 1998 sank das russische BIP real im Jahresdurchschnitt um 7,2%, d.h. bei einem Index von 1992=100 auf 1998= 54,7; die Industrieproduktion entsprechend auf 50,0.²³ Das besteuerbare gesellschaftliche Jahresprodukt hat sich mithin etwa halbiert. Gerade unter den Bedingungen der ökonomischen Systemtransformation wäre die Annahme völlig unrealistisch, dass sich entweder die Staatsausgaben entsprechend halbieren oder aber das Steueraufkommen verdoppeln ließen. Allein schon dieser elementare Sachverhalt verweist auf die Unvermeidbarkeit hoher Finanzdefizite. Binnenwirt-

²¹ In der Diskussion über Gründe der russischen Finanzkrise werden wesentlich mehr Ursachenaspekte genannt, z.T. sehr spezifische, auf Einzelentscheidungen beruhende. Auch wird u.a. nicht zureichend zwischen Ursachen und verstärkenden Faktoren unterschieden.

²² Der renommierte Ökonom A. Illarionov (1999a und b) z.B. insistiert m.E. nicht überzeugend darauf, es habe sich ganz primär um eine Währungskrise gehandelt.

²³ Berechnet nach: DIW-Wochenbericht 49-1999, Tabelle 1, 884.

schaftlich gab es nur *eine* Ressource, das Dilemma zu vermindern: radikale Reduktion der Rüstungsausgaben. Sie wurde genutzt, konnte jedoch nur eine partielle Kompensation bewirken. Die großzügige Bedienung Russlands mit westlichen Krediten war wohl auch von der Einsicht in die von der eigenen Politik mitverursachten Schwierigkeiten getragen, deren Eskalation nicht zuletzt im Eigeninteresse vermieden werden sollte. Dass das nur zum Teil gelang, lag vermutlich weniger an unzureichender Höhe der Kredite als am Umfang, in dem diese Mittel ihren Weg in Privathände ohne wirtschaftlich und sozial konstruktive Verwendung fanden.

Den Niedergang vor allem der verarbeitenden Industrie, der die Fortdauer gravierender Wirtschafts- und folglich auch Finanzprobleme anzeigt, dokumentiert ein jahresdurchschnittlicher Rückgang der Bruttoanlageinvestitionen zwischen 1992 und 1998 von 16,5%. „In allen Bereichen hält die potenzierte Veraltung der Grundfonds an, der niedrige technische Stand der Produktion, die geringe Auslastung der Anlagen, Konkurrenzunfähigkeit, die Mißachtung der Ökologie durch die Unternehmen.“²⁴ 46% der Betriebe sind defizitär. Die Verschuldung aller Unternehmen hat die Höhe von 50% des BIP, dagegen macht der Wert des Anlagekapitals aller Betriebe nur 15% der BIP aus. Die durchschnittliche Nutzungsdauer der Anlagen beträgt 17 Jahre.²⁵

Die Binnenverschuldung Russlands²⁶

Dass unter den Bedingungen des ökonomischen und sozialen Systembruchs ein defizitärer russischer Staatshaushalt unvermeidbar ist, wurde bereits betont. Zu fragen ist nach der Höhe²⁷ und den Formen des Defizits und dessen Finanzierung. In russischen, aber auch in diesen folgenden westlichen Dokumentationen, werden der russische Staatshaushalt und sein Defizit nicht in monetären Summen, sondern in *Anteilen am BIP* mitgeteilt. In den Jahren 1992 bis 1999 betrug das Defizit 5,0; 6,9; 9,9; 3,0; 3,3; 3,2; 3,5 und 3,8% des BIP.²⁸ Seit 1995 pendelt die jährliche russische Staatsverschuldung um die relative Größe, die internationale Finanzagenturen (vor allem der IWF) als zulässig erachten. Die außenverschuldungsbedingte Abhängigkeit Russlands kann dieses Faktum erklären; dass die Daten der Realität entsprechen, ist aber in Anbetracht der Diskrepanz zwischen Finanzbedarf und Steueraufkommen

²⁴ L. Makarevic (1999), 29/30.

²⁵ A.A. Chandurev (1999), 28.

²⁶ Die folgenden Angaben beziehen sich auf die innere Staatsverschuldung nach dem sogenannten „konsolidierten“ Haushalt, der den der Föderation und die Haushalte der regionalen „Subjekte der Föderation“ umfasst.

²⁷ Die Angaben dazu weichen in den verschiedenen Veröffentlichungen z.T. nicht unbeträchtlich voneinander ab. Die hier mitgeteilten Daten entsprechen der überwiegend publizierten amtlichen russischen Berechnungsart. Der IWF errechnet höhere Defizite, die auch in manchen russischen Quellen genannt werden.

²⁸ 1992-1997 Ekonomiceskoe razvite ..., a.a.O., 141; 1998: DIW 49-1999, a.a.O., Tabelle 10, 897; 1999 PlanEcon Monthly Report, a.a.O., 12.

zu bezweifeln. Zwar mag sich die russische Regierung bemühen, die 3%-Norm in etwa einzuhalten, allerdings dürften dabei Manipulationen verschiedener Art²⁹ im Spiele sein.

Zwischen 1992 und 1994 wurden die Haushaltsdefizite ganz überwiegend durch „Kredite“ der Zentralbank finanziert; tatsächlich ging es dabei aber um Geldschöpfung. In diesen drei Jahren stiegen die Verbraucherpreise um 2520, 840 und 215%, die industriellen Erzeugungpreise noch stärker.³⁰ Ab 1994 forcierte die Regierung ihr Bemühen um substantielle Reduktion der Geldentwertung. Das war sachlich durchaus geboten, fraglich war aber, in welcher Weise das realisiert werden sollte. Auf die gewählte markt- und profitkonforme Lösung drängten nicht zuletzt die westlichen Partner und „(d)as Anleihschema, das IWF-Experten empfahlen, verwandelte sich eindeutig von selbst in eine Art von Finanzpyramide.“³¹ Und zwar wurden 1994 „Obligationen der Staatskasse“ (russische Kurzform: GKO) eingeführt, die eine Laufzeit von lediglich 3, 6 und 12 Monaten hatten.³² Die Wahl dieses „Finanzinstruments“ bildet m.E. *im engeren Sinne* die Hauptursache der Eskalation der russischen Finanzprobleme zur Krise und zur Zahlungsunfähigkeit im August 1998.³³ Dazu trug vor allem bei, dass diese Obligationen³⁴ nicht mit einem bestimmten Zinssatz emittiert, sondern auf Börsenauktionen gemäß den geringsten Zinsforderungen abgesetzt wurden. Diese gingen aber rasch in die Höhe und die lukrativen GKO bewirkten bald einen beträchtlichen Abfluß von Geldern aus der Realwirtschaft in die Finanzsphäre.³⁵ Das GKO-Angebot richtete sich zunächst vor allem an „institutionelle Anleger“ und die Banken machten davon umfassenden Gebrauch. Schließlich erwarben aber auch kleine Sparer diese Obligationen. 1997 wurde der GKO-Markt für Ausländer geöffnet, die so kräftig zulangten, dass ihr Anteil am Gesamtbestand im August 1998 etwa ein Drittel ausmachte.

²⁹ Zum Teil sogar offenkundige. So weist die amtliche Statistik neben dem Haushalt „außerbudgetäre Fonds“ in einer Höhe von ca. einem Drittel des Haushaltsdefizits aus (ebenfalls als Anteil am BIP). Aus diesen Fonds werden durchaus Staatsaufgaben finanziert.

³⁰ DIW-Wochenbericht 49-1999, Tabelle 4, 889.

³¹ Sapir, J. (1999), 4.

³² In der gesichteten einschlägigen Literatur stieß ich bisher nicht auf eine Erklärung der Kurzfristigkeit. Ich vermute, dass die Form (zumindest die dreimonatige) nicht der amtlichen Verschuldung zugeschlagen bzw. dass kalkuliert wird, ihre revolvierende Form bremsen eine rasche Aufsummierung der Schulden.

³³ Medvedev, Z.A. (1999), 17-21.

³⁴ Neben den GKO gab es weitere, ähnlich attraktive Schuldtitel, KO und KNO, z.B. Anleihen, die mit einem den Kreditbetrag weit überschneidenden Steuererlaß getilgt wurden.

³⁵ Petrov, J. (1999), 83-87. Während (1996/97) Kredite den Geschäftsbanken eine Jahresverzinsung von 10-20% brachten, waren mit GKO Profite von 60-100% zu machen. Vor der Präsidentschaftswahl 1996 stieg die GKO-Verzinsung sogar auf 200%, ging danach aber wieder auf 60% zurück, Medvedev, Z. A. (1999), 18/19.

Ein funktionsschwaches Steuersystem

Die Feststellung mancher Ökonomen, die russische Finanzkrise sei nicht, wie die Neoliberalen und Monetaristen behaupten, Folge überhöhter Staatsausgaben, sondern eines zu geringen Steueraufkommens³⁶, ist m.E. berechtigt. Dieses hat verschiedene gleichzeitig wirksame Ursachen. Die allgemeinste wurde bereits benannt: die Halbierung der besteuerten Wertschöpfung seit 1992. Hinzu kommen vor allem: Mängel in der Gestaltung und Anwendung des Steuersystems, die trotz ständiger Änderungen nicht behoben werden; die Auswirkungen der Schattenwirtschaft; geringe Steuermoral³⁷; die Praxis der Gewährung vielfältiger Steuernachlässe. In unserem Kontext kann auf diese Faktoren nicht näher eingegangen werden. Verwiesen sei jedoch auf die generelle Problematik:

Im sowjetischen Staatshaushalt war das Aufkommen aus der Besteuerung persönlicher Einkommen marginal; die beiden Hauptquellen der Staatsfinanzen waren Verbrauchssteuern und fast vollständige Abschöpfung des monetären betrieblichen Mehrprodukts. Die erste Quelle blieb vom Systemwechsel unberührt, die zweite entfiel in der bisherigen Form (dafür auch größtenteils die Verantwortung des Staates für die Finanzen der Unternehmen). Es blieben jedoch die sozialpolitischen Verpflichtungen des Staates (vor allem Rentenzahlungen und Finanzierung des Gesundheitswesens), die weiterhin aus den laufenden Staatseinnahmen getragen werden müssen. Trotz Reduzierungen ist das bei den geringeren Staatseinnahmen eine erhebliche Belastung. Deren Verringerung durch höhere Sätze der Einkommenssteuer wäre bei Masseneinkommen, die an der Subsistenzgrenze liegen, wenig aussichtsreich. Allerdings bleiben so auch die „neuen Russen“ mit ihren Großeinkommen und Profiten ungeschoren, wofür die dazu im Westen gängigen Argumente angeführt werden könnten. Nach Meinung mancher Autoren sollte die russische Außenwirtschaft steuerlich stärker herangezogen werden.³⁸ Dass das nicht erfolgt, mag nicht zuletzt an der Macht ihrer Hauptprotagonisten liegen.

Der Anteil der Staatseinnahmen am BIP ging in Russland (nicht zuletzt auf Drängen des IWF) zwischen 1993 und 1998 von 29,0 auf 24,5% zurück. Die Föderation und deren „Subjekte“, die regionalen Einheiten, erhalten etwa je die Hälfte des Steueraufkommens. Ein Zeichen der Undurchsichtigkeit der russischen Finanzen ist, dass der größte Posten auf der Einnahmenseite des Haushalts mit genau einem Drittel (1998) „sonstige Einnahmen“ sind. Der

³⁶ Z.B. Sapir, J. (1999), 3; Petrov, Ju. (1999), 66ff.

³⁷ 1998 betragen die Steuerrückstände des konsolidierten Staatshaushalts etwa 200 Mrd R.; Malleret, Th. et al. (1999), 119. Die Steuereinnahmen betragen ca. 700 Mrd. Rubel. Unklar ist, ob in dieser statistischen Angabe die Rückstände enthalten sind oder ob die Einnahmen 900 Mrd. betragen sollten.

³⁸ 1999 waren exportierte Waren und Dienstleistungen ganz von der Mehrwertsteuer befreit; Petrov, Ju. (1999), 70. Als Berechtigung dieser Ansicht könnte gelten, dass der Anteil der Außenwirtschaft an den Staatseinnahmen von 4,7% 1993 auf 2,4% 1998 zurückging.

Anteil der Verbrauchssteuern blieb zwischen 1993 und 1998 etwa konstant (22,5% und 23,8%³⁹). Offenbar infolge von Korrekturen der 1992-1994 unrealistisch hohen Steuersätze ging der Anteil der Gewinnsteuern der Betriebe am Steueraufkommen zwischen 1993 und 1998 von 33,8% auf 14,7% zurück, der der Einkommenssteuer stieg von 8,8 auf 10,8%. Zu den Anomalitäten der russischen Ökonomie gehört, dass ein erheblicher Teil der Steuern nicht in Geld, sondern ‚in natura‘, z.B. in elektrischem Strom, beglichen wird.

Kapitalflucht

Wie schon vermerkt, kann der Ansicht des russischen Ökonomen A. Illarionov, die russische Finanzkrise 1998 sei *in erster Linie* eine Währungskrise, nicht zugestimmt werden; immerhin aber war sie *auch* eine solche. Deshalb wird die Finanz- und Währungssituation des Landes spürbar zusätzlich dadurch belastet, dass jährlich zwischen 20 und 40 Mrd \$ Geldkapital ins Ausland abfließen.⁴⁰ Die Spalten 5 und 7 der Tabelle oben zeigen, dass es um Summen geht, die die zur Deckung des vergangenen und künftigen russischen Schuldendienstes gegenüber dem Ausland, der ständige Umschuldungen erforderlich macht, weit übertreffen. „Eine Analyse der Zahlungsbilanz und der Außenhandelsstatistiken zeigt, dass entgegen weit verbreiteter Ansicht die Ursachen des Kollaps des Rubel nicht in ungenügenden Exporteinnahmen und Auslandskrediten liegt, sondern in dem massenhaften Kapitalabfluss.“⁴¹

Die Motive dieser illegalen⁴² Devisentransfers und die Formen ihrer Realisierung sind vielfältig und können hier nicht aufgezählt werden.⁴³ Die Bezeichnung „Abfluss“ darf nicht wörtlich genommen werden, denn zum wohl überwiegenden Teil werden nicht Devisen aus Russland herausgebracht, sondern sie werden nicht bestimmungsgemäß nach dort transferiert. In der russischen Zahlungsbilanz für die Jahre 1995-1998 werden unter „Forderungen“ summiert als „Überfällige Zahlungen“ 30,5 Mrd \$ ausgewiesen und unter „Nicht eingegangene Exporterlöse“ 34,8, zusammen also 65,3 Mrd \$.⁴⁴ Diesen Daten liegen (exakte oder manipulierte) deklarierte Verträge zugrunde, was nicht für alle Formen und Fälle der ‚Kapitalflucht‘ gilt. Ob und wann die angezeigten

³⁹ DIW-Wochenbericht 49-1999, Tabelle 10, 897, auch die anderen Daten dazu.

⁴⁰ Die Größenangaben der „Kapitalflucht“ differieren in jedem der zahlreichen Beiträge zu diesem Thema sehr stark. Das ist verständlich, beruhen sie doch auf Schätzungen und auf Einbeziehung unterschiedlicher Handlungsweisen. Die hier genannte Summe bei Petrov, Ju. (1999), 66. H. Pleines (1998), 25. ermittelte für die Jahre 1990-1995 Schätzungen zwischen 35 und 400 Mrd \$.

⁴¹ Petrov, Ju. (1999), a.a.O.

⁴² Der Devisenmarkt und -verkehr ist in Russland nur begrenzt liberalisiert. Legal dürfen Devisen von Privaten nur in kleinen Summen mit ins Ausland genommen werden. Deviseneinnahmen der Exporteure müssen zu wechselnden, jedoch hohen Anteilen an die Zentralbank verkauft werden.

⁴³ V.K. Sencagov (1999), 7, ein Finanzexperte, listet 10 ‚Kanäle‘ des Abflusses auf.

⁴⁴ DIW-Wochenbericht 49-1999, Tabelle 13, 905.

Zahlungsverzögerungen beglichen werden, steht dahin. Die Rückstände selbst weisen oft schon auf rechtswidrige Bereicherung: Nicht der ausländische Importeur verzögert die Zahlung, der russische Exporteur läßt erst einmal den bei seiner Bank im Ausland eingegangenen Kaufbetrag für sich „arbeiten“. „Die Spezifik der ‚Flucht‘ von Kapital aus Russland besteht in der widernatürlichen Verbindung von illegalem Verkauf ökonomischer Aktiva, Abfluss von Kapital als Resultat von Preismanipulationen beim Abschluss von Export-Importverträgen mit legalen Kanälen des Transfers von Kapital durch Strukturen des Finanzmarktes.“⁴⁵

Bestimmungswidrige Verwendung von Devisen in Russland ist nicht in der Form, wohl aber in der Wirkung ‚Kapitalflucht‘. Der Besitz von Devisen ist in Russland legal und die erfahrungsbedingt mißtrauischen BürgerInnen, die nach Expertenurteil zig-Milliardensummen von US-Dollar „unter der Matratze“ gespeichert haben, können auch bei Banken Devisenkonten eröffnen. Als sich im Sommer 1998 der Finanz- und Währungskollaps abzeichnete, setzte ein run an die Banken ein, um Dollar abzuheben. In dieser Situation teilte die Zentralbank zur Abwendung einer Panik den Geschäftsbanken im Juli den Großteil einer soeben freigegebenen 4,8 Mrd \$-Kredittranche des IWF zu, damit sie zahlungsfähig blieben. Für diesen Zweck sollen sie ca. 10% der Summe verwandt haben, mit der Hauptmasse setzten sie ihre Währungsspekulationen fort und füllten die eigenen Devisenreserven auf.⁴⁶ Zu einem erheblichen Teil basiert die Kapitalflucht auf Formen, die dem Staat nicht nur Devisen vorenthalten (über deren Gegenwert in Rubel er jedoch verfügt), sondern auf gleichzeitiger Hinterziehung von Steuern und Abgaben sowie unrechtmäßiger Übereignung ökonomischer Aktiva an Ausländer. So trägt auch die „interne Kapitalflucht“ (Sencagov) zur Verschärfung der Finanzprobleme bei.

III. Die Kulmination der Krise: Bankrott der Finanzen

Spätestens gegen Ende 1997 mußte den Verantwortlichen der Regierung, des Parlaments und der Zentralbank klar sein, dass die Finanzierung des Haushaltsdefizits durch kurzfristige staatliche Kassenobligationen, bei denen die Erwerber den Zinssatz bestimmen, nicht fortgesetzt werden kann, weil die aufgebaute Schuldenpyramide⁴⁷ bei Jahresverzinsungen von 60-80% nicht mehr tragbar war. Da eine durchgreifende Problemlösung Zeit beanspruchen würde, sahen viele Ökonomen eine Möglichkeit rascherer Erleichterung in der Aufgabe des „Währungsankers“, der Bindung des Rubel (R) an den US-Dollar, die den Rubelkurs künstlich hochhielt. Der IWF und Jelzin waren

⁴⁵ Sencagov, a.a.O., 4.

⁴⁶ Frankfurter Rundschau, 16.9.1999. Dieser Sachverhalt wird von mehreren russischen Autoren bestätigt.

⁴⁷ Die auch in Russland ständig verwandte Metapher der Pyramide ist nicht ganz präzise; es geht um eine auf dem Kopf stehende Pyramide.

strikt dagegen, ob letzterer unter dem Druck des ersteren, bleibe dahingestellt. Die Schuldendienstverpflichtungen stiegen progressiv. 1993 machten diese auf 100 geliehene Rubel 26 R aus, 1997 - 85, 1998 - 100 R.⁴⁸ 1997 beanspruchte die Bedienung der Schulden 25% der Budgetausgaben, 1998 bereits 31%. 70% der Binnenschuld bestand aus GKO, deren Umfang im August 1998 einen Nominalwert von 216,7 Mrd R erreichte.⁴⁹ Zugleich schwoll die Außenverschuldung an, weil Ende 1996 der GKO-Markt für Ausländer geöffnet wurde, die ihre Erträge in Dollar wechselten, und zudem auf Dollar denominierte Schuldpapiere emittiert wurden (T-Bills, Eurobonds), auch durch Privatbanken. Ende 1997 setzte der Abfluss ausländischen Geldkapitals ein, woran die Asienkrise mitbeteiligt, das schwindende Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit aber wohl Hauptgrund war. Die Zentralbank mußte in steigendem Maße ihre Devisenreserven, die im August 1998 fast aufgebraucht waren, für die Stützung des Rubel verausgaben.⁵⁰

Im März 1998 entließ Jelzin den langjährigen Regierungschef V. Tschernomyrdin, zugleich Gazprom-Oligarch und angeblich reichster Mann Russlands. Medvedev⁵¹ vermutet als Grund Divergenzen in der Frage der Rubelabwertung. Dass Jelzin an die Regierungsspitze einen jungen, kaum bekannten Neoliberalen, S. Kirijenko, berief und bald schon weitere Minister der gleichen Richtung, konnte auch als Bemühen um ‚gutes Wetter‘ für neue Kredite in Washington gedeutet werden. Die Verhandlungen darüber begannen Ende April und verliefen schwierig, weil zwischen dem IWF und der US-Regierung kein Konsens bestand. Die Regierung insistierte auf dem Primat der Politik: ein politisch-gesellschaftlicher Umschwung in Russland durfte unter keinen Umständen riskiert werden. Erst im Juli ging der IWF auf Linie, dann aber voll. Das am 13.7. bekannt gegebene Kredit-Paket von 22,6 Mrd \$ betrug fast das Doppelte der zunächst zur Debatte gestandenen Summe. „Die meisten Beobachter waren sich einig, dass die Notwendigkeit des Hilfspakets ausschließlich von Sicherheitserwägungen diktiert war.“⁵² Bis zum crash am 17.8. kam es nur zur Auszahlung einer Tranche in Höhe von 4,8 Mrd \$. Sie konnte den Bankrott nicht aufhalten.

Im Juni hatte S. Kirijenko ein Antikrisen-Programm mit den Schwerpunkten Ausgabenkürzung und Steuereintreibung vorgelegt. Wegen der erstgenannten Absicht verprellte er die Duma, die seinen Plan nur partiell akzeptierte, wegen der zweitgenannten die „Oligarchen“. Jelzin machte er sich durch sein Drängen auf Rubelabwertung zum Gegner (die Ende Juli nur geringfügig erfolg-

⁴⁸ Malleret et al., a.a.O., 114.

⁴⁹ Illarionov, A. (1999a).

⁵⁰ Infolge des ‚Währungsankers‘ war der Rubel zwar nominell nicht abwertbar, aber die Zentralbank war verpflichtet, den Realwert zu gewährleisten.

⁵¹ Medvedev, Sh.A. (1999), 22.

⁵² Malleret et al. (1999), 125.

te⁵³). Inzwischen war die GKO-Verzinsung bei 125% angelangt. Im Juli war der Versuch der Regierung, ein Paket Aktien einer Erdölgesellschaft per Auktion abzusetzen, wegen mangelnden Angebots gescheitert. Dann setzte ein anhaltender Kursverfall an der Moskauer Aktienbörse ein; zweitweilig mußte der Handel ausgesetzt werden. Malleret et al. (1999) schildern die dann sich überstürzende Entwicklung dramatisch: Ein letzter Rettungsversuch auf privatwirtschaftlicher Basis, konzipiert von Neoliberalen wie Tschubajns, Gajdar und Fjodorov (Finanzminister) zusammen mit G. Soros, der nicht weiter verfolgt wurde, als Anfang August das Vertrauen völlig zusammenbrach. Dann das Ringen des gleichen Kreises um die Zustimmung des IWF zu den vorgesehenen Modalitäten der Bankrotterklärung in der Nacht vom 16. zum 17. 8. in Kirijenkos Datscha. Am 17. 8. erfolgte dann die Botschaft: Abwertung des Rubel (auf 1:9,5), Aussetzung der Einlösung und Verzinsung der GKO für Inländer bis zur Herstellung eines Umschuldungs-Konsenses, ein 90-tägiges Moratorium für die Bedienung der Außenschulden.

Die Kosten des Zusammenbruchs der russischen Staatsfinanzen hatte die Masse der Bevölkerung zu tragen, vor allem durch Verlust von Ersparnissen (die in GKO und ähnlichen Papieren angelegt waren) und durch den Kaufkraftverfall des Rubel. Der am 17.8. bekanntgegebene Kurs war nicht lange haltbar und der Rubel wurde zum ‚Floaten‘ freigegeben. Er sank bis auf eine Parität von etwa 38:1, stieg aber bis Ende des Jahres auf ca. 20:1 an (Ende Februar 2000: 29:1). Mitte November 1998 war seine Kaufkraft um 63% gefallen.⁵⁴ Wirtschaft und Finanzen Russlands haben unter dem Bankrott virtuell kaum gelitten, obgleich strukturell und institutionell so gut wie keine Konsequenzen gezogen wurden. Binnen- und Außenverbindlichkeiten wurden umgeschuldet, also aufgeschoben, und starke Importeinschränkungen verschufen der russischen Nahrungsmittel- und der übrigen verarbeitenden Industrie unerwartete Produktions- und Absatzchancen. Das russische Sozialprodukt, das sich seit 1992 Jahr für Jahr verminderte⁵⁵, stieg 1999 um 3%, die Industrieproduktion sogar um 8%.

Literatur

- Aukutsionek, S. (1998): Industrial Barter in Russia, *Communist Economies and Economic Transformation*, Vol. 10, Nr. 2, 179-188
- Chandurev, A.A. (1999): Radi fantomna politiceskoj stroilas nasa finansovaja i deneznaja Politika. (Interview), *EKO* Nr. 1, 25-35
- Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW): Wochenbericht 49-1999
- Ekonomiceskoe razvitie Rossii v 1997 godu (o V.), 1998: *Voprosy ekonomiki*. Nr. 3, 136-147
- Götz, R. (1998). Das ‚andere Russland‘. Unternehmerischer Erfolg in der russischen verarbeitenden Industrie. *Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Stu-*

⁵³ Von einem Dollar-Gegenwert von 5,5 R. +/- 15% auf 6,2 R. mit gleichem ‚Korridor‘.

⁵⁴ Jasin, E. (1999), 10.

⁵⁵ Mit der marginalen Ausnahme eines Plus von 0,8% 1997.

- dien. Köln, Nr.25
- Golosov, E. A. (1999): 17. Avgusta nacalos' davno, *EKO* Nr. 2, 56-71
- Gurkov, I. (1998): Ownership and Control in Russian Privatised Companies: New Evidence From a Repeated Survey, *Communist Economies and Economic Transformation*, Vol. 10 Nr. 2, 259-270
- Heller, L.; Nuss, S., (1999): Transformation in Russland. Die Illusion einer Marktwirtschaft als Ergebnis informeller Regulation, *Prokla* Nr. 117, Jg. 29 Nr. 4, 555-578
- Iljarionov, A. (1999a): Mify i uroki avgustovskogo krizisa, *Voprosy ekonomiki* Nr. 10, 4-19
- Iljarionov, A. (1999b): gleicher Titel, Teil II, *Voprosy ekonomiki*, Nr. 11, 24-48
- Jasin, E. (1999): Porasenie ili otstupenie?, *Voprosy ekonomiki* Nr. 2, 4-28
- Johnson, J. (1997): Russia's Emerging Financial-Industrial Groups, *Post-Soviet Affairs*, Vol. 13, Nr. 4, 333-365
- Kapeljusnikov, R. (2000): Krupnejsnie i formirirujuscie sobstvenniki v rossijskoj promyslennosti, *Voprosy ekonomiki*, Nr.1, 99-119
- Kordasch, St. (1997): Privatisierung in Russland, Frankfurt/M.
- Kuznetsova, O. u. Kuznetsov, A. (1999): The State as a Shareholder: Responsibilities and Objectives, *Europe-Asia-Studies*, Vol. 51 Nr.3, 433-445
- Makarevic, L. (1999): V osidanii ocerednogo obvala rublja, *EKO* Nr. 8, 26-33
- Malleret, Th.; Orlova, N.; Romanov, V. (1999): What Loaded and Triggered the Russian Crisis? *Post Soviet Affairs*, Vol. 15, Nr. 2, 107-129
- Medvedev, Sh.A. (1999): Finansogo krizisa v Rossii, *EKO* Nr. 3, 11-27
- PlanEcon Monthly Report, 25.2.2000
- Petrov, Ju. (1999): Capital Outflow, the Debt-payment Crisis and Currency and Financial Policy Objectives, *Problems of Economic Transition*, Vol. 42 Nr. 1, 65-93
- Pleines, H. (1998): Korruption und Kriminalität im russischen Bankensektor, *Berichte des Bundesinstituts*, Köln, Nr. 28
- Sapir, J. (1999): Russia's Crash of August 1998: Diagnosis and Prescription, *Post Soviet Affairs*, Vol. 15, Nr. 1, 1-36
- Schroder, H.-H. (1999): El'tsin and the Oligarchs: The Role of Financial Groups in Russian Politics. *Between 1993 and July 1998*, *European-Asia Studies*, Vol. 51 Nr.6, 957-988
- Sencagov, V.K. (1999): 'Begstvo kapitala', priroda, masstaby i uslovija predotvrascenija *EKO* Nr. 3, 3-10
- Wolosky, L.S. (2000): Putin's Plutocrat Problem, *Foreign Affairs*, March/April, 18-31

Der Krieg in Tschetschenien

Nach offizieller Moskauer Lesart, die auch von zahlreichen russischen Massenmedien verbreitet wird, handelt es sich in Tschetschenien nicht um einen Krieg, sondern um eine „antiterroristische Operation föderaler militärischer Einheiten zur Liquidierung von Banditen, Diversanten und Separatisten.“ Aber allein schon die zeitlichen und räumlichen Dimensionen der Kämpfe, der Umfang der eingesetzten russischen Verbände, die Zahl der vertriebenen Zivilpersonen (die sich Anfang 2000 allein in der Nachbarrepublik Inguschien auf etwa 200.000 belief), der Blick auf die völlig zerstörte Hauptstadt Grosnyj (in der früher über 400.000 Einwohner lebten, nach den Bombardements aber weniger als 20.000), die zahlreichen durch Bomben ausgelöschten Dörfer bezeugen, dass nicht nur eine Polizeiaktion gestartet worden ist. Dass ein Krieg von den Kriegsherren in der Öffentlichkeit nicht als solcher bezeichnet wird, ist nicht neu – wir haben dies auch während des NATO-Kriegs gegen Jugoslawien erfahren, der als „humanitäre Intervention“ begonnen wurde.

Über wichtige Aspekte des Tschetschenienkriegs sind keine genauen Informationen zu erlangen: etwa über die Hintergründe der politischen und militärischen Entscheidungen in Moskau im Sommer und Herbst 1999; über die inneren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Tschetschenien seit seiner Unabhängigkeitserklärung 1991; über die Hintergründe des Einmarsches tschetschenischer militärischer Gruppen nach Dagestan Anfang August 1999; über die Rolle internationaler islamischer Kämpfer in diesem Krieg; über die tatsächliche Zahl der Kriegsoffer unter Zivil- und Militärpersonen; über den Umfang der Menschenrechtsverletzungen. So haben die folgenden Notizen nur fragmentarischen Charakter; sie sollen dazu anregen, die komplexen Dimensionen dieses Krieges weiter zu untersuchen. Ich selber kann nicht erkennen, dass er die Probleme lösen wird, die er angeblich lösen soll. Vielmehr schafft der Krieg neue Probleme, und er hat bereits schreckliche Leiden über die Menschen einer ganzen Region gebracht, diese zu erheblichen Teilen verwüstet. Hoffnungen auf Konfliktlösungen in zivilisierter Form jenseits militärischer Gewalt haben eine weitere Niederlage erfahren.

1. Machtproduktion durch Krieg

Der Krieg hat die Position der russischen Zentralmacht erheblich gestärkt. Ganz anders war die Lage noch im Sommer 1999 gewesen: ein weithin handlungsunfähiger und in zahlreiche undurchsichtige Intrigen und Korruptionsskandale verstrickter Präsident, der die Regierungschefs nach Gusto absetzt und einsetzt; ein Dauerkonflikt zwischen Präsident und Duma, der politische Entscheidungen blockiert; ein weiteres Anwachsen der Armut und Arbeitslosigkeit nach der Finanzkrise vom August 1998; eine Halbierung der Wirtschaftsleistung seit Beginn des kapitalistischen Transformationsprozesses Anfang der 90er Jahre. Das nach

Kaufkraftparitäten berechnete Bruttoinlandsprodukt Russlands machte nur noch etwa 8 Prozent des Standes der USA aus und lag absolut wie pro Kopf unter den entsprechenden Werten Mexikos oder Brasiliens.

Das Vertrauen der Bevölkerung in die politischen Institutionen war auf einem Tiefpunkt angelangt. Nach soziologischen Umfragen vom September 1998 hatten nur noch 2,3 Prozent der Bevölkerung „durchaus Vertrauen“ zum Präsidenten Russlands. Sehr niedrig waren auch die Werte für die politischen Parteien (3,8 Prozent), die Regierung (3,9 Prozent), die Duma (6,5 Prozent). Besser schnitten die Gewerkschaften (11,1 Prozent), Polizei, Gerichte und Staatsanwaltschaft (11,9 Prozent), die Organe der Staatssicherheit (17,5 Prozent), die örtlichen Machtorgane (18,3 Prozent) ab. Spitzenplätze nahmen die Armee (27,8 Prozent) sowie die Kirche und religiöse Organisationen (32,4 Prozent) ein.¹

Aber seit Spätsommer 1999 stieg das Ansehen der Zentralmacht wieder – nicht aufgrund einer umsichtigen Politik oder verbesserter Lebensverhältnisse für die Bevölkerung, sondern durch einen Krieg. Bombenanschläge in Moskau und anderen Städten Ende August/Anfang September, bei denen fast 300 Personen umkamen, wurden von den politischen Machtorganen und dem Geheimdienst FSB sofort in Verbindung mit dem Tschetschenienproblem gebracht, obwohl hierfür keine schlüssigen gerichtsverwertbaren Beweise erbracht worden sind. Im Gegenteil: Einige Presseartikel äußerten aufgrund bestimmter Indizien die Vermutung, bei einem geplanten Sprengstoffanschlag in der Stadt Rjasan im September 1999 sei der FSB involviert, was dieser dementierte. In den von großen Kapitalgruppen und einflussreichen staatlichen Stellen kontrollierten und gelenkten Medien, speziell in den landesweiten Fernsehkanälen, wurden die Tschetschenen pauschal als die dunklen Hintermänner der Anschläge dargestellt. Sie wurden mit Drogen- und Waffenhandel, Auftragsmorden, Geiselnahmen, Schutzgelderpressung und Falschmünzerei in Zusammenhang gebracht, die in jener Kaukasusrepublik zu Hause seien. Dieses Bild stand in scharfem Kontrast zu den im 19. Jahrhundert in manchen Werken der russischen Literatur gezeichneten Vorstellungen von einem freiheitsliebenden, kämpferischen, gastfreundlichen, in traditionellen Lebensformen wurzelnden Kaukasusvolk. Nun dominierte die Auffassung, man könne mit den Tschetschenen keine Verhandlungen zur Lösung der Probleme führen – auch nicht mit ihrem Anfang 1997 gewählten, als gemäßigt angesehenen Präsidenten Maschadow. Die terroristischen Bombenanschläge könnten auch nicht durch polizeiliche Maßnahmen bekämpft werden – das Übel müsse vielmehr mit dem Einsatz von Luftwaffe und Armee in Tschetschenien selbst an der Wurzel gepackt werden. Diese Position wurde von den Vertretern der zentralen zivilen und militärischen Machtapparate über die maßgebenden Medien in die Öffentlichkeit getragen. Zahlreiche Vertreter der Intelligencija, die noch dem ersten Tschetschenienkrieg 1994 – 1996 kritisch gegenüberstanden und seine Zerstörungen und hohen Menschenverluste, die Leiden der Zivilbevölkerung beklagte hatten, übernahmen nun die offiziellen Begründungen und suchten

¹ Vgl. H. Steincr/W.A. Jadow 1999, S. 18.

die Nähe zur Macht. Deren Argument, man müsse endlich militärisch eingreifen und somit Russlands Kraft demonstrieren und erneuern, fand bei wachsenden Teilen der Bevölkerung positive Resonanz – als ideologische Kompensation für die schlechten Lebensbedingungen und als Stoff zur Verkleisterung der mit der Marktwirtschaft dramatisch ausgeweiteten Kluft zwischen Arm und Reich. Proteste gegen den Krieg beschränkten sich auf sehr kleine Gruppen in den großen Städten.

Russland muß endlich wieder ein starker Staat werden, seine Souveränität verteidigen und nach innen und außen sein Selbstbewußtsein zeigen – dieses Programm Wladimir Putins, der am 9. August 1999 von Präsident Jelzin zum neuen Regierungschef ernannt und zugleich zum Wunschnachfolger im Präsidentenamt erwählt wurde, fand rasch den Beifall der Öffentlichkeit. Putins Popularitätskurve stieg weiter, als Ende September Grosnyj und andere tschetschenische Städte bombardiert wurden und am 1. Oktober im Norden Tschetscheniens russische Truppen einmarschierten, als er Verhandlungsangebote der tschetschenischen Seite sowie – sehr verhaltene – kritische Äußerungen westlicher Politiker schroff zurückwies. Eine für die Dumawahlen am 19. Dezember 1999 mit dem Geld von Oligarchen und dem Einfluß ihrer Medien schnell zusammengezimmerter Partei („Einheit“) zur Unterstützung des Regierungskurses errang aus dem Stand 15,5 Millionen (23,3 Prozent) der Stimmen und somit fast so viele wie die Kommunistische Partei der Russischen Föderation (24,3 Prozent), die keine prinzipielle Kritik an dem Krieg vorbrachte und sich in dieser Frage dem patriotischen Konsens einfügte. Die liberale Partei Jawlinskis, die einige Argumente gegen die Dauerbombardements und die großen Verluste der Zivilbevölkerung vorbrachte, erhielt nur 5,9 Prozent. Die vorgezogenen Präsidentenwahlen vom 26. März 2000 unterstrichen diesen Trend: Putin erhielt knapp 53 Prozent, mit Abstand folgten Sjuganow (30 Prozent) und Jawlinski (unter 6 Prozent). Zu diesem Zeitpunkt waren die tschetschenischen „Banditenformationen“ noch keineswegs „endgültig liquidiert“, wie es Putin in den Monaten vor der Präsidentenwahl immer wieder angekündigt hatte. Zur wachsenden Popularität des Kriegsherrn haben auch seine wiederholten und in den Medien ausführlich präsentierten Auftritte in Kasernen, Garnisonen, auf U-Booten, bei Raketensilos oder bei Ordensverleihungen beigetragen, ebenso die avisierte deutliche Erhöhung des seit Jahren geschrumpften Militäretats und die Wiedereinführung des militärischen Unterrichts an den Lehranstalten. Dies alles fand in den Reihen der militärischen Verbände ein besonders positives Echo, die 1999 immer noch 1,8 Millionen Personen (darunter 1,2 Millionen reguläre Streitkräfte) ausmachten (1992 waren es 3,9 bzw. 2,7 Millionen gewesen). Der zentrale Staatsapparat, das Militär, wichtige Wirtschaftsoligarchen, das gelenkte Fernsehen, eine akklamierende Bevölkerungsmehrheit, alles vereint im nationalen Konsens: Dies sind die Quellen der Macht des neuen Präsidenten während des zweiten Tschetschenienkrieges. Das anvisierte starke Russland soll durch eine dynamische kapitalistische Wirtschaftsentwicklung die erforderlichen ökonomischen Ressourcen erhalten.

2. Was nicht diskutiert wird

Auffällig ist, daß vor dem Hintergrund der allgemeinen Unterstützung des Regierungskurses in der russischen Öffentlichkeit wichtige mit dem Krieg zusammenhängende Fragen wenig Aufmerksamkeit gefunden haben. Beispielsweise das Problem, dass in zahlreichen peripheren Gebieten der Russischen Föderation mit nationalen Minderheiten (im Nordkaukasus die Kette der – Tschetschenien nicht mitgerechnet – sechs Territorien: Adygien, Karatschaisch-Tscherkessische Republik, Kabardino-Balkarische Republik, Nordossetien, Inguschien, Dagestan) oft sehr viel schlechtere Lebensverhältnisse herrschen als in Zentralrussland. Der weitgehende Wegfall der in der Sowjetzeit praktizierten zentralen Umverteilungsmechanismen; ein überproportionaler Rückgang der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion; fehlende Investitionen; mangelhafte Arbeit der Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen; Korruption und mafiöse Strukturen in den lokalen politischen Apparaten; eine dramatisch gestiegene Arbeitslosigkeit besonders unter jungen Männern; eine erhebliche Zahl von Flüchtlingen aus den Krisengebieten nördlich und südlich des Kaukasus: Dies alles stellt den komplexen sozialen Hintergrund für Kriminalität, Gewalt, Drogenhandel usw. dar, die keineswegs nur in Tschetschenien existieren. Wenn auch nur ein geringer Teil der Kosten für Krieg und Vernichtung für die Förderung der Wirtschafts- und Sozialbereiche verwendet würde, könnten große Wirkungen in Richtung einer Zivilisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse erzielt werden. Diese einfache Wahrheit gilt auch für andere Kriegsschauplätze. Im Kosovo ist berechnet worden, dass dort für den Aufbau einer Zivilgesellschaft pro Jahr nur so viel Geld zur Verfügung steht, wie die NATO für einen halben Tag zum Bomben brauchte. Nicht wesentlich anders dürften die Relationen in Tschetschenien sein.

Über die wirkliche Größe der menschlichen und materiellen Opfer der Verluste des Kriegs sind keine zuverlässigen Angaben veröffentlicht worden, und Parteien, Parlament und Öffentlichkeit haben sie auch nicht mit Nachdruck eingefordert. Obwohl im Rahmen der marktwirtschaftlichen Beziehungen nun auch in Russland Begriffe wie Kalkulation, Bilanz, Saldo, Kosten-Nutzen-Rechnung groß geschrieben werden, bleiben alle diese Kategorien bei Kriegskosten, Kriegsverlusten, Folgekosten, direkten und indirekten Schäden bei Menschen, in Wirtschaft, Gesellschaft und Natur weitgehend außer acht. Dies ist ein typisches Signum für militärisches Denken, Entscheiden und Handeln – nicht nur in Russland.

Ferner wäre zu erörtern, ob der Krieg in Übereinstimmung mit der Verfassung der Russischen Föderation geführt wird. Trotz ihrer Unzulänglichkeiten hinsichtlich der Gewaltenteilung und -balance enthält die Verfassung von 1993 in Kapitel II einen sehr ausführlichen Katalog der „Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers“, in dem das Recht auf Leben (Art. 20), das Recht, keiner Folter, Gewaltanwendung, grausamen oder entwürdigenden Behandlung ausgesetzt zu werden (Art. 21), das Recht auf persönliche Unversehrtheit (Art. 22), auf Unverletzlichkeit der Wohnung (Art. 25) einen prominenten Stellenwert haben. Zudem bestimmt Art. 69, daß „die Russische Föderation

die Rechte der kleinen Urvölker in Übereinstimmung mit den allgemein anerkannten Prinzipien und Normen des Völkerrechts garantiert.“

Insgesamt ist über Alternativen zu dem verwüstenden Krieg zu wenig nachgedacht worden – obwohl sie auch hier offengestanden haben: Verhandlungen mit dem durchaus gesprächsbereiten Präsidenten Maschadow; Mediation; wechselseitiger Verzicht auf Waffengewalt; gemeinsame Grenzkontrollen und -sicherungen; Kooperation der russischen und tschetschenischen Polizei bei der Kriminalitätsbekämpfung; vertrauensbildende Maßnahmen in militärischen und zivilen Bereichen zur Konflikt-Deeskalierung; Ausbau von Dialogstrukturen auf verschiedensten Ebenen; Wiederaufbau der Erdölindustrien, der industriellen, landwirtschaftlichen und kommunalen Infrastruktur mit gemeinsamen Kräften; Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für arbeitslose junge Männer; gemeinsame Betreuungsobjekte für die schwächsten Kriegsoffer: Waisenkinder, Verwundete, Alte, Vertriebene; demokratische Diskussion des Problems der politischen Autonomie oder Unabhängigkeit. Der Einwand, dies alles wäre sehr kompliziert und langwierig gewesen und hätte keine Erfolgsgarantie gehabt, ist zutreffend. Aber alle diese Schritte und Brücken hätten die Chancen und Impulse für zivile, daher stabilere und weniger opferreiche Problemlösungen gefördert. Der Krieg hat sie vernichtet.

3. Gewaltgeschichte

Historische Rückblicke auf die Geschichte der russischen Expansion in den Kaukasus seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts könnten dazu beitragen, diesem Thema gegenüber eine größere Sensibilität zu zeigen, als dies derzeit in der russischen Öffentlichkeit (und auch seitens russischer Historiker) geschieht.

Die Tschetschenen und die mit ihnen verwandten Inguschen gehören zu den autochthonen kaukasischsprachigen Völkern des Nordostkaukasus, wo sie seit über 6000 Jahren siedeln: in den nördlichen Ebenen und Vorgebirgen vor allem als Bauern, in den südlichen Bergregionen, die in früheren Jahrhunderten aufgrund eines wärmeren Klimas dichter besiedelt waren als heute, als Viehzüchter. Die kaukasische Expansion des russischen Zentralstaats seit 1770, vorgetragen vor allem von Kosaken, dauerte mehr als ein Jahrhundert und war mit einer langen Kette von Verwüstungen, Vertreibungen, Deportationen und Massakern unter der Zivilbevölkerung verbunden. Auch ökologische Kriegführung wurde angewandt – große Wälder wurden abgeholzt, die den tschetschenischen Kämpfern als Versteck gedient hatten (Lew Tolstoj berichtet hierüber in seiner Erzählung „Hadschi Murat“). Die Eroberung folgte von befestigten Stützpunkten aus; 1817 wurde die Befestigung Grosnaja („die Drohende“ oder „die Schreckliche“) vom Russischen Oberkommandierenden der Kaukasusarmee Jermolow als Stützpunkt für Strafexpeditionen gegen die Bergvölker angelegt.

Symbolfigur des Widerstands im 19. Jahrhundert war der Muride (Geistliche einer Sufi-Bruderschaft) Schamyl (1797-1871), dessen Verbände sich im September 1859 nach jahrzehntelanger Abwehrkämpfen in den Bergen und Schluchten ergeben mußten. Schamyl wurde nach Petersburg gebracht, wo er rücksichtsvoll

behandelt wurde. Später nahm er mit seiner Familie Aufenthalt in Kaluga und Kiew. 1870 siedelte er, ein frommer Moslem, nach Mekka über und starb bald darauf in Medina. Zwei Jahre zuvor war er mit seinen Nachkommen in den erblichen Adelsstand des Russischen Reiches erhoben worden. Der sunnitische Islam dominierte erst seit dem 16. Jahrhundert unter den Tschetschenen (zuvor waren sie teilweise christlich); seine Rolle wuchs im Widerstand gegen die russische Expansion. Nach den Niederlagen mußten größere Gruppen der Nordkaukasusvölker in das Osmanische Reich fliehen (noch heute existieren in der Türkei und in Jordanien Gemeinden von Exil-Tschetschenen). Auch nach dem Tode Schamyls wurde der Widerstand fortgesetzt – 1877 unterdrückten russische Truppen während des russisch-türkischen Kriegs ein Aufstandsversuch. Soziale Grundlage des Widerstands waren oftmals die traditionellen Sippeneinheiten (taips), die mehrere Siedlungen oder Verwandtschaftsgruppen umfaßten, welche sich auf einen Stammvater zurückführten. Sie waren patriarchisch-demokratisch-egalitär organisiert; die politische Gewalt lag bei Sippenältesten und Volksversammlungen (die tschetschenische Gesellschaft hatte keine feudale Klasse herausgebildet). Es liegen Nachrichten darüber vor, dass sich einige Elemente dieser Organisationsform bis heute erhalten haben; die tschetschenische Bevölkerung teilt sich in etwa 170 taips.

Die Sowjetzeit war durch widersprüchliche Entwicklungen charakterisiert: Positive Wirkungen gingen von Kultur- und Bildungsprogrammen (Schaffung einer tschetschenischen Schriftsprache), von einer verbesserten medizinischen Versorgung aus; andererseits stießen die antireligiösen Kampagnen und vor allem die Kollektivierung auf langjährige Resistenz. Am 23. Februar 1944 wurde auf Befehl Stalins das gesamte Volk der Tschetschenen wegen angeblicher Kollaboration mit den deutschen Invasoren nach Mittelasien und Sibirien deportiert, obwohl die Wehrmacht auf ihrem Vormarsch 1942 gar nicht bis Grosnyj gekommen war. Die Deportation war mit großen Bevölkerungsverlusten verbunden. Ein ähnliches Schicksal erlitten damals die Krimtataren, Kalmyken, Inguschen, Karatschaier, Balkaren, Mescheten. Ihre autonomen Territorien wurden aufgelöst, ihre Namen aus den Landkarten, Statistiken und Geschichtsbüchern gelöscht, Stätten der Erinnerung zerstört.

Erst nach dem XX. Parteitag der KPdSU konnten die Überlebenden zurückkehren. Am 9. Januar 1957 wurde die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Tschetschenen und Inguschen im Rahmen der RSFSR neu konstituiert. Sie umfasste 19.300 qkm. Nach der letzten sowjetischen Volkszählung von 1989 hatte sich die Zahl der Tschetschenen auf 956.879 (0,33 Prozent der gesamten sowjetischen Bevölkerung) und die der Inguschen auf 237.400 vergrößert. Ihre Autonome Sowjetrepublik hatte 1,27 Millionen Einwohner, von ihnen waren 734.500 tschetschenischer, 163.700 inguschischer und 293.700 russischer Nationalität. In der Hauptstadt Grosnyj (397.000 Einwohner) wohnten 210.000 Russen und 121.000 Tschetschenen. Die tschetschenisch-inguschische Republik wies, im Unterschied zu vielen anderen autonomen Territorien, mit über 70 Prozent einen hohen Anteil der Titularnation auf.

Am 2. November 1991, kurz vor dem Ende der Sowjetunion, erklärte die Republik unter ihrem gewählten Präsidenten Dudajew ihre staatliche Unabhängigkeit. 1992 teilte sie sich in die größere tschetschenische (83 Prozent des Territoriums) und die kleinere inguschische Republik. Tschetschenien trat 1992 nicht dem Föderationsvertrag der Russischen Föderation bei, sondern versuchte, eigene staatliche Strukturen aufzubauen. An dem Volksentscheid über die Verfassung der RF vom 12. Dezember 1993 nahm es nicht teil; gleichwohl wird in dieser (Artikel 65) Tschetschenien als eines der 89 Föderationssubjekte aufgezählt. Die Republik nannte sich seit April 1994 „Tschetschenische Republik Itschkerija“ in Erinnerung an eine bedeutende tschetschenische Stammeseinheit „Itschkeri“. Der erste Tschetschenienkrieg 1994 – 1996, der mit einer Niederlage der russischen Verbände endete, forderte schätzungsweise 80.000 Tote; bereits damals wurden erhebliche Teile der Hauptstadt und der industriellen Infrastruktur zerstört. In vertraglichen Vereinbarungen mit der Russischen Föderation vom 31. August 1996 und 12. Mai 1997 wurden unter anderem der Abzug der russischen Truppen, wirtschaftliche Aufbauhilfen und eine Festlegung des rechtlichen Status der Republik zu einem späteren Zeitpunkt festgeschrieben. – Die immer wieder durch Gewalt gezeichnete und blutgetränkte Geschichte der russisch-tschetschenischen Beziehungen seit Beginn der zaristischen Expansion in den Kaukasus im 18. Jahrhundert, die sich in den Erinnerungen des tschetschenischen Volkes tief eingegraben hat, sollte Anlaß sein, mit größerer Intensität als bisher nach Konfliktlösungen ohne militärische Gewaltanwendung zu suchen.

4. Öl

In Tschetschenien ist seit Ende des 19. Jahrhunderts Öl gefördert worden – 1894 wurde das erste Bohrloch in der Nähe von Grosnyj angelegt. Bereits vorher war Naphta aus Brunnen geschöpft worden. Das hier geförderte Öl eignete sich besonders für die Herstellung von Flugbenzin. In der Sowjetzeit wurden die Öl- und Gasgewinnung und -verarbeitung, die chemische Industrie und einige Zweige des Maschinenbaus und der Nahrungsmittelindustrie entwickelt. Von Bedeutung waren auch die durch tschetschenisches Gebiet geführten Ölpipelines von Baku nach Noworossijsk am Schwarzen Meer. Förderanlagen, Industriebetriebe und Pipelines haben bereits im ersten Tschetschenienkrieg schwer gelitten und sind nach 1996 nicht wieder funktionsfähig gemacht worden. Diverse Pipelines wurden im Rahmen des in Tschetschenien um sich greifenden Zerfalls staatlicher und wirtschaftlicher Strukturen und der sich ausweitenden Subsistenzwirtschaft angezapft, was zu großen Ölverlusten und ökologischen Schäden führte. Zu ihrer Vermeidung haben russische Ölgesellschaften mit erheblichen Kosten eine nördliche Umgehungspipeline gebaut. Die schweren Bombardements und Kämpfe 1999/2000 haben die Restbestände einer industriellen Infrastruktur weitgehend vernichtet und die Vergiftung von Böden und Wasser abermals erheblich vergrößert. Auch nach einer gewaltsamen Pazifizierung Tschetscheniens und einer langdauernden Stationierung größerer russischer Polizei- und Truppenverbände könnten Ölförderungs- und -verarbeitungsanlagen kaum vor möglichen künftigen

Anschlägen tschetschenischer Rebellen wirksam geschützt werden. Falls Teile der Öl- und Industrieproduktion von russischer Seite wieder in Gang gesetzt würden, kämen die wirtschaftlichen Ergebnisse zunächst einmal privaten oder halbstaatlichen russischen Großkonzernen zugute, nicht einem planmäßigen Aufbau der weithin destruierten Ökonomie des Landes. Im Rahmen der Systemtransformation sind auch Energieressourcen zu Waren geworden, die auf den in- und ausländischen Märkten gehandelt werden.

Der Krieg stärkt auch nicht die russische Position in den übrigen öl- und gasreichen Anrainerstaaten des Kaspischen Meeres – Aserbajdschan, Kasachstan, Turkmenistan. Der reale Umfang der dortigen Ressourcen ist noch nicht erforscht; die Exploration der off shore-Vorkommen erfolgt teilweise in Kooperation mit amerikanischen und europäischen Energiekonzernen. Favorisiert wird besonders in den USA eine neue Pipeline Baku – Georgien – Türkei (Ceyhan an der Mittelmeerküste), welche das russische Territorium südlich umgeht, aber durch kurdische Gebiete geführt werden müßte.

5. Internationaler Kontext

Ein weiteres Motiv der russischen Zentralmacht, den Konflikt militärisch zu eskalieren und zu „lösen“, war ihre Wahrnehmung der internationalen Szenerie. Argumentiert wurde: Russland müsse auch deswegen militärische Stärke zeigen, weil sich seine internationale Position in der letzten Zeit merklich verschlechtert habe. Verwiesen wurde auf die Osterweiterung der NATO bis an die Grenzen Russlands und ihr verändertes strategisches Konzept, das ein militärisches Eingreifen auch außerhalb des Bündnisterritoriums für möglich und legitim hält; auf den in Übereinstimmung mit dieser Konzeption geführten Krieg der NATO gegen Jugoslawien im März 1999 – unter Mißachtung des Völkerrechts, der UN-Charta, der Abkommen zwischen der NATO und Russland sowie des Zwei-plus-vier-Vertrags; auf die amerikanischen Anstrengungen, ein flächendeckendes Raketenabwehrsystem in Abkehr vom ABM-Vertrag von 1972 zu installieren, was die internationale Sicherheit untergraben und die Gefahr eines neuen Rüstungswettlauf in sich bergen würde; auf die qualitative Aufrüstung (teilweise bei quantitativer Abrüstung) wichtiger NATO-Staaten; allgemein auf die Mehrung des Konfliktpotentials in den internationalen Beziehungen. Die NATO-Staaten hätten die Tendenz verfolgt, die gegenwärtige ökonomische Schwäche Russlands zu nutzen, um sein politisches Gewicht in der internationalen Arena zu reduzieren – womöglich auch durch gezielte Förderung secessionistischer Bewegungen.

In der Tat ist das internationale Umfeld Russlands in den letzten Jahren durch einige dieser Faktoren schwieriger geworden. Aber der Tschetschenienkrieg verbessert die Lage nicht. In den südlichen Nachbarstaaten Georgien und Aserbajdschan können sich die Tendenzen verstärken, sich der NATO weiter anzunähern. (Georgien, Aserbajdschan und Usbekistan haben den Krieg der NATO 1999 vorbehaltlos unterstützt, wohingegen sich Belorussland, Armenien, Kasachstan und Kirgisien im wesentlichen der kritischen Position Russlands angeschlossen haben.) Die sicherheitspolitische Kooperation der GU-

UAM-Staaten (Georgien, Ukraine, Usbekistan, Aserbajdschan, Moldova) mit der NATO könnte sich intensivieren, wodurch die politischen und militärischen Strukturen der GUS weiter geschwächt würden. Die Zahl der Freunde Russlands in Mittelasien wird durch den Tschetschenienkrieg nicht größer werden (obwohl dieser durch einige der dortigen Regierungen unterstützt wird, die sich durch einen „islamischen Radikalismus“ herausgefordert sehen). Die Beziehungen zu zahlreichen osteuropäischen Ländern werden nicht leichter. Auf Verständnis ist das massive russische Vorgehen nur bei der Regierung der Volksrepublik China gestoßen, die im Innern auf verschiedene Autonomiebewegungen trifft und in der Außenpolitik, wie Russland, gegen eine US-dominierte unipolare Weltordnung argumentiert.

Dabei verfolgt die Strategie der NATO-Staaten offensichtlich nicht durchgängig das Ziel einer politisch-militärischen Schwächung Russlands, obwohl es einige einflußreiche Ideologen, etwa Zbigniew Brzezinski, der Nationale Sicherheitsberater unter Präsident Carter, schon seit Jahrzehnten im Visier haben. Realistischerweise wird im Westen erkannt, daß Russland, trotz seines dramatischen ökonomischen Abstiegs seit 1990/91, aufgrund seines atomaren Vernichtungspotentials, seines ständigen Sitzes im UN-Sicherheitsrat, der G 8-Mitgliedschaft, seines Ressourcenreichtums und seiner geographischen Ausdehnung mehr ist als eine einfache Regionalmacht. Auch die Regierungen der NATO-Staaten wissen, daß ohne seine innere Stabilität das gesamte Geflecht der internationalen Beziehungen schweren Schaden nehmen würde.

So ist von westlichen Politikern eine eher symbolische Kritik am Tschetschenienkrieg vernommen worden – etwa bei der Entziehung des Stimmrechts der russischen Delegation durch die Parlamentarische Versammlung des Europarats Anfang April 2000. Tschetschenien ist international nicht als Staat anerkannt worden; die territoriale Integrität der Russischen Föderation wird gegenwärtig nicht infrage gestellt. Führende westliche Besucher der russischen Hauptstadt – Bundesaußenminister Fischer, Madeleine Albright, Rudolf Scharping, Javier Solana, NATO-Generalsekretär Robertson – haben sich im Kreml auch aus einem anderen Grund mit Kritik am russischen Militäreinsatz zurückgehalten und dort keine vertiefte Diskussion um Menschenrechte geführt: Nur ein Jahr zuvor haben sie einen völkerrechts- und menschenrechtswidrigen Angriffskrieg befiehlt, in der große Städte zerbombt, Brücken, Krankenhäuser, Chemieanlagen und Industriebetriebe zerstört und, nach Angaben der UN-Umweltorganisation UNEP, bei rund 100 Angriffsflügen mit A-10-Flugzeugen etwa 31.000 Geschosse mit insgesamt zehn Tonnen abgereichertem Uran eingesetzt worden sind. Ausführungen zur „Beachtung der Menschenrechte“ wären aus ihrem Mund höchst unglaubwürdig gewesen. Putins Hinweise, Russland kämpfe nur gegen den „internationalen Terrorismus“ und die islamistischen Gefahren des „Wahabismus“, gegen die militanten Anhänger des auch von den USA gesuchten bin Laden, wurde von den Besuchern weitgehend akzeptiert; Putin selbst wurde als „klug“ und als „russischer Patriot“ angesehen.

Im April 2000 war die Meldung zu lesen, der Bundesnachrichtendienst (BND)

habe mit dem russischen Inlandsgeheimdienst FSB Informationen über die tschetschenischen Rebellen ausgetauscht; BND-Präsident August Hanning hatte das Kriegsgebiet im Vormonat selbst besucht. Zu jener Zeit hatten humanitäre und Menschenrechtsorganisationen keine Einreiseerlaubnis nach Tschetschenien erhalten. Auch amerikanische, britische und französische Geheimdienste haben die russischen Stellen im Rahmen der „Bekämpfung des internationalen Terrorismus“ unterstützt.²

Die offiziellen Kontakte zwischen Russland und NATO, seit dem Jugoslawienkrieg eingefroren, sind wieder aufgenommen worden. Die vielfältigen Beziehungen zwischen den westlichen Staaten und Russland wurden fortgesetzt. Die Finanzverhandlungen mit dem IWF, der im Wahljahr 1996, während des ersten Tschetschenienkriegs, Präsident Jelzin gegen die Kommunisten mit Milliarden von Dollar unterstützt hatte, machten Fortschritte, ebenso jene mit den westlichen Gläubigern des Pariser und des Londoner Clubs. Nach der Wahl Putins zum Präsidenten flossen wieder mehr Kredite nach Russland. Internationale Rating-Agenturen haben die Bonität Russlands hochgestuft. Die an den internationalen Börsen gehandelten russischen Aktien sind im Kurs gestiegen.

Die EU unterstrich die Notwendigkeit einer Ausweitung der Beziehungen und wandte sich gegen Sanktionen.³ Derzeit dominieren bei den westlichen Regierungen die Tendenzen einer eher kooperativen Politik im Interesse einer Stabilisierung der internationalen Beziehungen. Für den lokalen Krieg der russischen Armee weit hinten im Nordkaukasus wird teilweise durchaus Verständnis gezeigt. Sanktionen, etwa finanzieller Art, wird nur eine sehr begrenzte Wirkung zugesprochen. Das gemeinsame Interesse an einer sicherheitspolitischen Stabilität hat auch dazu geführt, dass die im Dezember 1999 neu gewählte Duma am 14. April 2000 den START II-Vertrag zur Halbierung der Zahl der amerikanischen und russischen Atomsprengköpfe bis zum Jahr 2007 ratifizierte (Gegensimmen gab es nur seitens der Kommunistischen Partei und der Agrarier). Am Tag der Ratifizierung erklärte Präsident Putin, „Russland wolle nicht in ein neues Wettrennen verwickelt werden. Das bei Atomwaffen eingesparte Geld könne für

² Der Spiegel, H. 15/2000

³ „Mit geharnisstem Protest seiner 15 EU-Kollegen mußte Russlands Außenminister Igor Iwanow in Luxemburg nicht rechnen. Nur keine weitere Eskalation, lautet das Leitmotiv der EU im Verhältnis zu Russland. Portugals Außenminister Jaime Gama hatte nach seiner Reise nach Moskau am Wochenende die Linie vorgegeben und vor einer schärferen Verurteilung Russlands wegen des Tschetschenien-Konflikts gewarnt. Auch eine Verschärfung der Sanktionen sollte möglichst unterbleiben. Dieser Linie fügten sich die übrigen EU-Außenminister ... Die EU dringt in der Menschenrechtskommission nicht auf eine Verurteilung Russlands wegen Menschenrechtsverletzungen in Tschetschenien. Entsprechende Forderungen zahlreicher Menschenrechtsgruppen fanden in der Tschetschenien-Debatte der Menschenrechtskommission in Genf gestern auch bei Amerikanern, Skandinaviern und Vertretern anderer Länder keine Resonanz. Die EU ließ jedoch durchblicken, dass sie eine Stellungnahme der Menschenrechtskommission zu Tschetschenien vorbereiten will, die allerdings mit Russland abgesprochen werden müßte“ (dpa vom 11. und 12.4.2000).

die konventionellen Streitkräfte eingesetzt werden, die dadurch schlagkräftiger würden“.⁴

Der Tschetschenienkrieg zeigt, wie zuvor der NATO-Krieg gegen Jugoslawien, dass auch nach dem Ende des Kalten Kriegs und der Systemkonkurrenz große Staaten und Militärblöcke die Anwendung militärischer Gewalt aus ihrem politischen Arsenal nicht entfernen wollen und nicht entfernt haben. Sie wurden auch nicht von ihrer Bevölkerung am Kriegführen behindert – durch die modernen Medien und ihre weithin affirmative und manipulierte Kriegsberichterstattung ist es in beiden Fällen gelungen, die öffentliche Meinung im Sinne der Kriegsunterstützung zu formen. Kriegsgegner blieben jeweils eine kleine Minderheit. Ansehen und Autorität der verantwortlichen Spitzenpolitiker sind durch den Krieg in beiden Fällen eher gestiegen. Internationale Organisationen, die wesentlich auch zum Zweck der Kriegsverhütung aufgebaut worden sind (UNO, OSZE), erwiesen sich als zu schwach, um den Krieg zu verhindern.

Sie können ihn nur beobachten.

Literatur

- U. Halbach, Russlands Auseinandersetzung mit Tschetschenien, Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und Internationale Studien, Jg. 1994, Nr. 61
- U. Halbach, Moskaus Südpolitik. Russland und der Westen im Kaspischen Raum, Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien, Jg. 1999, Nr. 30
- U. Halbach, Der Weg in den zweiten Tschetschenien-Krieg, in: Osteuropa, Jg. 2000, Nr. 1
- Istorija narodov Severnogo Kavkaza s drevnejsich vremen do konca XVIII v. (Geschichte der Völker des Nordkaukasus von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jh.) Moskau 1988
- V.M. Kabuzan, Naselenie Severnogo Kavkaza v XIX-XX vekach. Etnostatisticeskie issledovanija. (Die Bevölkerung des Nordkaukasus im 19. und 20. Jh. Ethnostatistische Untersuchungen) Petersburg 1996
- A. K. Kappeler, Russland als Vielvölkerreich. Entstehung, Geschichte, Zerfall. München 1992
- Narody Kavkaza (Die Völker des Kaukasus). 2 Bände. Moskau 1962
- A. M. Nekrich, The Punished Peoples, New York 1978
- H. Steiner und W.A. Jadov (Hrsg.), Russland wohin? Russland aus der Sicht russischer Soziologen, Berlin 1999
- Wostok, Jg. 2000, Nr. 1 und 2
- W. Zürer, Kaukasien 1918-1921, Düsseldorf 1978

Internet-Quellen:

- <http://www.infocentre.ru>
- <http://www.chechnya.ru>
- <http://www.kavkaz.org>
- <http://www.ichkeria.org>

⁴ dpa vom 14.4.2000

Gottfried Stiehler

Sinn der Geschichte

Die Geschichte der menschlichen Gattung ist reich an Fortschritten in der Gestaltung und Bereicherung des Daseins der Menschen, zugleich aber ist sie belastet mit Rückschritten und Zerstörungen, mit Gefährdung und Vernichtung individuellen und gemeinschaftlichen Lebens. Ihr liegt eine funktionelle Ordnung des menschlichen Zusammenlebens, der wechselseitigen Beziehungen zwischen Individuen und Gemeinwesen zugrunde, jedoch enthält sie auch Unordnung und Chaos, die das Dasein der Menschen bedrohen. Eine höhere Zweckbezogenheit, ein kosmischer Sinn ist in diesem Geschehen nicht zu erkennen, sofern man nicht den spekulativ-metaphysischen Standpunkt vertritt, das Sein überhaupt, der Kosmos, das Universum seien Verwirklichung eines transmundanen Sinns. Gewiss ist die Existenz des Menschen nicht auf ein Endziel hingeordnet, sondern sie wird aller Voraussicht nach dereinst enden. Daher gilt es, das Leben der Menschen so rational wie möglich zu gestalten, was die Leistung des vergesellschafteten Menschen selbst sein muss, jedoch nicht auf eine höhere Zielbestimmung oder Sinnhaftigkeit verweist.

Inadäquanz von ‚Sinn‘

Die Sinnvorstellung ist ein Anthropomorphismus, eine Extrapolation des auf je partikulare Zwecke gerichteten Handelns von Menschen und seine Ausdehnung auf das Sein überhaupt. Als sinnvoll erscheint auf den ersten Blick die Beschaffenheit der Organismen, ihre Fähigkeit, sich unter gegebenen Umweltbedingungen zu erhalten und fortzupflanzen. Sinnhaft sind bei diesem Herangehen die Ordnung der Glieder des Organismus als Systemganzen, ihre erhaltende Beziehung auf dieses Ganze und dessen auf jene. Indessen liegt darin kein teleologisches Moment des Lebens überhaupt, der Welt im Ganzen. Existenz, Struktur und Funktionsweise der Organismen lassen sich kausalgenetisch aus objektiven Bedingungen innerer und äußerer Art in evolutiver Perspektive erklären. Freilich ist die funktionelle Ordnung von Dasein und Entwicklung der Organismen keineswegs so bruchlos, wie sie sich darzustellen scheint. „Offenkundig unlogische Merkmale zeigen sich in allen Bereichen.“¹ Andererseits gibt es erstaunliche Zeugnisse systemhafter Ordnung in großen Gemeinschaften von Insekten, bei denen jedes einzelne Tier gleichsam arbeitsteilig einer ihm zugeordneten Tätigkeit nachgeht, als sei sie von einer zentralen steuernden Instanz ihm zugewiesen.² Sinnanaloges liegt in dem funktionellen Zusammenhang, der zwischen dem einzelnen Tier und der Population besteht, sowie in dem Komplex von Eigenschaften der Individuen, der diese Funktionsweise bedingt, ermöglicht und erfordert. Die systemische

¹ R. Wesson: Die unberechenbare Ordnung. Chaos, Zufall und Auslese in der Natur, München o. J., S. 123. s. auch S. 125f.

² P. Baumann, D. Kaiser: Die Sprache der Tiere, Stuttgart 1992, S. 50f.

Ordnung ergibt sich aus der Evolution der Organismen, die von einfachen zu komplexen und komplizierten Formen fortschreitet, bei denen das Einzelne gleichsam sinnhaft auf das Komplexere verweist wie dieses auf jenes. System und Zufall, Chaos und Ordnung sind die Wegmarkierungen des Entwicklungsgangs der lebenden Natur, der aus sich selbst Sinnbezüge hervorbringt, die das Da-Sein begründen. Die Evolution ist eigenbestimmt und nicht durch einen transmundanen Regler geordnet. Vergangenheit und Gegenwart determinieren als Komplexe von Bedingungen Bewegung und Ordnung; die Bewegung ist Selbstbewegung aus internen Faktoren unter dem Einfluss äußerer Bedingungen. Daraus resultiert Fitness als die Übereinstimmung von innerer und äußerer Ordnung. Zielgerichtetheit der Entwicklung besteht nicht, Fortschritt, Evolution entsteht durch Eliminierung der weniger Geeigneten, Kernpunkt ist die Zufälligkeit der Variation. „Es gibt nichts Zweckgerichtetes, und die Organismen passen sich genetisch ausschließlich durch ihren Erfolg oder Misserfolg in der Reproduktion an.“³ Schon der einzellige Organismus ist ein Wunderwerk: Die winzige Menge Nukleinsäure enthält Instruktionen zur Verdoppelung wie auch zum Aufbau einer komplexen Zelle. In vielzelligen Organismen sind dem kleinen Teil, der das Erbgut trägt, auch die Instruktionen für die Differenzierung anderer Zellgruppen und deren Aufbau zu einem Gesamtorganismus eingegeben. Der Weg der Ontogenese liegt freilich weiterhin im Dunkeln,⁴ doch kann die Postulierung eines transzendenten Sinns keine Lösung dieser schwierigen Frage sein. Möglicherweise ist eine durch Instinkte geleitete Verhaltensänderung des Tiers unter veränderten Umweltbedingungen Auslöser evolutiven Wandels. „Die Evolution ist das Resultat aus mindestens vier bedeutenden Faktoren: Umwelt, Auslese, zufällig-chaotische Entwicklung und innere Lenkung ...“⁵ Ein ‚höherer Sinn‘, ein ‚geistiges Prinzip‘ sind keine Erklärung, sondern unbegründete Behauptungen. Trotzdem bleiben Dasein und Entwicklung der Organismen ein ‚Wunder‘, und dem menschlichen Geist fällt es schwer, dieses Wunder zu enträtseln.

Eine Erklärung bietet die natürliche Selektion, die an der genetischen Variabilität ansetzt und, als statistischer Prozess, die Individuen mit günstigen Eigenschaften bevorzugt. Selektion und Selektionsbedingungen bilden kausalgeneetische Zusammenhänge, die an unterschiedlichem Verhalten unter gegebenen Umweltressourcen anknüpfen (Erschließung neuer Nahrungsquellen, Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten, Brutpflege, Abwehr von Fressfeinden usw.). Ein teleologisches, auf Sinngebung bezogenes Moment ist hierin nicht enthalten; Sinnanaloges inhäriert der funktionellen Beziehung auf das Überleben; aber auch diese Beziehung erklärt sich aus natürlichen Verhaltensabläufen und -antrieben, nicht aus einem transzendenten ‚Lebenstrieb‘. „Mutationen haben keinen Plan, keine Zielrichtung hinter sich; ihre Zufälligkeit scheint erschrek-

³ R. Wesson: a.a.O., S. 31.

⁴ Ebd., S. 83.

⁵ Ebd., S. 347.

kend; und der Fortschritt, falls er überhaupt eintritt, ist quälend langsam.“⁶ Zweckmäßigkeit, ohne die ein komplexer Organismus nicht existieren könnte, ist nicht mit Zielrichtung identisch, sofern man darunter eine Endursache, einen Endzweck versteht. ‚Teleonomie‘ ist eine Kategorie zur Beschreibung von Zweckbeziehungen in komplexen Systemen, der gegenseitigen Abhängigkeit und wechselseitigen Funktionsbestimmtheit der Teile und Glieder.⁷ Ein objektiver Kausalzusammenhang besteht darin, dass unter den Mutanten, die – plötzlich oder summativ – durch Veränderungen der DNS-Kettenmoleküle entstehen, diejenigen sich auf Dauer durchsetzen, die den größten Reproduktionserfolg haben (Fitness). Man könnte diesem Kausalnexen einen höheren Daseinssinn beilegen, doch würde das nichts erklären und letztlich auf die Frage hinauslaufen, warum überhaupt etwas (Sein, Leben, Gesellschaft) ist, die nicht rational beantwortet werden kann. Die kausalgeneetische Betrachtung ist das angemessene Verfahren zum Verständnis von Entstehung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft.⁸ „Die menschliche Gesellschaft trägt, wie die Realität überhaupt, ihren ‚Sinn‘ in sich selbst - sie ist zweckmäßig geordnet, aber nicht Element einer übergreifenden Zweckrationalität. Darum ist die Frage ‚Warum existiert die menschliche Gesellschaft?‘ nur kausal, aber keinesfalls teleologisch zu beantworten und die Frage: ‚Warum gibt es eine Realität?‘, ist gänzlich sinnlos.“⁹

Die Kausalität ist dialektisch, nicht linear zu fassen. Diesem Verständnis gemäß besteht eine wechselseitige Determination von Ursache und Wirkung; die Wirkung wird zur Ursache, indem diese einen komplexen Zusammenhang begründet, der richtend auf die Kausalgeneese einwirkt. Ursache und Wirkung bilden eine Totalität, ein komplexes System, welches das Ganze, dem es inhäriert, organisiert und reguliert. Dadurch ist die Wirkung nicht bloß Folge, sondern geht der Bewegung des Ganzen zugleich vorher, was man als ‚Sinn‘ interpretieren kann. Die von der Ursache mit-begründeten Merkmale des Systems wirken auf jene zurück, so dass das System ein Komplex von Wechselwirkungen ist. Daraus leitet sich die Vorstellung von innerer Zweckmäßigkeit her. Letztere ist Integral von Selbstorganisation, die als Kategorie die dialektische Aufhebung der Disjunktion von *causa materialis* und *causa formalis* ist.

Daseinssinn

Der Terminus ‚Sinn‘ hat Doppelbedeutung; er drückt menschliche Vermögen – praktischen und geistigen Sinn, Sinnlichkeit – und die Valenz in sprachlichen und nicht-sprachlichen Zusammenhängen aus. Es sind zwei Aspekte des

⁶ C. Sagan, A. Dryan: *Schöpfung auf Raten. Neue Erkenntnisse zur Entwicklungsgeschichte des Menschen*, München 1993, S. 118.

⁷ B.-O. Küppers: *Der Ursprung biologischer Information. Zur Naturphilosophie der Lebensentstehung*, München 1990, S. 33f.

⁸ Vgl. G. Stiehler: „Sinn der Geschichte“. „Sinn des Daseins“, in: M. Leske u.a. (Hg.): *Warum es sich lohnt, um Begriffe zu streiten*, Berlin 1982, S. 152, 187f.

⁹ Ebd., S. 150f.

Menschseins unter dem Gesichtspunkt der Welterschließung, sie handeln beide von der Aneignung und Gestaltung der Welt durch den Menschen. Sinn ist mehr als funktioneller Zusammenhang und wechselseitige Verweisung von Elementen eines Ganzen und als die Zweck-Mittel-Relation innerhalb einer Handlungssequenz. In verkürzter Deutung erscheint er als einfache Ursache-Wirkungs-Relation und als Bedingungs-zusammenhang, in dem ein Element eine Funktion für ein anderes Element ausübt. Diese Engfassung von Sinn leitet zu der das Empirische transzendierenden Frage nach der Funktion von Leben, Gesellschaft, Dasein überhaupt für etwas Anderes, ein Höheres, das Einzelne und Besondere in sich Integrierendes über. Dabei wird jedoch nicht bedacht, dass eine lineare funktionale Beziehung des Besonderen zu einem Allgemeinen nicht besteht, dass das Besondere, obwohl Allgemeines einschließend, (auch) in sich beruht und seine Erklärung in eigenen objektiven Bedingungskonstellationen findet.

Mit dem Term ‚Sinn‘ wird ein die Kausal- und die Zweck-Mittel-Beziehung überschreitender thematischer Komplex bezeichnet, der auf eine gesellschaftlich-geschichtliche Gesamtsituation historischer Subjekte abstellt. Sinn ist eine Form der Selbst- und Fremdbestimmung, eine Auslegung geschichtlichen Handelns in übergreifenden Kontexten. Diese Erscheinung eines Welthorizonts ist an eine Fülle von Kausal- und Zweck-Mittel-Relationen geknüpft, geht jedoch in ihr nicht auf. Ihr allgemeiner Inhalt ist das Menschliche überhaupt, das Humanum, an dem sich Sinn und Nicht-Sinn, Sinnnähe und Sinnferne messen. Kausal- und Zweckbeziehungen können ihrem äußeren Dasein nach sinnhaft sein, bezogen auf den Wesensgrund des Menschseins aber sich als sinnwidrig, sinnverfehlend erweisen. Sinn ist mehr als das Verfolgen von Zwecken und Zielen, er bettet zielsuchendes und -verfolgendes Handeln in übergreifende Komplexe ein, die auf die soziale und geschichtliche Stellung handelnder Subjekte verweisen. Insofern diese auf Selbsterhaltung und -entwicklung in humanistischem Verständnis zielt, dem Mensch-Sein dienstbar ist, wird sie zum Träger und Exekutor von Sinn. Geistiger Ausdruck sind Weltbilder, Werte, Normen, die eine heilsgeschichtliche Selbstgenerierung historischer Subjekte begleiten und fundieren. Sinnwidrig sind Weltbilder und Wertesysteme, die eine progressive Selbsterzeugung sozialer Akteure verunmöglichen, letztlich auf Gefährdung oder Zerstörung des humanen Wesensgehalts menschlichen Daseins hinauslaufen, wie es in reaktionären, menschenfeindlichen geschichtlichen Bewegungen und sozialen Systemen geschieht. In einem von dem humanen Bedeutungsgehalt abgeleiteten Verständnis ist Sinn Attribut menschlicher Kommunikation, praktischen Handelns mittels sprachlicher Gebilde und geistiger Ausdrucksformen. Sinn ist das, was menschliches Dasein und Wirken vermittelt und ermöglicht, indem es auf die Grundfiguren von Praxis, Sprache und ideellem Austausch abzielt. Sinnwidrig oder auch sinnlos sind praktische und geistige Aktivitäten, die menschliche Existenz beschädigen oder auch verfehlen, indem sie soziale Kommunikation untergraben. Anti-humane Wertesysteme und sprachliche Gebilde mögen zwar in sich Sinn haben, soweit sie logisch stimmig formuliert und verstanden

werden können, doch entbehren sie historischen Sinngehalt, der auf Bewahrung und Entfaltung des Menschlichen abzielt. Sie sind denk- und verstehbar und insoweit ihrer Semantik nach sinnvoll, doch gefährden sie die (menschliche) Welt als Grundlage der Ermöglichung des Denkens über die Welt.

Insofern reale (oder auch abstrakte) Möglichkeiten denkbar sind, ist deren begriffliche Exposition sinnvoll, da sie sich auf die existierende Welt und deren Verständnis richten. Das gilt selbst dann, wenn die Möglichkeiten solche der Bedrohung sozialer Existenz sind. Der Wirksamkeit praktischen Handelns obliegt es, historisch fördernde Alternativen zum Zuge kommen zu lassen. Sprachlicher und historischer Sinn müssen nicht kompatibel sein, das zeigt das Derivative von Sinn, der in sprachlichen Gebilden situiert ist. Geschichtlicher Sinn vermittelt sich mit praktischem menschlichen Handeln, er kommt nicht der Welt unabhängig von menschlicher Tätigkeit zu; es gibt keinen ‚weltimmanenten‘ Sinn. Heideggers Frage nach dem Sinn als solchem kann nicht rationell beantwortet werden, sie ist schlecht-metaphysisch. Die Rede, die Welt ‚hat keinen Sinn‘, meint, sie ist nicht um etwas anderen willen da, sondern beruht in sich selbst, existiert aus eigenen Gesetzen und Bedingungen, die auf die Welt hingebunden sind. Die Welt und ihre Gesetze verweisen wechselseitig aufeinander, doch ist damit eine Sinnbeziehung nicht gegeben. Sinn steht in Beziehung zum Menschen, der ihn der sozialen Welt, der Geschichte appliziert, die insofern einen funktionellen Zusammenhang mit menschlichen Interessen, Werten, Normen, Handlungen bildet. Sinnvoll sind praktische und geistige Tätigkeiten, die auf diesen Funktionszusammenhang abstellen, und zwar in einer dem menschlichen Dasein, der durch Menschen explizierten humanistischen Dimension, gemäßen Weise. Sinn ist eine komplexe Kategorie, die das Menschsein überhaupt und nicht nur technisch-operationale Tätigkeiten und Beziehungen artikuliert, wenn sie auch an sie gebunden ist.

Der globale, übergreifende Sinn des Menschseins kommt in kommunikativen Aktivitäten und Strukturen zum Tragen, die ihn als Selbstzweck der Gattung im Kleinen und Besonderen wirksam machen. Das Leben des Einzelmenschen ist sinnvoll, wenn und insofern es fördernd auf Lebenslagen und Verhalten anderer einzelner und die Naturerhaltung bezogen ist. Doch ist dieses Wesenskennzeichen sozial und historisch variabel; es schließt Aktivitäten ein, die die Bewegungsformen und -gesetze konkreter Gesellschaften und Formationen zur Wirkung bringen. Hierbei nimmt das Menschliche als übergreifende Form einen widerprüchlichen Inhalt an, indem aus der jeweiligen Gesellschaft Tätigkeiten hervorgehen können, die humanen Werten und Normen widersprechen. Sie machen Sinn als Formen der Existenz und Bewegung der konkreten (z.B. kapitalistischen) Gesellschaft, der Inhalt ihrer politischen und moralischen Zielsetzung kann jedoch konträr zu Würde und Wohlergehen des Menschen als Gattungswesen und Gesamtheit von Individuen sein.

Sinn kommt nicht nur in großen geschichtlichen Bewegungen zum Tragen, sondern auch im Alltagsleben der persönlichen Individuen. Er steht unter ethischen Maximen, die spezieller Ausdruck des Gattungswesens sind. Der

Mensch gibt als einzelner seinem Leben Sinn, wenn er Bestrebungen verfolgt, die das Dasein der Mitmenschen im Einklang mit positiven sozialen Werten fördern. Sinn verbindet das Allgemein-Gesellschaftliche mit dem Singulär-Persönlichen, das die Existenz- und Bewegungsform des Allgemeinen ist. Zu der extrinsischen kommt eine intrinsische Dimension, insofern der einzelne seinem Leben durch selbstgetroffene moralisch-praktische Entscheidungen gesellschaftlich fördernden Wert als Ableitung aus allgemein-menschlichen Gattungsbestrebungen verleiht. Daseinssinn legt sich in die Aspekte des Allgemeinen, Besonderen und Einzelnen auseinander, sein Wesenskern ist die soziale und geschichtliche Förderung des Menschen in der Gesamtheit seiner ‚Sinne‘, und zwar in geschichtlich konkret bestimmter Form, die auch humane Gehalte einschließen kann und häufig auch einschließt.

Doch verkehrt sich das, was als rationalisierte Zweck-Mittel-Beziehung Sinn macht, in Sinnferne und Sinnleere, wenn es im Dienste menschenfeindlicher Aktivitäten von Klassen, Nationen, Ethnien, Staaten, Parteien steht. Technische Leistungen, aufopferungsvolles militärisches Handeln, angestregtes Verfolgen politischer Ziele mögen in sich sinnvoll, rational, erfolgsorientiert sein, doch wenn sie auf Unterdrückung, Aggression, Menschenvernichtung zielen, sind sie sinnwidrig. Die Reduzierung von Sinn auf instrumentelles rationales Handeln ist inhaltsleer, formal, insofern sie das Handeln nicht in gesellschaftliche Kontexte einbindet, die ihm in höherem Verständnis erst einen Sinn verleihen. Sinn hat über die funktionale Beziehung zwischen Ziel, Handeln und Resultat hinaus einen auf die menschliche Gattungsexistenz bezogenen Gehalt.

Sinn der Geschichte

Welt, Natur, Gesellschaft sind in sich gegründete, auf sich bezogene Entitäten, die nicht auf Anderes verweisen, durch das sie erst ihren Daseinswert erhalten. Das involviert systemhafte Ordnungsbeziehungen, in denen diese Entitäten als sich selbst bewegende und organisierende Komplexe zu Existenz und Wirkung kommen. Die Geschichte ist die Gesellschaft als sich reproduzierendes funktionelles Ganzes, das sich durch das Handeln großer und kleiner Gruppen von Menschen, letztlich der Individuen, erzeugt und entwickelt. So wie die Gesellschaft ein System wechselseitiger Interdependenzen, funktioneller Abhängigkeiten ist, so bildet auch die Geschichte ein Kontinuum und Diskontinuum der Tätigkeiten sozialer Gruppen, mit Einschluss ‚historischer Persönlichkeiten‘, die einen evolvierenden inneren Zusammenhang herstellen. Der geschichtliche Sinn dieses Entwicklungsganzen liegt in der Selbstreproduktion der Menschengattung und der einzelnen Gesellschaften, in ihrer Überlebenssicherung als in sich selbst beruhender Zweck und als Selbstwert. Mit der Entstehung von Gesellschaft und Geschichte wird kein ‚höherer Zweck‘ eines transzendenten Wesens realisiert, denn die Gesellschaft ist aus objektiven, naturverwurzelten Bedingungen durch progressive Negationen entstanden und ihr Daseinszweck besteht in einer solchen Reproduktion ihrer Existenzbedingungen, die Dasein, Bewegung und Entwicklung der Gattung in einem sich selbst erhaltenden und vervoll-

kommenden Prozess gewährleistet. Dies ist der Sinn von Geschichte; er schließt eine unübersehbare Fülle von Zweck-Mittel- sowie Kausalbeziehungen und individuellen Handlungssequenzen ein, die partikuläre, relative Sinnoptionen darstellen und zu dem historischen Sinn als der Emanation des Humanen in seiner geistigen und ‚sinnlichen‘ Existenz in vielfach vermittelter Beziehung stehen. Sinn der Geschichte ist die selbstzügliche Existenz und Entwicklung der Menschengattung, die Rationales und Emotionales einschließt und auf die Nutzung aller Sinne des Menschen zielt. Sinn kommt in seiner doppelten Bedeutung als menschliches Vermögen und als Ordnungsfaktor zum Tragen. Sinnlichkeit ist mit Geschichtssinn eng verbunden; die menschlichen Sinne in ihrer Gesamtheit erschließen das, was philosophisch ‚Sinn der Geschichte‘ heißt. Sinn ist eine reflexive Beziehung menschlicher Subjektivität und transportiert einen Wertekanon, der seine Begründung in materiellen Voraussetzungen findet. Da die Geschichte als historisches Konkretum in Epochen, Formationen, Produktionsweisen, Entwicklungsetappen existiert, sind diese die unmittelbaren Existenzformen des Geschichtssinns, und ihr Maßstab ist der Zweck der Menschengattung, sich zu erhalten, zu reproduzieren und progressiv zu entwickeln nach Kriterien, die der Druck objektiver und subjektiver Bedingungen und Triebkräfte bewirkt. So ist die jeweilige konkrete Gesellschaft Trägerin von Sinn in dem Maße, wie sie ein kulturvolles und menschenwürdiges Leben der Individuen, die Entfaltung der „geistigen und praktischen Sinne“ der Menschen ermöglicht.¹⁰ Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass auf Ausbeutung und Unterdrückung der Mehrzahl der Individuen beruhende Gesellschaften ebenfalls Glieder des progressiven Entwicklungsgangs der Gattung sind oder sein können und insofern an dem Geschichtssinn partizipieren, wenn sie ihm in anderer Beziehung auch widerstreiten. Der Sinn der Geschichte ist nicht-teleologisch, was ein Moment seiner Widersprüchlichkeit und oft entfremdeten Existenzweise ist. Sinn wird in die Geschichte hineingetragen durch das Handeln von Menschen, die um ihres gesicherten Daseins willen die Chancen bestehender Gesellschaften zu nutzen und Inhumanes zurückzudrängen suchen. Damit wird der in der Existenz der Menschengattung vorhandene apokryphe Sinn durch das Tun von Individuen und Gruppen aktualisiert und die Geschichte erhält einen Sinn, der etwas anderes ist als die Verwirklichung eines ‚höheren‘, ‚göttlichen‘ Auftrags.

Die Sinnfrage kann in rationaler Weise als Maßstab an das Verständnis großer geschichtlicher Prozesse und Aktivitäten angelegt werden. Sie wird auf die Lebenssicherung und humane Perspektive der Gattung in der geschichtlichen Konkretheit ihrer Existenz bezogen. Die jeweiligen historischen Strukturformen und Handlungskomplexe finden ihre Begründung in realen Widersprüchen, aus denen Perspektiven menschlichen Daseins hervorgehen. Das im Konkreten festzustellen, bedarf historischer Untersuchung und solcher normativer Kriterien, die den humanen Daseinssinn der Menschheit in spezifizierte Aktivitätsmuster ausdifferenzieren. Es kann nicht bei der äußerlichen Beschreibung von Wir-

¹⁰ K. Marx: Ökon.-philos. Manuskripte, in: MEW, Erg. Bd., I. Teil., Berlin 1968, S. 541.

kungsabläufen, bei empirischer Deskription stehengeblieben werden, sondern es gilt das innere geschichtliche Wesen eines Prozesses aufzudecken, um seine Bedeutung für die Menschheitsentwicklung kenntlich zu machen.

Eine Analyse des Staatssozialismus, die bei der Zusammenstellung seiner Defizite und Fehlentwicklungen (oder auch seiner Positiva) verharrt, kann seinem geschichtlichen Wesen nicht gerecht werden, sie verfehlt seinen historischen Sinn und ist unfähig zu seinem Verstehen als hermeneutische Aufgabe. Sinnanalyse ist eng mit verstehendem Nachvollzug historischen Geschehens verknüpft, sie fragt nach den Beweggründen und den Perspektiven des Handelns von Persönlichkeiten und Massen in der Geschichte unter dem Kriterium geschichtlichen Progresses. Der Sinn des staatssozialistischen Vorhabens bestand in der historischen Aufgabe der Menschengattung, ihre eigene Vergesellschaftung zu kontrollieren, zu regulieren, zu beherrschen. Die mit unkontrollierter Marktdynamik verbundene Dominanz des Privaten bewirkt Diversifikation der Gesellschaft in sich befehrende Konglomerate und gefährdet, auch durch Naturzerstörung, die Existenz der Gattung. Daher ist es historisch unabweisbar und macht geschichtlichen Sinn, die marktwirtschaftlichen Prozesse unter gemeinschaftliche Kontrolle zu nehmen, was gesamtgesellschaftliche Regulierungen erfordert. Der Staatssozialismus war seinem objektiven Sinngehalt nach dieser Zielstellung verpflichtet, wenn seine Methoden ihr auch in vielen Aspekten zuwiderliefen. Der Sinn in der Geschichte ist einerseits eine allgemeine Daseinsfiguration der Menschheit, andererseits verwirklicht er sich in konkreten geschichtlichen Wirkungsabläufen, die dieser Bestimmung angepasst sind.

Damit ist geschichtlichen Prozessen, die dem übergreifenden Sinngehalt menschlichen Daseins widerstreiten, Sinnferne oder Sinnleere zu attestieren. Gewaltsame Versuche, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, mit räuberischen Methoden aggressive Ziele zu verfolgen, mögen in sich rational und funktional sein, dennoch verfehlen sie historischen Sinn, da sie die Existenzgrundlagen der jeweiligen Gesellschaft oder auch der Menschheit überhaupt gefährden oder zerstören. Das gilt allerdings nicht in gleicher Weise von Prozessen, die mit a-humanen Methoden – wie in der Genese des Kapitalismus – Progression bewusst oder auch unbewusst zu bewirken trachten. Sinn ist ein historischer Bewertungsmaßstab, aber kein äußerlicher Funktionszusammenhang der Menschheit, deren Existenz für sich betrachtet ohne Sinn ist – wie die der Natur und des Universums überhaupt. Sinn kommt durch Menschen, durch ihr Dasein und Handeln in die Geschichte und seine objektive Existenzweise ist die Selbstgesetzgebung menschlicher Vernunft, die der Menschengattung um ihrer selbst willen Sinngehalte zuordnet. Es gilt den Bezug zur Ermöglichung friedlicher und gesicherter Existenz der Menschheit in konkreten einzelnen Gesellschaften, ob sozialem Handeln Sinn oder Sinnwidrigkeit zugesprochen werden kann. Sinn ist mehr als die funktionale Architektur menschlicher Aktivitäten in systemisch strukturierten Gemeinschaften, er ist ein Merkzeichen historischer Entwicklung der menschlichen Gattung, in der Daseinsperspektive, die Menschen sich selbst eröffnen.

Karl Hermann Tjaden

Techniklinien und Geschichtsverkettungen

Stoff- und Energieumsätze in ausgewählten Gesellschaften

Vorbemerkung zur Verortung des Beitrags in der Diskussion marxistischer Theorie:

Der Text - ein Beitrag zum Workshop "Gesellschaftliche Aufgaben - Herausforderung an die Wissenschaft" des Fachbereichs 10 der Universität Gesamthochschule Kassel am 8.12.1999 - handelt von Arbeitsverhältnissen in verschiedenen Gesellschaften. Einleitend werden noch einmal angebliche Unterschiede in der Arbeitsbefähigung zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Hominoiden erwähnt, die nach dem gegenwärtigen Forschungsstand endgültig vom Tisch sind (vgl. schon meinen Beitrag in Z 22, Juni 1995). Den Hauptgegenstand bilden aber die gütererzeugende Arbeit in menschlichen Gesellschaften unter dem Gesichtspunkt ihrer "Produktivkraft" und die durch sie vermittelten "Stoffwechsel" und Energieflüsse "zwischen Mensch und Natur" (vgl. Marx, Das Kapital I, MEW 23, 54, 192) Es geht vor allem um die Frage, ob es irgendeine Linie der Entwicklung gesellschaftlicher Arbeit gibt, welche die von Marx (im "Vorwort" zum Werk "Zur Kritik der politischen Ökonomie") vorgetragene Abfolge gesellschaftlicher Produktionsweisen plausibel macht (MEW 13, 99). Ferner wird die Frage gestellt, ob die innere Entwicklung einer Produktionsweise außer ökonomischen auch gewissen ökologisch und technisch bedingten Regeln folgt. Solche Regelmäßigkeiten können hier freilich nur angedeutet werden, und die Rollen von Agenten ökonomischer Ausbeutung und Verfügungsmacht sowie von technischen, extensiven und intensiven, Produktionssteigerungen können an dieser Stelle gar nicht behandelt werden. Sie bilden aber einen der Gegenstände gemeinsamer Forschungen von Margarete Tjaden-Steinhauer und mir, deren Ergebnisse hauptsächlich in der Abhandlung "Antike, mittelalterliche und moderne Ungleichheit" in dem Buch "Gesellschaft von Rom bis Ffm" (Studien zu Subsistenz, Familie, Politik, Band 2, Verlag Winfried Jenior, Kassel) Ende dieses Jahres veröffentlicht werden sollen. - K. H. T.

1. Die folgenden Überlegungen befassen sich mit der Frage, ob es technik- und gesellschaftsgeschichtliche Entwicklungspfade wie denjenigen gibt, der verschiedentlich beispielsweise für die Entwicklung von Techniken und Gesellschaften in Europa von der Antike bis zur Moderne angenommen worden ist. Für die Bearbeitung dieser Frage scheint es zweckmäßig, zumindest ansatzweise auch anthropogene, d. h. technisch und gesellschaftlich vermittelte Stoff- und Energieflüsse in verschiedenen Geschichtsräumen und -abschnitten zu betrachten. Unter Technik verstehe ich bestimmte Fertigkeiten, insbesondere Mittel und Verfahren, die hominoiden und anderen Lebewesen helfen sollen, ihr Leben zu erhalten und zu erleichtern, und unter Geschichte verstehe ich die Geschehnisse einer Gesellschaft solcher Lebewesen. Techniklinien sind

sachlich aneinander anschließende Mittel und Verfahren der genannten Art, und Geschichtsverkettenungen sind auf irgendeine Weise sachlich ineinandergreifende Gesellschaftsgeschichten. Technisch-gesellschaftlich vermittelte Stoff- und Energieflüsse sind durch menschliche Tätigkeit wie z. B. Arbeit hervorgebracht und insofern grundsätzlich bestimmbare Ströme dieser Art und lassen sich für den vorliegenden Zweck als Stoff- und Energieumsätze in bestimmten Gebietseinheiten während bestimmter Zeiträume vorstellen.

Zum Technikbegriff: Ingold in Gibson/Ingold 1993, 337-345; zum Geschichtsbegriff: Lambrecht u.a. 1998, 10ff, 242-250; zur Unterscheidung von Stoffflüssen und Stoffströmen Joas/Nolte 1991.

2. Technische Mittel und Verfahren und gesellschaftliches Geschehen haben sich bei frühen Menschen und bei frühen Schimpansen, etwa vor drei bis zwei Millionen Jahren in Afrika, vermutlich nicht wesentlich unterschieden. Dabei spricht einiges dafür, dass das Zusammenwirken bei verschiedenen Arbeitsaufgaben und der Zusammenhang gesellschaftlichen Geschehens insgesamt bei den Menschen in den trockeneren Savannen und Waldgebieten etwas häufiger bzw. dichter waren als bei ihren engsten Verwandten im immergrünen Regenwald.

Zu technischen Fähigkeiten von nicht-menschlichen Hominoiden vgl. insbes. Toth [et al.] 1993, McGrew in Gibson/Ingold 1993, 151-170, zum Vergleich ihrer Fähigkeiten mit denen des *homo habilis*: Wynn/McGrew 1989; zur Bedeutung aufgabenorientierter Arbeitsgruppen und von Verbundgeräten für die Technik von Hominiden: Reynolds in Gibson/Ingold 1993, 407-428, zur Bedeutung der gesellschaftlichen Vernetzung in der Hominiden-Evolution: Lambrecht u.a. 1998, 247ff.

3. Im Verlauf des Eiszeitalters während der Altsteinzeit hat sich an dieser technischen Ausstattung und geschichtlichen Erscheinung menschlicher Gesellschaften lange Zeit anscheinend nichts wesentliches geändert, wenn auch die Ausbreitung von Menschenarten in nördlichere Breiten und, wohl in Zusammenhang hiermit, die Beherrschung des Feuermachens und die Verwendung von Wurfspeeren zu vermelden sind. Doch erst gegen Ende dieses langen Zeitraums, vor einigen zehntausend Jahren, setzte in verschiedenen Gegenden der Erde eine mehr oder minder gut belegte Entwicklung differenzierterer und komplexerer Formen des Instrumentariums und der Organisation gesellschaftlicher Arbeit ein und vermutlich auch erst jetzt die Entstehung einer gentilizischen Ordnung des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen.

Ob die Technikentwicklung im Paläolithikum zumindest zum Teil als Linie aufeinander aufbauender Mittel und Verfahren zu begreifen ist, ist strittig: vgl. Toth/Schick in Gibson/Ingold 1993, 346-362; Davidson/Noble in Gibson/Ingold 1993, 363-388. Zu der erst seit kurzem eindeutig belegten Entwicklung von Fernwaffen für Jagdzwecke im späten Altpaläolithikum: Thieme in Boetzkes u. a. 1999, 130f. Zu technischen und gesellschaftlichen Umgestaltungen u. a. in europäischen Regionen im späten Jungpaläolithikum: Mellars/Stringer 1989; Mellars 1990; Lambrecht u.a. 1998, 91-131.

4. Nach dieser Entwicklung von Geräten und Arbeitsweisen, die auf einer Kombination technischer Elemente beruhten, sowie von Gesellschaftsordnungen, die sich auf einen matri- oder patrilinearen Aszendenten beriefen, entstand nach dem Ende der Würm-Kaltzeit in verschiedenen Landschaften der

Erde etwas Neues. In Anknüpfung an ältere technische Innovationen, z. B. Sichel und Vorratshöhle zum Ernten bzw. Lagern von Wildgetreide, und möglicherweise in Fortsetzung einer tradierten gentilizischen Organisation kam es z. B. in Teilräumen der Levante und des Fruchtbaren Halbmonds zu ersten Anfängen des Anbaus von Pflanzen und des Haltens von Tieren in höchstwahrscheinlich sippenmäßig geordneten Gesellschaften.

Vgl. zu Vorbedingungen und Verlaufsformen der Neolithischen Revolution in verschiedenen Regionen aus der Fülle der Literatur zusammenfassend Lambrecht u.a. 1998, 132-189.

5. Als der Anbau von Pflanzen und gegebenenfalls auch die Haltung von Tieren in einigen Gebieten der Erde erstmals zur Grundlage des Lebensunterhalts der Menschen geworden war, hatten sich die stofflichen und energetischen Beziehungen der dort lebenden Menschen zur übrigen Natur wesentlich geändert. Pflanzen und gegebenenfalls auch Tiere wurden ihres stofflichen und energetischen Potentials wegen mittels gesellschaftlicher Arbeit konzentriert reproduziert, wobei sie nicht nur als Konsumtions-, sondern auch als Investitionsgüter, also zur Erzeugung weiteren Getreides und Viehs zu dienen hatten. Das bedeutete grundsätzlich eine unvermeidliche Ausweitung der Erzeugung dieser Güter über den Unterhaltsbedarf der Menschen hinaus, also eine Ausdehnung der Stoffumsätze in der jeweiligen Gesellschaft. Dort, wo spannunggezogene Bodenbearbeitungsgeräte eingesetzt wurden, erhöhte sich auf jeden Fall auch der Energieumsatz aus außermenschlichen biotischen Quellen.

Auf die Erzeugung von Mitteln zur Erzeugung neuer Lebensmittel sowie auf die erforderliche Vorratshaltung in landwirtschaftlichen Gesellschaften weisen Gellner 1990, 15f. bzw. Garnsey 1989, 55f. hin. Auf die mit den neuen Verhältnissen verbundenen Probleme der Gewährleistung der Subsistenz machen verschiedene Beiträge in Newman 1995 aufmerksam.

6. An die technischen Mittel und Verfahren der frühen südwestasiatischen Landwirtschaft, insbesondere an die kultivierten Pflanzen- und Tierarten, an die Instrumente zur Bodenbearbeitung und die haushaltliche Organisation von Bodennutzung und Arbeitskräften, knüpften spätere Landwirtschaft betreibende Gesellschaften in Europa auf diese oder jene Weise an, und vermutlich geschah entsprechendes bei den landwirtschaftlichen Gesellschaften anderer Kontinente. Ob dieser altorientalisch-früheuropäischen Techniklinie auch eine Tradierung von Elementen jener gesellschaftlichen Organisation entspricht, die sich mit den frühen südwestasiatischen Bewässerungslandwirtschaften herausgebildet hatte, etwa eine Proliferation von Elementen der auf Verfügungsgewalten und damit Macht gegründeten familialen und politischen Institutionen, kann hier nicht erörtert werden. Die verschiedenen auf Landwirtschaft gegründeten Ungleichheitsgesellschaften, die während der vergangenen zehntausend Jahre in den verschiedenen Erdteilen entstanden, weisen allerdings in Hinblick auf ihre technische Ausstattung und ihre gesellschaftlichen Geschicke teilweise erhebliche Unterschiede auf, was möglicherweise auf verschiedenartige längerfristige Techniklinien und Geschichtsverkettenungen verweist, die jeweils irgendwie zusammenhängen.

Zur Entstehung und zur Geschichte agrarbasierter Ungleichheitsgesellschaften: Lambrecht u. a. 1998, 190-241; Tjaden-Steinhauer/Tjaden 1999a.

7. Ein Beispiel der vielen verschiedenen Ausprägungen von landwirtschaftlicher Technik und Gesellschaftsgeschichte sind die klassischen Maya-Gesellschaften in Mesoamerika im ersten Jahrtausend europäischer Zeitrechnung. Die landwirtschaftliche Technik begann schon in vorklassischer Zeit wohl mit dem bodenschonenden Pflanzstock als dem wichtigsten Instrument und den Arbeitsgruppen aus bäuerlichen Haushalten als grundlegender Organisationsform der Bodenbestellung, und die gesellschaftlichen Beziehungen waren zunächst vermutlich solche einer sippenmäßigen Stammes- und Familien-Ordnung. In der klassischen Zeit (seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung) begegnen zudem im südlichen Tiefland (im Süden der Halbinsel Yucatán), im Rahmen der grundlegenden Landwechselwirtschaft, z. B. zusammengesetzte Äxte aus Feuersteinklingen und Holzschäften, Gruppen familialer Haushalte als Arbeitsverbände sowie astronomische Berechnungen für die Planung der landwirtschaftlichen Arbeiten, aber auch Bewässerungsanbau, Terrassenanbau, Baumkulturen und Gartenbau. Es handelt sich um eine im Zeitverlauf vervollkommnete land- und gartenbauliche Technik, die vor allem infolge der erforderlichen Rodungen sehr arbeitsaufwendig, aber angesichts der mineralreichen Kaikböden und aufgrund der Wiederbewaldungen durchaus standortgerecht war. Vor allem war sie, was den Stoffverbrauch und die außermenschlichen Kraftquellen anbetrifft, nicht sehr material- und energieintensiv und darin der Landwirtschaft anderer altamerikanischer Hochkulturen ähnlich. Infolge eines großen Inputs an Intelligenz war diese Technik insgesamt anscheinend recht produktiv und konnte den Lebensunterhalt der wachsenden Bevölkerungen in den verschiedenen Gesellschaften lange Zeit gewährleisten helfen. Diese Technik wurde in Gesellschaften praktiziert, die schon in der Frühklassik eine Staatsgewalt und patriarchale Familienformen aufwiesen, wobei in den folgenden Jahrhunderten zunehmend kriegerische wie friedliche Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Gesellschaften eine Rolle spielten, sehr wahrscheinlich um landwirtschaftliche Böden, vielleicht auch um Handelswege und um politische und familiale Macht an sich. Die Geschichte dieser Maya-Gesellschaften des Tieflands in der klassischen Zeit ist dabei anscheinend vielfach durch die Unterwerfung oder die Eingliederung bestimmter Gesellschaften durch andere Gesellschaften, durch das Aufgehen von älteren in neuere Gesellschaften und durch Bündnisse zwischen Gesellschaften gekennzeichnet, ohne dass es zu dieser Zeit zu einer umfassenden Reichsbildung gekommen wäre. Nach den bekannt gewordenen Ergebnissen der rasch voranschreitenden Maya-Forschung scheint es, dass in den Maya-Gesellschaften im genannten zeitlichen und räumlichen Rahmen insgesamt eine bestimmte Techniklinie realisiert worden ist, nämlich eine Linie aufeinander aufbauender Entwicklungen intelligenter produktiver Arbeitsweisen, und dass zugleich bestimmte Geschichtsverkettenungen praktiziert wurden, deren sachlicher Gehalt bislang noch nicht begriffen zu sein scheint. Wie beide Entwicklungen zusammenhängen, lässt sich daher derzeit erst recht nicht sagen.

Für die technischen Mensch-Natur-Beziehungen in vorkolonialen Maya-Gesellschaften: Wilhelmy 1981 und Hammond 1982; als Übersicht über neue Forschungsstände zur Maya-Kultur: Schmidt u.a. 1998.

8. Ein weiteres Beispiel unter den vielen Ausprägungen landwirtschaftlicher Technik und Gesellschaftsgeschichte, das nach häufiger Auffassung unsere gegenwärtige Gesellschaft wesentlich geprägt hat, ist unsere mit altorientalischen Techniken und Gesellschaftsgeschichten verbundene west-europäische Vorgeschichte von der Antike bis zur modernen "Industriellen Revolution" mit der weiteren Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft. Falls wir erstere in der Tat als unsere Vorgeschichte begreifen, erweitert sich die Frage nach gesellschaftlichen Techniklinien und Geschichtsverkettenungen zu der Frage, ob es einen Entwicklungsweg von Technik und Gesellschaftsgeschichte in (nach dem mittelalterlichen Begriff) Europa occidentalis gibt, der - wie immer vermittelt - in die industriellen modern-bürgerlichen Gesellschaften führt, die heute die Welt beherrschen.

Zum gegenüber dem geographischen Begriff Westeuropa erweiterten Begriff Europa occidentalis. Szűcs 1994, 17f, 45.

9. Europäische Denker haben diese Frage in den letzten dreihundert Jahren in der Regel bejaht, von den schottischen Moralphilosophen, französischen Aufklärern und deutschen idealistischen Philosophen über die historisch-materialistischen Theoretiker bis hin zu mehr oder minder aktuellen liberalen und marxistisch-leninistischen Interpreten der Gesellschaftsgeschichte. In der Regel steckte in den Antworten die Annahme einer besonderen technischen Fähigkeit und/oder eines besonderen geschichtlichen Auftrags der West-Europäer und ihrer überseeischen Ableger, die übrigens oft auf das Verhältnis der menschlichen zu den nicht-menschlichen Hominoiden übertragen wurde, so dass die Menschen und nur die Menschen, zumal die europäischen, im Unterschied zu den Menschenaffen als instrumentenmachende und traditionserzeugende Wesen erschienen.

Einige Autoren: Millar 1967; Condorcet 1963; Hegel 1970; Marx 1980; Comte 1923; North 1988; Charlamenko 1999.

10. Eine Steigerung dieser Überheblichkeit der Einwohner von Europa occidentalis gab es vielfach mit der Behauptung, dass sich die Geschichte der Gesellschaften und deren Aufeinanderfolge gleichsam naturgesetzlich zu modernen europäischen Zuständen entwickelt habe, wozu gegebenenfalls die Annahme einer ebensolchen Weiterentwicklung zu in einem bestimmten Sinne höheren Zuständen trat. Zumindest ansatzweise bei Karl Marx vorhanden und im sozialwissenschaftlichen Evolutionismus deutlich ausgeprägt, beharrte schließlich nur noch der Marxismus-Leninismus auf der Annahme weltgeschichtlicher Gesetzmäßigkeiten.

Eine besonders penetrante idealistische Version findet sich bei Hegel, 1970, in den geographischen Beschreibungen zu Amerika und zu Afrika sowie in der Begründung seiner Einteilung der Weltgeschichte. Ferner unerschütterlich: Charlamenko 1999.

11. Die Kritik dieser Annahme, die der Rationalismus Popperscher Prägung insoweit durchaus richtig vorgetragen hatte, ist freilich von seinen Anhängern

zuweilen derart überzogen worden, dass es keinerlei innere Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Systeme und keinerlei Zusammenhang zwischen dem modernen Industriekapitalismus und den ihm vorangegangenen europäischen Gesellschaften geben sollte. So soll beispielsweise das moderne "einzigartige Europa" nach Hubert Kiesewetter sich allein der neuzeitlichen Industrialisierung verdanken, die aus einer Kombination notwendiger und zufälliger Faktoren entstanden sei. Ohne die zuletzt genannte Aussage zu bestreiten, ist aber zugleich die Auffassung denkbar, dass die ökonomischen, aber auch die politischen und familialen Macht-Ohnmachts-Verhältnisse des modernen, global dominant gewordenen, Europa ebenso wie dessen technische Mittel und Verfahren weiter als nur ein paar hundert Jahre in die Geschichte der Gesellschaften auf diesem Kontinent zurückreichen.

Die Kritik des von ihm sogenannten Historizismus findet sich u. a. in Popper 1965, vgl. bes. Teil IV. Ferner Kiesewetter 1996, Einleitung.

12. Diese gewiss nicht neue Auffassung wird dem Anscheine nach gestützt durch verschiedene Machterweiterungen früh-europäischer Gesellschaften, für die insbesondere die Herausbildung des Imperium Romanum steht, sowie mittelalterlicher Gesellschaften in Europa occidentalis mit ihren Kolonisationen, reconquistas und schließlich conquistas atlantischer Inselwelten, die dann diejenige Amerikas einleiten, die Expansion des Handelskapitals voranbringen und die moderne bürgerliche Machtentfaltung fördern sollte. Für die Annahme eines wie immer gearteten altorientalisch-westeuropäischen Strangs in der Vielfalt der Geschichten menschlicher Gesellschaften und ihrer technischen Ausstattungen sprechen insbesondere die in jenen Machterweiterungen steckenden, wenn auch durch große Umbrüche unterbrochenen oder zurückgeworfenen Steigerungen der ökonomischen Potenz von bestimmten antiken über bestimmte mittelalterliche bis zu bestimmten neuzeitlichen Gesellschaften auf diesem Kontinent sowie schrittweise Entwicklungen verschiedener zentraler Techniken, zumal der des Ackerbaus, der Eisenerzeugung und der Energieversorgung, seit ihren altorientalischen Anfängen. Falls es solche, eventuell miteinander verbundene Entwicklungsstränge gibt, handelte es sich, im Sinne Karl Poppers, um eine singuläre historische Aussage, die allenfalls einen Trend beschreibt.

Popper 1965, 84. Vgl. zu den angesprochenen Sachentwicklungen Tjaden-Steinhauer/Tjaden 1999a.

13. Aus den ernstzunehmenden Versuchen, die Geschichte und Vorgeschichte der modern-bürgerlichen Gesellschaft auf diese Weise zu betrachten, greife ich zwei Ansätze heraus. Der erste ist die Anwendung des property rights-Konzepts auf die Geschichte seit der neolithischen Revolution durch Douglass North. Sie läuft darauf hinaus, dass die Einführung und Weiterentwicklung von Verfügungsrechten in bezug auf Objekte und schließlich auch Ideen seit dem Übergang zur Landwirtschaft, insbesondere die Herausarbeitung von Zugangsbeschränkungen und Übertragbarkeiten, den Anreiz verstärkt haben, aus den jeweiligen Eigentumsgegenständen und insbesondere aus technischen Innovationen etwas zu machen, d. h. Fähigkeiten in Erträge zu verwandeln. Dies

vor allem erkläre den im Vergleich zur Altsteinzeit raschen technischen Fortschritt, umgesetzt in ökonomische Effizienz und Produktivität, in den letzten 10.000 Jahren und vor allem den noch weit rascheren Wandel der Technik seit der neuzeitlichen Industrialisierung und der Verwissenschaftlichung der Industrietechnik. Eine andere Erklärung dafür, dass wir so weit gekommen sind, hatte Karl Marx in seiner Skizze einer Sequenz von Produktionsweisen angeboten. Er vertrat hier die Auffassung, dass die Entwicklung der Produktivkräfte einer Gesellschaft in den jeweiligen Produktions- und somit Eigentumsverhältnissen an Grenzen stößt, was zu Umwälzungen dieser Gewaltverhältnisse führt, woraufhin eine fortgeschrittenere Produktionsweise an die Stelle der alten tritt. Dies erkläre den Entwicklungsgang von einer asiatischen über antike und feudale Produktionsweisen bis zur modern-bürgerlichen Ökonomie, der sich, wie er anderswo schrieb, im wesentlichen im Westen Europas abgespielt habe.

North 1988; hierzu Wischermann 1993; Marx 1962; Marx 1980; hierzu Tjaden 1990a, 1990b.

14. Die Geschichte der Verfügungsrechte von altorientalischen Reichen über antike und feudale europäische Gesellschaften hin zu modernen Volkswirtschaften lässt sich gewiss nicht als eine kontinuierliche Spezifizierung privat-eigentümlicher Exklusivität beschreiben. Doch hat Douglass North sicherlich recht, wenn er die langfristige Steigerung der technischen Effektivität von Wirtschaftsbetrieben in diesem Geschichtsverlauf betont und diese mit der gleichzeitigen Entwicklung von Eigentumsordnungen, politisch gesetzter property rights, in Zusammenhang bringt. Auch kann die Geschichte der Produktivkraft der Arbeit von asiatischen über antike und feudale europäische Produktionsweisen hin zum Kapitalismus nicht als eine kontinuierliche Expansion gesamtgesellschaftlicher Produktivität beschrieben werden. Aber Marx hat zweifellos recht, wenn er die langfristigen Wechsel ökonomisch-sozialer Klassenverhältnisse von Gesellschaften in diesem Geschichtsgang hervorhebt und hier einen Zusammenhang mit der Entwicklung von produktiver Technik, der sogenannten materiellen Produktivkräfte, sieht. Freilich bleiben die Gründe für die Einführung und Veränderungen von Eigentumsordnungen bei Douglass North ziemlich blass, wenn man einmal vom immer wieder angeführten Bevölkerungswachstum absieht (er hätte sich durch Marx und Engels über die Rolle der Gewalt bei der Einrichtung tatsächlicher Verfügungsgewalten belehren lassen können), so wie die Gründe für den stets sich durchsetzen wollenden technischen Fortschritt bei Karl Marx oft im Dunkeln bleiben (er und einige seiner späten Anhänger hätten von North den Unterschied zwischen potentieller und aktueller Produktivkraft einer Gesellschaft lernen können).

Zur Bedeutung der Unterscheidung von potentieller und aktueller Produktivkraft für die Gesellschaftslehre vgl. Tjaden 1992, bes. S. 109-130

15. Die eben genannten und andere Unklarheiten - so bezüglich der Wechselbeziehungen zwischen der jeweils gemeinten technischen und gesellschafts-geschichtlichen Entwicklung - dürften vor allem damit zu tun haben, dass beide

Autoren das technisch-naturale und das ökonomisch-soziale Moment gesellschaftlicher Praxis in ihrem Denken grundsätzlich voneinander trennen und (so sehr sie diese dann auch miteinander verkoppeln wollen) gegeneinander verselbständigen, was eine alte Gewohnheit europäischen Denkens ist. In der Wirklichkeit sind dagegen technische Aktivitäten (einschließlich der in ihnen betätigten Kräfte) in der Auseinandersetzung von Menschen mit der Natur (sowie mit ihresgleichen) und soziale Interaktionen (einschließlich ihrer gesellschaftlichen Verfassungen) in der Handhabung der ökonomischen (sowie anderer) Reproduktionsfunktionen in jeder Gesellschaft zwei Seiten einer Medaille.

Grundsätzlich: Ingold in Gibson/Ingold 1993, 429-445. Beispiele: Kein Weinbau und kein Trockenfeldbau mit Ochsen und Hake z. B. in der Campania zu spätrepublikanischer Zeit ohne *pater familias*, freie und unfreie Arbeitskräfte und staatlich anerkanntes Bodeneigentum (vgl. White 1970, 71f u. pass.); keine Viehhaltung und Dreifelderwirtschaft mit dem Bodenwendepflug z. B. im hochmittelalterlichen Mainfranken ohne abhängige Bauernfamilien mit Hufe, eventuell auf Ausbauland, Flurzwang und rentenbeziehenden Grund- und Gerichtsherren (vgl. Rödel in Röselner 1995, 294-319); keine Herstellung von TRI-, PER- und Dichlormethan-Lösemitteln in Industrieanlagen Ende des 20. Jh. z. B. am Rhein oder am Main ohne lohnabhängige Chemiarbeiter, Chlorerzeugung u. a. durch Nachfolgeunternehmen der IG Farben, Mitwirkung der IG Chemie und Regelung der Verwendung dieser Halogene durch eine Bundes-Immissionsschutzverordnung (vgl. Henseling 1992, 222-257) - Zum theoretischen Problem der Beziehungen zwischen "Produktivkräften" und "Produktionsverhältnissen" bei Marx vgl. das sehr lesenswerte Buch von Eichhorn I/Bauer/Koch 1975.

16. In diesem Sinne können wir nach dem konkreten Inhalt der abstrakten Begriffe technischer Wandel oder Produktivkraftentwicklung fragen, jener fortschreitend-fortschrittlichen Entwicklung, die den genannten Autoren zufolge den Geschichtsgang in Europa occidentalis durchziehen und sogar in die altorientalischen Gesellschaftsordnungen zurückweisen sollen. Hierbei kann es sich allenfalls um Entwicklungen der in einer Gesellschaft tatsächlich vorhandenen und nutzbaren technischen Verfahren und Mittel handeln, die durch geeignete soziale Arrangements in ökonomische Erträge (oder in Güter und Dienstleistungen anderer Reproduktionsdimensionen) umgesetzt werden können. Soweit es sich um ökonomische Produktion handelt, geht es hier im wesentlichen um potentiell produktive Artefakte (im weiten Sinne dieses Begriffs), insbesondere Produktionsinstrumente (Geräte, Anlagen, Bauten) und Produktionskonzepte (Verfahren der Bodennutzung, der gewerblichen Gütererzeugung und des Verkehrs), wobei hier also instrumentelle und konzeptionelle Artefakte ineinander greifen.

Vielfältige Hinweise hierzu finden sich in dem Sammelband von Herrmann/Sellnow 1982; Weiteres in Tjaden 1999.

17. Diese instrumentellen und konzeptionellen Artefakte, welche den konkreten Inhalt des Begriffs des technischen oder Produktivitäts-Fortschritts zwar nicht ausmachen, aber auf ihn verweisen, sind in der Regel räumlich irgendwo und irgendwie verortet und zeitlich in mehr oder minder dauerhaftem Gebrauch. Es handelt sich vor allem um Produktionsinstrumente und Produktionskonzepte. Sie können in einem gesellschaftlichen Raum im Laufe der Zeit vermehrt, entwickelt, miteinander verbunden und angehäuft werden, und sie

bilden möglicherweise eine technische Verbindung zwischen Gesellschaften verschiedener Wirtschaftsweise und gesamtgesellschaftlicher Ordnung. Im Anschluss an frühere Untersuchungen von Joachim Herrmann ist zu betonen, dass zeitliche und räumliche Überlappungen verschiedenartiger Wirtschafts- oder Produktionsweisen wie im Fall der römischen und der fränkischen Gesellschaft in technischer Hinsicht bis zu einem gewissen Grade dinglich fassbar sind, beispielsweise bestimmte Bodenbearbeitungsgeräte und landwirtschaftliche Betriebsweisen oder Verfahren und Anlagen der Eisenerzeugung und der Keramikerstellung. Dasselbe gilt auch für den Übergang von der feudalgemeinschaftlichen Wirtschaft des Mittelalters in die frühbürgerliche Wirtschaft, wobei hier unter anderem technische Instrumente und Konzepte des Bergbaus, der Metallerzeugung und -verarbeitung sowie des Spinnens und Webens zu nennen sind. Dies ermöglicht, von einem technischen Zusammenhang zwischen verschiedenen Wirtschafts- oder Produktionsweisen sowie von einer langfristig steigenden technischen, insbesondere produktionstechnischen, Ausstattung von Gesellschaften zu sprechen, die irgendwie zeitlich aufeinander folgen und räumlich untereinander in Verbindung stehen. Da technische Artefakte vielfach akkumuliert werden, z. B. zusätzliche Arbeitsgeräte und Fertigungsbereiche bei der Vergrößerung von Betrieben, oder als Elemente in neuere Artefakte integriert werden, z. B. das Aufsetzen eines neuen Gebäudes auf alte Fundamente oder die Verbindung verschiedener Verfahren (wie Eisenschmelze und Eisenguss), schließlich auch miteinander kombiniert werden, z. B. die Dreifelderwirtschaft mit dem Bodenwendepflug oder das Wasserrad mit vertikal bewegten Geräten (Eisenhammer, Blasebalg), können sie auch zum tradierten Substrat einer in irgendeinem Sinne fortschreitenden Entwicklung der technischen Kapazität von Gesellschaften werden.

Herrmann in Herrmann/Sellnow 1982, 499-524; Herrmann in Herrmann/Zürcher 1996, 265f; verschiedene Hinweise zum Übergang römisch-antiker Instrumente und Konzepte in die fränkische Gesellschaft auch in Beiträgen zu Stegemann/Wemhoff 1999; zum Übergang Mittelalter-Neuzeit in dieser Hinsicht: DuPlessis 1997 und Ogilvie/Cerman 1996.

18. Im realhistorischen Entwicklungsgang von Produktions- und anderer Technik seit den frühen Kulturen in Mesopotamien über das antike Griechenland und Rom sowie die Feudalgemeinschaften im mittelalterlichen West-Europa bis zu den kapitalistischen Volkswirtschaften gibt es keine gesetzmäßige Aufeinanderfolge von Produktionsweisen und Gesellschaftsformationen, aber eine bemerkenswerte Steigerung der technischen Kapazitäten und damit der potentiellen und oft auch aktuellen Stoff- und Energieumsätze auf lange Sicht. Ablesbar ist das z. B. an der Tiefe der Bodenbearbeitung mit Hake, altd deutschem Landpflug und schwerem Eisenpflug und am jeweils steigenden landwirtschaftlichen Energieeinsatz mittels Ochsen, Pferden und Dieselmotoren. Zu nennen sind ferner die zunehmenden Eingriffstiefen im Bergbau, wiewohl hier der Bergbau auf Edelmetalle, Eisenerz und fossile Energieträger genau zu unterscheiden sind, wobei sehr große Teufen nach den Umstellungen der Energiebasis seit der Fabrikindustrialisierung erreicht werden. Deutlich

wird die Entwicklung der produktionstechnischen Kapazität und der potentiell und meist auch aktuell steigenden Stoff- und Energieumsätze gesellschaftlicher Produktion ferner an der Metallerzeugung, ablesbar besonders an den Fassungsvermögen und Brennstoffbedarfen von Eisenerzschmelzöfen, und an der Textilherstellung, angezeigt durch Produktivitätssprünge u. a. bei Spinn- und Webarbeiten. Schließlich sind als moderne Konsequenzen der Expansion produktiver Kapazitäten die energieaufwendige chemietechnische Erzeugung neuartiger Materialien sowie die biotechnische Erzeugung neuartiger Organismen zu nennen. Die unmittelbar produktionsorientierten Eingriffstiefen bezüglich des Naturhaushalts und damit verbunden die stofflichen und energetischen Rückstände haben im Durchschnitt und auf lange Sicht außerordentlich zugenommen.

Zur Entwicklungsgeschichte von Hake und Pflug vgl. Schultz-Klinken 1977; zum Bergbau Suhling 1983; zur Metallurgie neben anderen: White 1986 und Selmeier 1984; zum Textilgewerbe insbesondere: Bohnsack 1981.

19. So, wie es keine Regeln des Übergangs von einer Wirtschafts- oder Produktionsweise in die andere gibt, so gibt es auch keine Regeln dafür, welche Rollen Technik und Stoff- und Energieumsätze bei solchen Übergängen spielen und was mit ihnen dabei geschieht. Eine andere Frage sind Regelmäßigkeiten technischen Wandels innerhalb der Entwicklung eines ökonomischen Systems und des zugehörigen gesamtgesellschaftlichen Gefüges. Nicht primär ökonomische Aktivitäten wie Kriege oder Siedlungstätigkeit haben stets die Entwicklung von Techniken, z. B. der Waffentechnik und der Bautechnik, gefördert. Doch bildete die Produktion (und der Transport) von Gütern des einfachen und gehobenen unmittelbaren Kosums sowie von Produktionsgütern seit der Neolithischen Revolution wohl meist das Hauptfeld technischer Veränderungen innerhalb einer Produktions- oder Wirtschaftsweise. Für diese Entwicklungen von Produktionstechniken waren vor allem jene Verfügungsgewalten wichtig, die sich auf Mittel und Wege der Erzeugung, der Aneignung, des Austausches und des Gebrauchs solcher Güter bezogen. Mithilfe dieser Verfügungsgewalten (und der mit ihnen verbundenen Verfügungsrechte, insbesondere Eigentumsformen) wurde insbesondere auch über die Verwendung dieser Güter für Herrschaftsbedarfe und für Eigenbedarfe der arbeitenden Mitglieder der Gesellschaft entschieden. Für ausgewählte antike, feudale und modern-bürgerliche Gesellschaften ergibt sich ungefähr folgendes Bild des Wandels der Produktionstechniken und der mit ihrer Hilfe vermittelten, geregelten und gesteuerten Stoff- und Energieumsätze.

Zur Rolle der Waffentechnik in der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit vgl. Zinn 1989. Zur Bedeutung und wechselseitigen Verschränkung von Verfügungsgewalten in Bezug auf Vermögen, bewegliche Sachen und Menschen vgl. Tjaden-Steinhauer/Tjaden 1999a.

20. In der römisch-antiken Gesellschaft zur Zeit der Republik wurden die landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktionsaktivitäten (ausgenommen insbesondere das Baugewerbe) mit verhältnismäßig simplen Arbeitsmitteln durchgeführt (gespanngezogene Hake im Rahmen eines dry farming, einfache Geräte zur Eisengewinnung und -bearbeitung). Der Arbeitsaufwand war hoch,

der Materialaufwand (für Arbeitsgegenstände) und der Energieaufwand aus außermenschlichen Quellen (insbesondere tierische Zugkraft) waren verhältnismäßig gering. Insgesamt handelte es sich um eine den Bedingungen des Naturhaushalts der Gesellschaft (vor allem Klima- und Bodenverhältnisse) einigermaßen angemessene, wenn auch Böden und Mitlebewelt ausnutzende und belastende Technik. Das damit erzielte Arbeitsergebnis je Arbeitseinheit (Arbeitsproduktivität) war daher verhältnismäßig gering. Eine Steigerung der Gütermenge (die vorab Eigen- und Herrschaftsbedarfen diente) war zum Zweck der Risikovorsorge geboten, wozu als weiterer Anlass auch der in der späteren Republikzeit sich entwickelnde weiträumige Güterverkehr kam, der freilich zu großen Teilen (Getreide) auf Einbahnwegen verlief. Die dafür erforderliche Ausweitung der Produktion war bei den gegebenen naturräumlichen Bedingungen weniger durch Verfahrensverbesserungen als durch Vermehrung und vor allem Ausweitung der landwirtschaftlichen Betriebe und Flächen sowie bestimmter bergbaulicher und gewerblicher Betriebe möglich, also insbesondere durch Vergrößerung des Grund- und Betriebsvermögens einschließlich der Zahl der Sklav/inn/en. Das dürfte einer der Gründe für die Entstehung der mittel- und großbäuerlichen Villenwirtschaft seit der Mitte der Republikzeit sowie der Entwicklung des staatlich geregelten Bergbaus in verschiedenen Provinzen sein. Für diese war die allmählich erfolgte Herausbildung des privaten übertragbaren Eigentums an res mancipi, insbesondere Böden und Sklav/inn/en, wichtig. Diese extensive Erweiterung der Produktion, die sich in der Ausweitung des Siedlungsgebiets des *populus Romanus* und in der Ausdehnung der einzelbetrieblichen Flächen zeigte, implizierte bei etwa gleichbleibenden Stoff- und Energieumsätzen ein Ausgreifen der durch Ackerbau und Viehzucht genutzten Flächen und damit eine Einschränkung der herkömmlichen Flora und Fauna, ferner Bodenschäden in Gestalt von Bodenabtragungen und Bodenverdichtungen.

Zur Technikentwicklung in der Antike vgl. insbesondere White 1986; Schneider 1991; Schneider 1992; zur Landwirtschaft vor allem White, 1970; Garnsey 1989, 43-68; Garnsey 1998, 91-106; zu den Stoff- und Energieumsätzen auch Casson 1994, 130-152; zu den Verfügungsrechten Liebs 1993.

21. In der ostfränkischen bzw. deutschen Feudalgesellschaft im Mittelalter wurden die landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktionsaktivitäten mit allmählich komplexer werdenden Arbeitsmitteln und -verfahren durchgeführt (gespanngezogener Bodenwendepflug, Mehrfelderwirtschaft, mithilfe von Wasserkraft und Nockenwellen angetriebene Geräte und grössere Anlagen zur Eisengewinnung und -bearbeitung, Spinnräder und Trittwebstühle). Während der Arbeitsaufwand sich allmählich verringerte, vergrößerten sich der Materialaufwand (für Arbeitsgegenstände, ansatzweise auch für Arbeitsmittel) und der Energieaufwand aus außermenschlichen Quellen (insbesondere Holzkohle und Wasserkraft). Insgesamt war das eine an die hier ganz andersartigen Bedingungen des Naturhaushalts (Klima, Boden, Bodenschätze, Wald, Wasserkraft und Wasserläufe) anknüpfende Technik, die diese Bedingungen teilweise ausbeutete und beschädigte. Das damit erwirtschaftete Arbeitsergebnis je

Arbeitseinheit war jedenfalls in bestimmten Wirtschaftsbereichen (Landwirtschaft, Bergbau, Metallerzeugung, Textilherstellung) zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Gebieten der mittelalterlichen deutschen Feudalgesellschaft grösser als vergleichbare Arbeitsproduktivitäten in der römisch-antiken Gesellschaft. Eine Steigerung der Gütermenge (die wiederum vorab Eigen- und Herrschaftsbedarfen sowie nach wie vor der Risikovorsorge diente) war insbesondere zum Zweck des klein- wie weiträumigen Güteraustausches angebracht, wozu als weiterer Grund zumindest im Spätmittelalter ein wachsender Ersatzbedarf für bergbauliche und gewerbliche Arbeitsmittel trat. Eine solche Ausweitung der Gütererzeugung war in Grenzen durch Vermehrung der Flächen (Landesausbau) möglich gewesen, welche zur Ablösung der Fronhofverfassung beigetragen haben mag. Vor allem aber konnte eine solche Ausweitung durch eine – teilweise durch jene Auflösung geförderte – stärkere Ausnutzung von Ackerflächen, Weideflächen, Stein- und Erzvorkommen erfolgen, die landwirtschaftlichen Zwecken (vermehrter Getreideanbau, später wieder vermehrte Viehhaltung) ebenso diente wie gewerblichen Zwecken (Textilgewerbe, Baugewerbe, Metallgewerbe, Silberbergbau). Das war insgesamt der Herausbildung des spätmittelalterlichen Massengüterhandels und Geldhandels förderlich. Damit dies alles bewerkstelligt werden konnte, waren bestimmte Aus- und Umgestaltungen grundherrlicher und bäuerlicher Verfügungsrechte an Böden und nicht zuletzt an Erzeugnissen der Landwirtschaft erforderlich, ebenso die Entwicklung früher Ansätze eines Kaufmannsrechts. Eine solche Intensivierung zwecks Expansion potentieller Produktivität (deren Realisierung in der Landwirtschaft aufgrund der Überbeanspruchung von Böden letztlich scheiterte und auch im Bergbau zeitweise an Grenzen stieß) ist z. B. durch die Durchsetzung von Bodenwendepflug und Mehrfelderwirtschaft im Hochmittelalter und durch die bereits erwähnten Leistungssteigerungen im Bergbau und verschiedenen be- und verarbeitenden Gewerben seit dem Hochmittelalter belegt. Diese Intensivierung implizierte infolge der gesteigerten Stoff- und Energieumsätze vielfach Raubbau an den landwirtschaftlichen und bergbaulichen Ressourcen und erhebliche Emissionen von Luftschadstoffen.

Zur Technik- und Wirtschaftsentwicklung in der deutschen mittelalterlichen Gesellschaft vgl. insbesondere Henning 1994; Hampicke 1987; Isenmann 1988; Schubert 1992; Bohnsack 1981; Ludwig 1992; Schmidchen 1992; zur Entwicklung der Verfügungsgewalten und -rechte; Rösener 1995; Isenmann 1988; Planitz 1997. Trotz eines verschiedentlich (und sicherlich zu recht) kritisierten Anflugs von Determinismus hat Lynn White 1962 richtig hervorgehoben, dass insbesondere die instrumentellen und organisatorischen Entwicklungen in der mittelalterlichen Agrartechnik eine wesentliche Voraussetzung für die Nord-Verlagerung des Schwerpunkts der Gesellschaftsgeschichte in (West-)Europa gewesen sind; White 1968, 39-70.

22. In der modernen bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland wurden für die gesamtwirtschaftlichen Produktionsaktivitäten seit Ende des 18. Jahrhunderts neue Verfahren (Landwirtschaft) sowie, zunächst ansatzweise und später in zunehmendem Maße, maschinelle Geräte und Anlagen (warenerzeugendes Gewerbe, schließlich auch Landwirtschaft) eingesetzt. Durch arbeitskräftesparende Maschinen wurde der Arbeitsaufwand in der Regel erheblich verringert,

während der Materialaufwand (für Arbeitsgegenstände und zunehmend für Arbeitsmittel) und der Energieaufwand aus außermenschlichen, (zunehmend aus fossilen) Quellen stark anstiegen. Das ist eine wiederum an gegebene Bedingungen des Naturhaushalts (Klima, Boden, fossile und mineralische Bodenschätze, Wasserkraft, Gewässer als Betriebs- und Kühlwasser und Vorfluter) anknüpfende Technik, die solche Naturbedingungen vielerorts und großräumig plündert und zerstört und zudem auch überseeische Ressourcen ausbeutet und vernichtet. Das damit erzeugte Arbeitsergebnis je Arbeitseinheit ist daher verhältnismäßig rasch gewachsen und inzwischen außerordentlich hoch. Eine Steigerung der Gütermenge, die wiederum vorab Eigen- und Herrschaftsbedarfen und nach wie vor der Risikovorsorge und dem Warenaustausch dient, erschien insbesondere zum Zweck des Ersatzes, der Vermehrung und der Verbesserung produzierter Produktionsmittel geboten, wozu im 20. Jahrhundert auch der Konsum bestimmter gehobener Massengebrauchs- und Massenverbrauchsgüter trat. Eine solche Ausweitung der Gütererzeugung war bei den gegebenen Bedingungen des Naturhaushalts, darunter eines gewissen Rohstoffmangels, vor allem durch Weiterentwicklung und Anwendung arbeitssparender Produktionstechniken sowie von Materialsynthesen möglich, was die Herausbildung von kapitalintensiven Betrieben in Großunternehmen produzierender Wirtschaftszweige seit Ende des 19. Jahrhunderts sowie ein überdurchschnittliches Wachstum der Investitions- und Produktionsgüterindustrien förderte, deren Produkte die Produktionskapazitäten verstärkten. Hierfür war die Entwicklung privaten Eigentums an rechtlich selbständigen Kapitalgesellschaften sowie an Prozess- und/oder Produktinnovationen erforderlich. Jene reflexive Erweiterung der Produktion oder Zunahme der Produktion um der Produktion willen, ablesbar am Sinken des gesamtwirtschaftlichen Verhältnisses von Wertschöpfung und Bruttoanlagevermögen, impliziert ein starkes, zeitweilig exponentielles Wachstum der Stoff- und Energieumsätze. Das bedingt gesteigerte Verbräuche und teilweisen Ersatz bestimmter naturwüchsiger Reichtümer, letzteres durch synthetische Materialien, ferner Beeinträchtigungen der menschlichen Gesundheit und des außermenschlichen Naturhaushalts in unterschiedlichem, nur teilweise bekanntem Maße.

Zum Zusammenhang von produktionstechnischem Fortschritt, Akkumulation produktiven Kapitals und Stoffumsätzen vgl. das dritte Buch (den sogenannten dritten Band) des "Kapital" von Karl Marx, Marx 1992; vgl. zu den Stoff- und Energieumsätzen im Kapitalismus allgemein Bimboes/Tjaden 1992 und besonders zur chemieindustriellen Materialsynthese Henseling 1992; zur Eigentumsentwicklung Daubler u. a. 1976 und Römer 1978.

23. Man wird unschwer die offen zutage liegende Tatsache anerkennen können, dass es in der Vielzahl der Gesellschaftsgeschichten, welche sich seit dem Ende der letzten Eiszeit auf der Erdoberfläche abgespielt haben, einen wenn auch etwas wirren Doppelstrang technischer Entwicklungen und gesellschaftlicher Geschehnisse gegeben hat, der mindestens in der europäischen Antike einsetzt und in der Moderne zu einem mächtigen West-Europa und mächtiger europäisierter Gesellschaften in anderen Erdteilen geführt hat. Hier wurde in diesem Zeitraum im immer neuen Zusammenspiel von zufälligen und notwendigen Veränderungen, mittels Diffusion, Tradierung, Kombination und

Akkumulation technischer Artefakte, im Unterschied zu bestimmten Kulturen anderer Kontinente eine auf Ackerbau, Eisen/Stahl und außermenschliche Energiequellen basierte Techniklinie realisiert. Die jeweiligen technischen Mittel und Verfahren ermöglichten verschiedene schubweise Steigerungen der tatsächlichen Produktivkraft oder Produktivität gesellschaftlicher Arbeit und von wirtschaftlicher Macht in denjenigen west-europäischen Gesellschaften, die diese technischen Kapazitäten jeweils geschickter zu nutzen wussten, wodurch die Geschicke dieser Gesellschaften, soweit sie aufeinander folgten, miteinander verknüpft wurden, so dass deren Geschichten als verkettete Entwicklungen erscheinen. Mit anderen Worten: Die auf der Basis von Transfers von Artefakten tatsächlich verwirklichten langfristigen Entwicklungen von Produktions- und anderen Techniken waren Voraussetzungen ökonomischer, jedoch auch mit anderen, nicht zuletzt politisch-militärischen, Mitteln bewerkstelligter Machtsteigerungen in bestimmten neuzeitlichen Gesellschaften West-Europas samt ihren Ablegern in anderen Erdteilen, die schließlich zu deren Herrschaft über die ganze Erde führten. Dabei darf dreierlei nicht vergessen werden: (1) Es handelt sich in der Zeit seit der griechischen Antike immer nur um einige wenige europäische Gesellschaften, deren Geschichte zu diesem Strang der Gesellschaftsgeschichten beigetragen hat, wobei es zu diesen sich durchsetzenden Gesellschaften krasse Gegenbeispiele gibt, etwa die Geschichte Iberiens zur Zeit der muslimischen Gesellschaft (die übrigens auch eine Gesellschaft mit intelligenten Produktionstechniken und relativ geringen Energie- und Materialaufwendungen war). (2) Die Gründe dafür, dass es diese Folge schubweiser wirtschaftlicher Machterweiterungen bestimmter Gesellschaften und deren Umsetzung in Herrschaft über andere Gesellschaften in West-Europa gegeben hat, sind nach wie vor auch nicht annähernd geklärt, denn die technischen Verkettungen dieser Gesellschaften stellen dafür lediglich Voraussetzungen dar und die Übergänge von einer vorherrschenden Gesellschaft zu einer folgenden derartigen Gesellschaft sind durch ein Knäuel zufälliger wie notwendiger Bedingungen geprägt, das vielleicht nie entwirrt werden wird. (3) In der Reihe dieser aufeinander folgenden Gesellschaftsgeschichten in West-Europa von der Antike bis zur Moderne, die keineswegs in irgendeinem Sinne gesetzmäßig war, erfolgte eine zwar nicht durchgängige, aber langfristig gegebene und schließlich immer raschere Steigerung produktions-technischer Kapazitäten, deren Nutzung immer wieder und insgesamt zunehmend destruktive Effekte zeitigte, so dass schon aus diesem Grunde nicht beansprucht werden kann, es handele sich um einen vorbildlichen Entwicklungspfad.

Zu Iberien: Tjaden-Steinhauer/Tjaden 1999b; zur Nicht-Vorbildlichkeit des Geschichtsverlaufs in West-Europa: Lambrecht 1996. - Auf die Technik- und Gesellschaftsgeschichte in anderen Kontinenten kann hier, schon wegen mangelnder Kompetenz des Autors, nicht weiter eingegangen werden. Ein Vergleich mit der Wirtschafts- und Technikgeschichte Chinas wäre nicht nur wegen der Techniktransfers nach Europa, sondern auch deshalb besonders wichtig, weil hier schon früh neben anderen technischen Geräten und Verfahren auch der Einsatz außermenschlicher Energie, das Verfahren des Eisengießens und der Bodenwendepflug bekannt waren, ein Technikstand, welcher Immanuel Wallerstein bei seinem Vergleich von europäischer und chinesischer Technik im 15./16. Jh. erst teilweise bekannt war. Um so interessanter wird dessen vor allem auf politische

Bedingungen abzielender Erklärungsansatz für die europäische Expansion, wobei allerdings darüber hinaus "die Zeit des Umbruchs und des Vergessens" (Voiret) unter der Herrschaft der Mongolen über China zu bedenken ist. Vgl. zum Vergleichsbeispiel China das frühe Werk von Wittfogel 1931, Wallerstein 1986, 59-71 sowie Voiret in Eggebrecht 1994 und Vogel in Eggebrecht 1994.

Literatur:

- Bimboes, Detlef/Tjaden, Karl Herrmann, 1992: Stoff- und Energieflüsse und ihre Bedeutung für die Gesellschaftswissenschaften. In: Lambrecht, Lars/Tjaden, Karl Herrmann, Hg., *Industrialismus und Große Industrie*. Hamburg, S. 55-66 (Dialektik, Enzyklopädische Zeitschrift für Philosophie und Wissenschaften, 1992/2)
- Boetzkes, Manfred u. a. (Hg.), 1999: *EisZeit. Das grosse Abenteuer der Naturbeherrschung*. Hildesheim, Stuttgart
- Bohnsack, Almut, 1981: *Spinnen und Weben. Entwicklung von Technik und Arbeit im Textilgewerbe*. Reinbek
- Casson, Lionel, 1984: *Ancient Trade and Society*. Detroit
- Charlamenteo, Alexander, 1999: Formationen als Stufen der Herausbildung der Weltgeschichte. In: *Marxistische Blätter*, 1-99, S. 28-31
- Comte, Auguste, 1923: *Soziologie*, Bd. I-III, Jena
- Condorcet, Marie-Jean-Antoine, 1963: *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain* [frz., dt.], Hg. v. Wilhelm Alff, Frankfurt/M.
- Däubler, Wolfgang, [u. a.], 1976: *Eigentum und Recht. Die Entwicklung des Eigentumsbegriffs im Kapitalismus*. Darmstadt, Neuwied
- DuPlessis, Robert S., 1997: *Transitions to Capitalism in Early Modern Europe*, Cambridge
- Eggebrecht, Arne (Hg.), 1994: *China. eine Wiege der Hochkultur. 5000 Jahre Erfindungen und Entdeckungen*, Mainz
- Eichhorn I, Wolfgang/Bauer, Adolf/Koch, Gisela, 1975: *Die Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen*, Frankfurt/M.
- Garnsey, Peter, 1989: *Famine and Food Supply in the Graeco-Roman World, Responses to Risk and Crisis*, Cambridge [etc.]
- Garnsey, Peter, 1998: *Cities, Peasants and Food in Classical Antiquity. Essays in Social and Economic History*, Cambridge
- Geliner, Ernest, 1990: *Pflug, Schwert und Buch, Grundlinien der Menschheitsgeschichte (Plough, Sword and Book [dt.])*, Stuttgart
- Gibson, Kathleen R./Ingold, Tim, ed., 1993: *Tools, Language and Cognition in Human Evolution*, Cambridge [etc.]
- Hammond, Norman, 1982: *Ancient Maya Civilization*, Cambridge
- Hampicke, Ulrich, 1987: *Ökologische Vorgaben für die Agrarökonomie, Umriss einer Landwirtschaft ohne Ausrottung von Arten*, Berlin (West)
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, 1970: *Die Vernunft in der Geschichte*, hg. v. Johannes Hoffmeister, Hamburg
- Henning, Friedrich-Wilhelm, 1994: *Deutsche Agrargeschichte des Mittelalters 9. bis 15. Jahrhundert*, Stuttgart
- Henseling, Karl Otto, 1992: *Ein Planet wird vergiftet. Der Siegeszug der Chemie: Geschichte einer Fehlentwicklung*, Reinbek
- Herrmann, Joachim/Sellnow, Irmgard (Hg.), 1982: *Produktivkräfte und Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit*, Berlin (DDR)
- Herrmann, Joachim/Zürcher, Erik, ed., 1996: *History of Humanity. Scientific and Cultural Development, Vol. III, From the Seventh Century BC to the Seventh Century AD*, Paris, London [etc.]

- Isenmann, Eberhard, 1988: Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250-1500, Stadtgestalt, Recht, Stadtr Regiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft, Stuttgart
- Joas, Reinhard/Nolte, Rainer, 1991: Stoffbilanzen, Gewinn durch mehr Transparenz. In: Jahrbuch Chemiewirtschaft 1991, S. 28-32
- Kiesewetter, Hubert, 1996: Das einzigartige Europa. Zufällige und notwendige Faktoren der Industrialisierung, Göttingen
- Lambrecht, Lars, 1996: Kritik der Moderne - Krise Europas? Überlegungen im Anschluss an Nietzsche, Husserl und Derrida, in: Dialektik. Enzyklopädische Zeitschrift für Philosophie und Wissenschaften 1996/1, S. 57-72
- Lambrecht, Lars/Tjaden, Karl Hermann/Tjaden-Steinhauer, Margarete, 1998: Gesellschaft von Olduvai bis Uruk. Soziologische Exkursionen, Kassel
- Liebs, Detlef, 1993: Römisches Recht. Ein Studienbuch, Göttingen
- Ludwig, Karl-Heinz, 1992: Technik im Hohen Mittelalter zwischen 1000 und 1350/1400. In: Ludwig, Karl-Heinz/Schmidtchen, Volker, Metalle und Macht 1000 bis 1600, Berlin, S. 9-205 (Propyläen Technikgeschichte, 2)
- Marx, Karl, 1962: Brief an V. I. Sassulitsch. Zweiter Entwurf, MEW 19, S. 396-400
- Marx, Karl, 1980: Zur Kritik der politischen Ökonomie, Vorwort, MEGA² II/2, S. 99-103 (auch: MEW 13, S. 7-11)
- Marx, Karl, 1992: Ökonomische Manuskripte 1863-1867, Text, Teil 2, MEGA2 II/4.2 (vgl. auch MEW 25)
- Meillars, Paul (Hg.), 1990: The Emergence of Modern Humans. An Archaeological Perspective, Edinburgh
- Meillars, Paul/Stringer, Chris (Hg.), 1989: The Human Revolution. Behavioural and Biological Perspectives on the Origins of Modern Humans, Edinburgh
- Millar, John, 1967: Vom Ursprung des Unterschieds in den Rangordnungen und Ständen der Gesellschaft. A. d. Engl. v. Herbert Zirker, Frankfurt/M.
- Newman, Lucile F., ed., 1995: Hunger in History. Food Shortage, Poverty, and Deprivation. Oxford [etc.]
- North, Douglass C., 1988: Theorie des institutionellen Wandels. Eine neue Sicht der Wirtschaftsgeschichte (Structure and change in economic history [dt.]), Tübingen
- Ogilvie, Sheilagh C./Cerman, Markus, ed., 1996: European protoindustrialization, Cambridge
- Planitz, Hans, 1997: Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftekämpfen, Wiesbaden
- Popper, Karl R., 1965: Das Elend des Historizismus (The Poverty of Historicism [dt.]), Tübingen
- Römer, Peter, 1978: Entstehung, Rechtsform und Funktion des kapitalistischen Privateigentums, Köln
- Rösener, Werner (Hg.), 1995: Grundherrschaft und bäuerliche Gesellschaft im Hochmittelalter, Göttingen
- Schmidt, Peter, [et al.] 1998: Maya, Milano
- Schmidtchen, Volker, 1992: Technik im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zwischen 1350 und 1600. In: Ludwig, Karl-Heinz/Schmidtchen, Volker, Metalle und Macht 1000 bis 1600, Berlin, S. 207-598 (Propyläen Technikgeschichte, 2)
- Schneider, Helmuth, 1991: Die Gaben des Prometheus, Technik im antiken Mittelmeerraum zwischen 750 v. Chr. und 500 n. Chr. In: Hägermann, Dieter/Schneider, Helmuth, Landbau und Handwerk 750 v. Chr. bis 1000 n. Chr., Berlin, S. 17-313 (Propyläen Technikgeschichte, 1)
- Schneider, Helmuth, 1992, Einführung in die antike Technikgeschichte, Darmstadt
- Schubert, Ernst, 1992: Einführung in die Grundprobleme der deutschen Geschichte des Spätmittelalters, Darmstadt

- Schultz-Klinken, K. R., 1977: Ackerbausysteme des Saalfurche- und Saatebbaues in urgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit sowie ihr Einfluss auf die Bodenentwicklung, Hildesheim
- Selmeier, Franz, 1984: Eisen, Kohle und Dampf. Die Schrittmacher der industriellen Revolution, Reinbek
- Stiegemann, Christoph/Wemhoff, Matthias (Hg.), 1999: Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn, Mainz
- Suhling, Lothar, 1983: Aufschließen. Gewinnen und Fördern. Geschichte des Bergbaus, Reinbek
- Szűcs, Jenő, 1994: Die drei historischen Regionen Europas (Vazlat Európa három történelmi régiójáról [dt.]). M. e. Vorw. v. Fernand Braudel, Frankfurt/M.
- Tjaden, Karl Hermann, 1990a: Gesellschaftsformation - Formationsfolge und -gliederung. In: Sandkühler, Hans Jörg (Hg.), Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften Band 2, Hamburg, S. 348-363
- Tjaden, Karl Hermann, 1990b: Gesellschaftsformation, ökonomische, ebd., S. 400-405
- Tjaden, Karl Hermann, 1992: Mensch - Gesellschaftsformation - Biosphäre. Über die gesellschaftliche Dialektik des Verhältnisses von Mensch und Natur, 2. Aufl., Marburg
- Tjaden, Karl Hermann, 1999: Das Problem der Progression gesellschaftlicher Formationen. Bemerkungen aus soziologischer und historischer Sicht. In: Topos, Internationale Beiträge zur dialektischen Theorie, Heft 13/14, Bielefeld, S. 251-269
- Tjaden-Steinhauer, Margarete/Tjaden, Karl Hermann, 1999a: Antike, mittelalterliche und moderne Ungleichheit. Das Zusammenspiel von Verfügungsgewalt in Ökonomie, Familie und Politik in drei Gesellschaften West-Europas, Typoskript
- Tjaden-Steinhauer, Margarete/Tjaden, Karl Hermann, 1999b: Römer, Goten, Muslime und Kastiler, Gesellschaften auf der iberischen Halbinsel zwischen 218 v.u.Z. und 1492. Typoskript
- Toth, Nicholas [et al.] 1993: Pan the Tool-Maker: Investigations into the Stone Tool-Making and Tool-Using Capabilities of a Bonobo (Pan paniscus). In: Journal of Archaeological Science 20, S. 81-91
- Wallerstein, Immanuel, 1986: Das moderne Weltsystem. Die Anfänge kapitalistischer Landwirtschaft und die europäische Weltökonomie im 16. Jahrhundert (The Modern World System I [dt.]), Frankfurt/M.
- White, Kenneth D., 1970: Roman Farming, London
- White, Kenneth D., 1986: Greek and Roman Technology, London
- White, Lynn, 1968: Die mittelalterliche Technik und der Wandel der Gesellschaft (Medieval Technology and Social Change [dt.]), München
- Wilhelmy, Herbert, 1981: Welt und Umwelt der Maya. Aufstieg und Untergang einer Hochkultur, München, Zürich
- Wischermann, Clemens, 1993: Der Property-Rights-Ansatz und die "neue" Wirtschaftsgeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft 19, S. 239-258
- Wittfogel, Karl August, 1931: Wirtschaft und Gesellschaft Chinas. Versuch einer wissenschaftlichen Analyse einer großen asiatischen Agrargesellschaft, Leipzig
- Wynn, Thomas/McGrew, William C., 1989: An Ape's View of the Oldowan. In: Man (N. S.) 24, S. 383-398
- Zinn, Karl Georg, 1989: Kanonen und Pest. Über die Ursprünge der Neuzeit im 14. und 15. Jahrhundert, Opladen

Helmut Bock

Menschenrechte und Frieden

Streitsachen des Maximilien Robespierre*

Am Anfang der Französischen Revolution tönten Schalmeien des inneren und äußeren Friedens - nicht die Alarmtrommeln des Bürger- und Staatenkriegs.

Wohl traten die Abgeordneten des Dritten Standes, die sich am 20. Juni 1789 im Versailler Ballspielhaus zuschworen, eine Verfassung des Königreiches ausarbeiten zu wollen, gegen die parallel tagenden Generalsstände des Klerus und des Adels streitbar als „Nationalversammlung“ auf. Nicht jene, sie selbst waren es doch, die alle nichtadligen Franzosen, rund 96 Prozent der Bevölkerung Frankreichs, repräsentierten. Vom reichsten Bürger bis zum elendesten Bettler - die eigentliche, lebende Nation. Aber dieser Anspruch wurde durch die allbekanntesten Worte ihres Kollegen und theoretischen Vordenkers Sieyès beinahe gemäßigt ausgedrückt: „Was ist der Dritte Stand? *Alles*. Was war er bisher in der politischen Ordnung? *Nichts*. Was fordert er? *Etwas zu sein*.“¹

* Dies ist die wesentlich erweiterte Fassung des Aufsatzes: Helmut Bock, Menschenrechte und Frieden. Die Streitsachen des frühen Maximilien Robespierre, in: Recht und Ideologie in historischer Perspektive. Festschrift für Hermann Klenner II, hg. v. G. Haney, W. Maihofer, G. Sprenger, Freiburg/Br.-Berlin-München 1998, S. 21-56. Vom Nachweis der Zitate abgesehen, werden hier die allgemein bekannten Fakten der Französischen Revolution im einzelnen nicht historiographisch belegt. Statt dessen sei eingangs in chronologischer Folge auf neuere Bibliographien und Literaturberichte verwiesen, worunter die Arbeiten Walter Markovs, meines Leipziger Lehrers, als Erinnerung und Dank bevorzugt sind. W. Markov, A. Soboul, 1789. Die Große Revolution der Franzosen, Berlin 1973; R. Reichardt, Die Debatte um die Französische Revolution in deutschen Neuerscheinungen, in: Zeitschrift für Historische Forschung, 5/1978, S. 70ff.; E. Schmitt, Einführung in die Geschichte der Französischen Revolution, 2. Aufl., München 1980; W. Markov, Revolution im Zeugenstand, Frankreich 1789-1799, 2 Bde., Leipzig 1982 (i. d. Folge: Zeugenstand); M. Vovelle, Die Französische Revolution. Soziale Bewegung und Umbruch der Mentalitäten, München 1982; derselbe, Die Historiographie der Französischen Revolution am Vorabend der Zweihundertjahrfeier, in: Marxistische Studien. Jahrbuch des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen, Nr. 14, Frankfurt a. M. 1988, S. 73ff. (i. d. Folge: Jb. IMSF 14), ebenfalls in: 1789 - Weltwirkung einer Großen Revolution, Bd. 1, hg. v. M. Kossok/E. Kross, Berlin 1989, S. 32ff.; Die Französische Revolution als Bruch des gesellschaftlichen Bewußtseins, hg. v. R. Koselick u. R. Reichardt, München 1988; K. Holzapfel/M. Middell, 1789: Ereignis - Wirkung - Rezeption. Ein Forschungsbericht, in: dieselben (Hg.), Die Französische Revolution 1789 - Geschichte und Wirkung, Berlin 1989, S. 9ff., 326ff.; B. Jeschonnek, Revolution in Frankreich 1789-1799. Ein Lexikon, Berlin 1989; R. Reichardt, Von der politisch-ideengeschichtlichen zur sozio-kulturellen Deutung der Französischen Revolution. Deutschsprachiges Schrifttum 1946-1988, in: Geschichte und Gesellschaft, 1/1989, S. 115ff.; M. Vovelle (Hg.), Recherches sur la révolution. Un bilan des travaux scientifiques du bicentenaire, Paris 1991; K. u. M. Middell (Hg.), 200. Jahrestag der Französischen Revolution. Kritische Bilanz der Forschungen zum Bicentenaire, Leipzig 1992 (i. d. Folge: Kritische Bilanz).

¹ Aus der Präambel der Flugschrift des Abbé Sieyès: Was ist der Dritte Stand?, Paris, Januar 1789, zit. n. Markov, Zeugenstand, Bd. 2: Gesprochenes und Geschriebenes, S. 29.

Und auch dem Auflösungsbefehl Ludwigs XVI. trotzten die Volksvertreter auf der Königlichen Sitzung am 23. Juni lediglich mit der Rhetorik des Grafen Mirabeau: „Wir werden unsere Plätze nur unter dem Zwang der Bajonette verlassen.“²

Diese Juristen und Beamten, Bankiers und Kaufleute, Grundbesitzer und Fabrikanten, Literaten und Gelehrten - nebst liberal denkenden Überläufern von Geistlichkeit und Wohlgeborenen - wollten eine friedliche Erneuerung. Sie trugen keine radikale Revolution im Sinn. Was sie mit Mut und ausdauernder Taktik erstrebten, war ein Konsens für Reformen, damit die Monarchie künftighin „auf den festen Grundlagen“ einer Verfassung „ruhen“ möge³.

Noch herrschte das absolute Königtum. Noch hielt Frankreichs politische Struktur den Adel auf dem hohen Rang angeborener, den Klerus im Reichtum zuerkannter Privilegien. Doch was da als Repräsentant der ganzen Nation und mit dem Stimmengewicht seiner zahlenmäßigen Mehrheit auftrumpfte, vertrat gegen die Aristokratie, gegen traditionelle Vorzugsrechte und starre Besitzverhältnisse, das breite und wirkliche Gesellschaftsleben: Agrarwirtschaft und Handwerk, Manufakturen und Handel, Finanz und Wissenschaft, aus denen der zivilisatorische Fortschritt und das bewegliche Eigentum wuchsen. Diese Abgeordneten konnten sich durch Wähleraufträge gekräftigt fühlen, die in den Cahiers des Tiers état, den Beschwerdeheften des Dritten Standes, mit sichtlichem Interesse gegen den Absolutismus des Monarchen, gegen die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit formuliert waren.

Auch wußten sie sich durch die gedankliche Wegbereitung älterer, schon verstorbener Generationen in die Pflicht genommen. Es galt, endlich die Ketten der Willkür, der beschwerenden Tradition abzuwerfen, um Menschenwürde und irdisches Glück zu gewinnen. Nicht Verharrung in überkommenen Ständestrukturen, Normen und Zwängen - ungehemmte Bewegung, gesellschaftliche Dynamik war angesagt, damit alle Menschen, ohne Unterschied ihres Herkommens, ihre Kräfte gebrauchen und die Natur beherrschen lernten. Freie Individuen, die sich auf das Wagnis gewinnbringender Unternehmungen, auf die Mühen der Entdeckung und der Forschung einließen, sollten Wohlfahrt für sich selbst und die Allgemeinheit bewirken. Unter Frankreichs Abgeordneten war kein einziger Bauer, kein Handwerker, kein Lohnarbeiter. Die hier den Dritten Stand, das französische Volk, vertraten, waren allesamt Angehörige des mehr oder weniger wohlhabenden Bürgertums, und sie waren keineswegs frei von persönlichen Interessen. Aber sie glaubten, für das Wohl der Nation, sogar der Menschheit denken und handeln, eine unmittelbar bevorstehende Zukunft der Gerechtigkeit und daher der freiheitlichen Rechte heraufzuführen zu müssen. Schüler der Enzyklopädie Diderots und d'Alemberts, Anhänger der hinterlassenen Vernunftgründe Montesquieus, Voltaires, Rousseaus, wollten

² Zit. n. G. Lefebvre, 1789. Das Jahr der Revolution. München 1989, S. 88.

³ Aus dem Ballhausschwur, 20. Juni 1789, zit. n. Ebenda, S. 85; Markov, Zeugenstand, Bd. 2, S. 71.

sie jetzt die antizipierte Erneuerung von Staat und Gesellschaft tatsächlich beginnen. Aber sie wollten auch so rasch wie möglich zum Ende kommen.

Bastillesturm und Bauernrevolten lagen außerhalb ihres Wunschenkens und geistigen Horizonts. Sie wußten in ihrer geschichtlichen Sternstunde und augenblicklichen Kurzsichtigkeit nicht, daß diese Erneuerung Frankreichs, die nach dem Unabhängigkeitskampf der Niederländer im 16. und nach der englischen Revolution im 17. Jahrhundert die dritte Erhebung des Bürgertums gegen die Feudalregime Europas war, am Ende noch ein anderes sein würde: Die erste und Große Revolution, in der beständige Rebellionen des Volkes unter der Führung wechselnder bürgerlicher Fraktionen die Macht des Adels und des Klerus radikal zerstörten. Und mehr noch die weltbewegende Revolution: Leitbild und Schreckbild für zeitgenössische und spätere Generationen - im immerwährenden Streit um die Frage, ob sie das lichte oder das finstere Einfallstor zur Menschen- und Staatenwelt der „Moderne“ sei.

Fürs erste freilich mochte genügen, daß die verfassungsbedürftigen, also konstitutionell gesinnten Reformer über den Streitschriften und Lesebüchern der Lumières begriffen hatten: Nach den ungeschriebenen Gesetzen der Natur mußten alle Menschen als ursprünglich „gleich“ gelten. Im Namen des Naturrechts, das endlich durch die menschliche Vernunft in ein philosophisch-moralisches Ideensystem gebracht war, stritten sie für eine von angemessenen Vorrechten befreite Bürgerordnung. „Freiheit“ und „Gleichheit“ - von den Freimaurern seit längerem schon als emanzipatorisches Begriffspaar verbreitet - mußten allen Individuen als unveräußerliche Menschenrechte garantiert werden. Und auch die Staatsvölker, die seit Hugo Grotius als Subjekte des Völkerrechts anzusehen waren, mußten dank „Freiheit“ und „Gleichheit“ ihre Souveränität genießen, ihre Unabhängigkeit gegen Aggressoren und Angriffskriege bewahren können.

Jetzt, da die Staatsfinanzen der absolutistischen Monarchie vor dem Bankrott standen, da der König von Gottes Gnaden beabsichtigte, mit Erlaubnis der Generalstände in die Kassen und die Geldstrümpfe seiner Untertanen zu greifen, war die Gelegenheit gekommen: Für die Zusage neuer Steuern und Staatsanleihen war eine freiheitlich formulierte und proklamierte Verfassung als Grundlage einer neuen rechtlichen Ordnung zu verlangen.

Vielversprechende Deklarationen

Ob nun die mutige Selbsterhöhung der Deputierten des Dritten Standes zur „Assemblée nationale constituante“, also zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung - oder erst die offene Gewalt der Straße, der sansculottische Bastillesturm des 14. Juli und die wütenden Bauernrevolten, den Revolutionsbeginn darstellten? Diese auf Trennung abzielende, späterhin oft diskutierte Frage scheint müßig, wenn man bedenkt, daß die politische Existenz der Konstituante zwar eine Ermutigung für die nun aufbrandenden Volksrebellionen war, daß letztere aber den Deputierten überhaupt erst einen Schutz gegen die drohende Militärmacht der Konterrevolution - und allerdings auch einen uner-

wünschten Handlungsdruck aufnötigten. Resultat dieses Zusammenhangs bürgerlich-liberaler Reformziele und volksrevolutionärer Gewalt war die einstweilige Vertagung langfristiger Verfassungsdebatten und statt dessen: die sehr eilige Initiative zur Sicherung freiheitlicher Grundrechte und zur Besänftigung der Massen. Die Nationalversammlung inszenierte die Verzichtserklärungen der Adligen und Kleriker, die in der berühmten Nachtsitzung vom 4. August 1789 ihren Privilegien entsagten. Sie beschloß sodann die welthistorische, noch immer unvergessene Manifestation vom 26. August desselben Jahres.

In dem Glauben, daß die Unkenntnis der Menschenrechte die „einzige Ursache“ der öffentlichen Mißstände und der Verderbtheit der Regierungen sei, erklärten die Abgeordneten eben diese „angestammten, unveränderlichen und heiligen Rechte“ in einem grundgesetzlichen Prinzipienkatalog. Verbindlich für jedermann, zumal für gesetzgebende und ausübende Staatsgewalten. „Artikel 1. Frei und gleich an Rechten werden die Menschen geboren und bleiben es. Die sozialen Unterschiede können sich nur auf das gemeine Wohl gründen. Artikel 2. Der Zweck jedes politischen Zusammenschlusses ist die Bewahrung der natürlichen und unverlierbaren Menschenrechte. Diese Rechte sind Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen Bedrückung.“ So lauteten die beiden eröffnenden Artikel der „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen“, der Rechte des Menschen und des Bürgers.⁴ Die 17 Punkte der ganzen Erklärung, bequem auf zwei Flugblattseiten zu drucken, rezipierten die Leitideen der europäischen und nordamerikanischen Aufklärung - nicht zuletzt die 1776 verfaßte „Bill of Rights“ des „guten Volkes von Virginia“. Sie besiegelten nicht nur die Liquidation des monarchischen Gottesgnadentums sowie der Vorrechte des Adels und des Klerus. Sie stellten nicht nur den Grund- und Kapitalbesitz unter den Schutz der künftigen Verfassung. Die Deklaration kündigte weit darüber hinaus eine zivilisatorisch-humane Aufgabe an: den „frei“ und „gleich“ geborenen Menschen und Staatsbürger in einer gerecht und freiheitlich gestalteten Gesellschaft zu verwirklichen.

Auf den ersten Blick aber fällt auf: „Gleichheit“ fehlte unter den eigens hervorgehobenen Grundrechten. War sie schlicht vergessen worden? Oder waren die staatsrechtlichen Vordenker der Nation bereits von Argwohn getrübt? Immerhin brandschatzten Bauern und Arme unter den Rufen nach „Freiheit“ und „Gleichheit“ nicht nur Adelsschlösser und Klöster, sondern auch Häuser der Wohlhabenden. Es gab nicht wenige Besitzbürger im Land, die in Palästen wohnten: Großpächter oder Eigentümer von aufgekauften Herrensitzen und Lehnsgütern, auf denen diese das Landvolk mit Pachtgeld und Abgaben bedrückten - überhaupt einen Reichtum ausstellten, der den Armen provozierend ins Auge stach. Man hatte den Parlamentariern gemeldet, daß schleunigst aufgebotene Bürgermiliz für den wohlloblichen Zweck der „Ordnung und Sicherheit“ von der Stadt in die Dörfer marschierte; 33 Auführer waren gehängt

⁴ Alle Zitate aus der „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen“ folgen der deutschen Übersetzung in: Markov, Zeugenstand, Bd. 2, S. 105ff.

worden. Blieb daher die „Gleichheit“, nun auch vom „Pöbel“ beschworen, vor die Tür der Konstituante gesetzt? - Hingegen ein anderes mit Sorgfalt gehegt wurde: Denn das ohnehin hervorgehobene Grundrecht des „Eigentums“ war am Schluß der Deklaration noch einmal mit besonderer Regel bedacht. „Artikel 17. Da das Eigentum ein unverletzliches und heiliges Recht ist, darf es niemandem genommen werden, es sei denn, daß die gesetzlich festgestellte öffentliche Notwendigkeit es augenscheinlich verlangt, und nur unter der Bedingung einer gerechten und im voraus zu entrichtenden Entschädigung.“

Gewährsleute von 1789 und spätere Historiker versichern, daß ernstliche Vorbehalte gegen den Namen der Gleichheit bei der Mehrzahl der Abgeordneten nicht bestanden. Noch preßte die revolutionäre Situation sämtliche Kräfte der Erneuerung gewissermaßen zu einem „Block“ zusammen, der sich massenhaft und schwer überwindbar gegen die keineswegs schon geschlagene Konterrevolution, die Gegner der angekündigten liberalen Verfassung, stellte. In diesem Kampf gegen die Feudalaristokratie war „Freiheit! Gleichheit!“ der Streiftruf, der den Aufbruch ins bürgerliche Zeitalter artikulierte. Den Manifestanten der Nationalversammlung erschienen überdies „Freiheit“ und „Gleichheit“ als nahezu identisch. Freiheit mußte unmöglich bleiben, wenn nicht allen Franzosen die gleichen Rechte und Pflichten zuerkannt wurden. Ob König, Adliger, Bischof, Besitzbürger, Bauer, Handwerker, Lohnarbeiter oder Bettler - ein jeder sollte als freier Mensch und als Staatsbürger die Gleichheit der Rechte genießen und achten. Von diesem Rechtsbewußtsein war die ganze Deklaration durchdrungen. Ihre Grundsätze, die von feudalen Zwängen entfesseln sollten, hatten zu allererst offensiven Charakter, so daß Freiheit nicht ohne Gleichheit zu denken war. Zum Beispiel: „Artikel 4. Die Freiheit besteht darin, alles tun zu können, was anderen nicht schadet. Also hat die Ausübung der natürlichen Rechte bei jedem Menschen keine anderen Grenzen als die, den anderen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß der gleichen Rechte zu sichern. Diese Grenzen können nur durch das Gesetz bestimmt werden.“ Es war die Rechts-„Gleichheit“ also, die das Maß der „Freiheit“ bestimmte. Die Abschaffung des Vorrechts der Geburt - der Ungleichheit von Individuen vor dem Gesetz - war die *conditio sine qua non* der ganzen Erneuerung. Und sie schien durchaus vereinbar mit sozialer Zerklüftung, mit der Ungleichheit von Besitz und Eigentum. Indem die Konstituante diese Offensive des Liberalismus auf breiter Front vortrieb, machte sie auch vor dem König nicht halt. Sie ersetzte den Anspruch der absolutistischen Selbstherrschaft, des fürstlichen Gottesgnadentums, durch das rechtsstaatliche Prinzip der Volkssouveränität. Eine Regierung habe nur im Interesse der Regierten, nicht der Regierenden zu arbeiten. Daher liege der Ursprung aller Souveränität beim Volk („dans la nation“), so daß „keine Körperschaft“ und auch „kein einzelner“ eine Gewalt - eine staatliche Autorität - ausüben könne, die nicht ausdrücklich vom Volk ausgehe (Artikel 3). Überdies könne eine Gesellschaft nicht als rechtsstaatlich gelten, deren Verfassung keine Teilung der Gewalten in Gesetzgebung, Staatsverwaltung und Rechtsprechung vorschreibe (Artikel 16).

Die Situation, in der solches debattiert und beschlossen wurde, brachte sogar verbindliche Texte hervor, die mehr als nur liberalistisch genannt werden können. Da wurden volksnahe, demokratische Verheißungen formuliert, an denen sich die politisch-sozialen Realitäten der „Freiheit“ und „Gleichheit“ alsbald messen ließen. Alle Staatsbürger sollten „in der gleichen Weise zu allen Würden, Stellungen und öffentlichen Ämtern zugelassen“ werden - „je nach ihrer Fähigkeit und ohne andere Unterschiede als ihre Tüchtigkeit und Begabung“ (Artikel 6). Die öffentliche Gewalt, zwecks Sicherung der Menschen- und Bürgerrechte notwendig, sollte „zum Nutzen aller eingesetzt“ werden, - „nicht aber zum Sondervorteil derjenigen, denen sie anvertraut ist“ (Artikel 12). Für den Unterhalt dieser Gewalt und die Ausgaben der Verwaltung war eine allgemeine Steuer erforderlich - „auf alle Bürger zu verteilen“, aber „nach Maßgabe ihres Vermögens“ (Artikel 13). Und schließlich: Die in der Gesellschaft vereinigten Bürger sollten hinfort nicht mehr das bürokratisch gegängelte Objekt eines autoritären Staats, seiner Machthaber und Beamten sein - vielmehr das Recht besitzen, „von jedem öffentlichen Beauftragten ihrer Verwaltung Rechenschaft zu fordern“ (Artikel 15).

Beschützt und zugleich aufgeschreckt von Sansculotten und Bauernhaufen, verabschiedete die Nationalversammlung im Sturmsommer 1789 mit gebotener Eile diese Geburtsurkunde neuer gesellschaftlicher Verhältnisse. Die Deputierten verkörperten die Energie einer Klasse, die sich als selbstbewußt und fähig erwies, die Welt zu verändern - wie sie durchaus meinte: im „Einklang mit den Naturgesetzen und dem göttlichen Willen“, so daß Wohlfahrt und Fortschritt für alle Zukunft gewiß seien. Sie deklarierte das besondere Interesse des Bürgertums als das gemeinsame Interesse der Franzosen und des ganzen Menschengeschlechts. Tatsächlich fanden sich jetzt auch im Ausland Sympathisanten in Menge, die in der Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte die Prinzipien eines besseren Zeitalters erblickten und diese auf ihre eigenen Nationen zu übertragen wünschten.

Neun Monate später, am 22. Mai 1790, verlautbarten dieselben Abgeordneten ebenfalls einen neuen Grundsatz der Außen- und Militärpolitik: „Die französische Nation verzichtet darauf, einen Krieg zu Eroberungszwecken zu unternehmen; sie erklärt, daß sie ihre Streitkräfte niemals gegen die Freiheit irgendeines Volkes einsetzen wird.“⁵ Das Vertrauen auf die Allmacht der Vernunft, die leise Werbekraft der großen Menschheitslehre, schien keineswegs in Frage gestellt. Graf Mirabeau, mächtiger Stimmführer für ein konstitutionelles Königtum und heimlich besoldeter Agent der Hofaristokraten gegen unbequeme Prinzipienreiter der Volkssouveränität, ermutigte die Nationalversammlung zu friedlichen Aussichten auf einen baldigen Abschluß der Revolution. Sogar auf ein Ende der ewigen Untat gewaltsamer Staatenkonflikte: „Vielleicht ist der Augenblick nicht mehr fern von uns, wo die Freiheit das Menschengeschlecht

⁵ Friedenserklärung an die Welt vom 22. Mai 1790. zit. n. Markov, Zeugenstand, Bd. 1: Aussagen und Analysen, S. 158. Zwei Tage später auch als Dekret formuliert.

von dem Verbrechen des Krieges freisprechen und den allgemeinen Frieden verkündigen wird. Dann wird das Glück der Völker das einzige Ziel des Gesetzgebers, der einzige Ruhm der Nationen sein.“⁶ Der friedensutopische Anspruch gedieh zum gern genutzten Zitat späterer Pazifisten.

Der Abgeordnete Maximilien Robespierre, der mit langatmig dozierenden Aufritten bisher nur die Duldung, wenn nicht den Spott seiner Parlamentskollegen geerntet hatte, interpretierte die Friedenserklärung der Konstituante anders - als Botschaft einer langfristigen „Weltrevolution“, für die freilich auch er Gewaltfreiheit wünschte. Dabei warnte er vor Machtstreben und Kriegstreiberei des Monarchen, dem das Friedensinteresse der Abgeordneten, der Franzosen und selbst anderer Völker entgegenstehe: „Der König wird immer versucht sein, den Krieg zu erklären, um sein Vorrecht zu vergrößern. Die Repräsentanten der Nation werden immer ein unmittelbares und selbst persönliches Interesse daran haben, den Krieg zu verhindern. Bald treten sie in die Reihen einfacher Bürger zurück, und der Krieg trifft alle Bürger [...]. Jetzt sind die Gelegenheit und der Augenblick gekommen, jene große Revolution zu beginnen, die sich auf alle Teile der Erde erstrecken wird. Ich glaube nicht, daß es leicht ist, dabei den Gedanken an den Krieg [...] zu ertragen [...]. Als ob die Streitigkeiten der Könige noch die der Völker sein könnten [...]“⁷ Der Advokat aus Arras, der sich hier mit idealem Fortschrittsglauben für Emanzipation und Befriedung der Menschheit aussprach, postierte sich gegen den Parlamentslöwen Mirabeau als ein demokratischer Antipode. Er wurde von diesem nicht ohne Ironie charakterisiert: „Der da wird es weit bringen, denn er glaubt alles, was er sagt.“⁸

Immerhin waren die Deputierten darin einig, daß Krieg von Übel sei. Woraus sich ergab: Der Gedanke eines gewaltsamen Revolutionsexports mit beiläufigen Land- und Kapitalgewinnen lag noch fern. Das Bestreben, den Krieg, geschweige denn die Aggression, aus dem Leben der Völker zu verbannen, konnte die Herzen des eigenen Volkes und aller Franzosenfreunde gewinnen. Der deutsche Dichter Klopstock drückte die Freude des frankophilen Europa in Versen aus, mit denen er „Galliens Freiheit“ rühmte:

„Was vollbringt sie nicht! Sogar das gräßlichste aller
Ungeheuer, der Krieg, wird an die Kette gelegt.“⁹

⁶ Zit. n. A. H. Fried, *Handbuch der Friedensbewegung*, Tl. 2: Geschichte, Umfang und Organisation der Friedensbewegung, 2. Aufl., Berlin-Leipzig 1913, S. 39; vgl. *Collection complete des travaux de M. Mirabeau l'Ainé, a l'Assemblée nationale*, t. 3, p. 349ff.

⁷ *Oeuvres de Maximilien Robespierre*, ed. Laponneraye, t. 1, Paris 1840, p. 55ff.; *Oeuvres de M. Robespierre*, t. VI: Discours 1789-1790, ed. M. Bouloiseau, G. Lefebvre et A. Soboul, Paris 1959, p. 363ff. (i. d. Folge: *Oeuvres Robespierre*); vgl. J. Massin, *Robespierre*, Berlin 1963, S. 56.

⁸ Ebenda, S. 31; A. S. Manfred, *Rousseau - Mirabeau - Robespierre. Drei Lebensbilder*, Berlin 1989, S. 156.

⁹ F. Klopstock, *Sie und nicht wir (1790)*, zit. n. *Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur*, hg. v. C. Träger, Leipzig 1975, S. 28.

„Die Revolution ist beendet!“

Jedoch die Staatenbeziehungen Europas widersprachen der Poesie heroischer Illusionen. Das bürgerliche England, das im nordamerikanischen Krieg den Staat der Bourbonen zum finanziellen Ruin getrieben hatte, war Frankreichs traditioneller Rivale. Auch die feudalen Regime des Kontinents waren am Anfang der Revolutionswirren darauf bedacht gewesen, die Schwächung des Hauses Bourbon für sich auszunutzen. Daß aber diese Spekulation noch immer den herkömmlichen Händeln zwischen Fürstenhäusern verhaftet und nun gänzlich veraltet war, offenbarte sogleich der revolutionäre Funkenflug, der 1789 die deutschen Exklaven im Elsaß und die zwerghaushalten Territorien des Rheinlands in Brand setzte. Dichtauf folgten die Bauernempörungen Kur Sachsens, die Unruhen vorproletarischer Schichten in deutschen Handels- und Hafenstädten. Da dümmerte den Hirnen „von Gottes Gnaden“ die Einsicht, daß die Schwächung des Nebenbuhlers in Frankreich die Not des Standesbruders war, woraus eine gemeinsame Not aller absolutistischen Regenten erwachsen konnte. Gewiß, der ideale Freiheitsenthusiasmus der Intellektuellen des Bürgertums und die tatsächlichen Volksunruhen beispielsweise in Deutschland riefen nirgends revolutionäre Situationen hervor. Aber die angefochtenen Obrigkeiten fürchteten hinfot die „Franzosenkrankheit“ als eine gemeingefährliche Epidemie wie zu anderen Zeiten die Syphilis, die Pest und die Cholera.

Jetzt schien ein Eingriff vonnöten, der den bedrohlichen Herd vernichten sollte. Zumal es Franzosen gab, die die militärische Intervention lauthals verlangten: Einige Tausend adliger Emigranten rotteten sich mit dem Schrei nach Revanche und Waffenhilfe im grenznahen Kurfürstentum Trier zusammen, um gegen Paris zu ziehen. Aus dem Revolutionskrater selbst richtete die Königin Marie-Antoinette am 27. Februar 1791 insgeheim einen Notruf an ihren Bruder, den regierenden Habsburger und deutschen Kaiser Leopold II.: „Die Aufwiegler gewinnen gegenwärtig derart an Boden und machen mit solcher Geschwindigkeit Fortschritte, daß wir es für außerordentlich gefährlich halten, dem nichts entgegenzusetzen.“¹⁰

Die Regime des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und der weiteren Kontinentalmächte regten sich indessen nur langsam. Allein am Könighof in Frankreich wünschte man schnellere Aktivitäten. Seitdem die Hauptstädter, voran die Frauen der Markthallen, im strömenden Regen des 6. Oktober 1789 den König und seine Familie genötigt hatten, Versailles zu verlassen, empfand sich Ludwig XVI. inmitten „seiner guten Stadt Paris“ und trotz der 25 Millionen Franken seiner Zivilliste kaum besser als ein Gefangener. Überhaupt sah er, zwei Jahre nach Revolutionsbeginn, das Oberste zuunterst, das Unterste zuoberst gekehrt. Die schaurige Bastille, Zwingburg und Staatsgefängnis in vier Jahrhunderten - nunmehr ein Trümmerhaufen. Der erbliche Adel, Blüte

¹⁰ A. v. Arneth (Hg.), *Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II. Ihr Briefwechsel*, Leipzig-Paris-Wien 1866, S. 146f. (i. d. Folge: Arneth, *Briefwechsel*).

des Reiches in ewig gedachter Generationenfolge - per Dekret „abgeschafft für immer“. Die Kirchengüter, Reichtum der Stellvertreter Gottes, der immer berechnenden Gläubiger des Monarchen - zum Nationaleigentum erklärt, versteigert und verkauft, um mit den tatsächlichen oder versprochenen Zahlungen die Assignaten, das inflationäre Papiergeld der Konstituante, zu decken. Der absolutistische Staat, seine historisch gewachsene Landesorganisation, mit der vom König berufenen Beamtenschaft - aufgeteilt in 83 Departements und untergliedert in Distrikte, Kantone, Gemeinden, die (mit Ausnahme der Kantonalbehörden) von gewählten Bürgervertretungen selbstverwaltet wurden. Und soeben brütete die Nationalversammlung letzte Gesetzestexte aus, die zur Entscheidung führen sollten: zur geschriebenen und proklamierten Verfassung der konstitutionellen Monarchie Frankreichs.

Waren solche Resultate des Umsturzes nicht noch rückgängig zu machen?

Der Königshof bezahlte insgeheim konterrevolutionäre Journale und Flugschriften. Bewaffnete Banden verschworen sich unter dem Zeichen der bourbonischen Lilien. In der Armee war die Mehrheit des adligen Offizierskorps königlich gesinnt, und es gab Priester, die durchaus nicht bereit waren, den vorgeschriebenen Amtseid auf die neue Ordnung zu leisten. Der Monarch, den Energie nicht auszeichnete, aber die Tatkraft seiner „Österreicherin“ antrieb, raffte sich zur Entscheidung auf. Um der bevorstehenden Eidesleistung auf die Verfassung zu entrinnen und jene archimedische Stange in Griff zu bekommen, die ihm ermöglichen sollte, die Revolution von außen her aus den Angeln zu heben, wagte er am 20. Juni 1791 mit seiner Familie die Flucht zur östlichen Landesgrenze. Die Desertion, die Entdeckung und Verhaftung in Varennes, sodann die schmähliche Rückführung nach Paris hatten radikalisierte Folgen.

Das Volk erriet aus dem Fluchtversuch den Gegenschlag, den die Bourbonen gemeinsam mit dem Emigrantenkorps und den Fürsten des Auslands von langer Hand vorbereiteten - und es gab Kräfte genug, die die Revolution weiterhin praktizieren wollten. Bauern der Grenzregionen übten nationale Mobilmachung. Rund 97 000 Mann drängten in die Freiwilligenbataillone, die nahe Paris und der Grenze ihre Lager bezogen. In sieben Departements wurden abermals Adelsnester gestürmt. Volkshaufen sangen und tanzten den Stakkato ihrer frühen aufwiegeln den „Nationalhymne“: „Ah! ça ira, ça ira, ça ira! Les aristocrat's à la lanterne!“

Zumal Paris rebellierte. Bildnisse des Königs wurden zerrissen und in die Seine geworfen. Schauspieler, die Voltaires „Brutus“ mit dreisten Anspielungen gegen „Cäsar“, den König, auf die Bretter brachten, ernteten frenetischen Beifall. Die „Gesellschaft der Freunde der Menschen- und Bürgerrechte“, Klub der Cordeliers genannt, schürte offen den Haß gegen Könige, suggerierte den radikalen Gedanken, daß Monarchie und Freiheit nicht vereinbar seien. Und das Echo aus der Provinz antwortete prompt: „Der vorzüglichste Ruf, den ihr ausgestoßen habt, ist die Forderung nach der Errichtung der Republik in Frankreich. Diese Regierungsform ist das Meisterstück der menschlichen Ver-

nunft, die einzige Grundlage, auf der ein freier Mensch seine Tatkraft und seine Talente entfalten kann.“¹¹

Lärm und Unruhen stö- Beratungen der Nationalversammlung. Leidenschaftlicher Bürgerprotest gegen Adlige, die noch immer auf Privilegien pochten, mochten ihr recht sein. Aber die Forderung einer Republik? Die überwiegende Majorität, die sich doch auf den König, das Nonplusultra des liberalistischen Konstitutionalismus, festgelegt hatte, fühlte sich an die Wand gedrängt. Sie erfand die Lüge, der König sei gar nicht geflohen - er sei entführt worden. Obwohl aus der eigenen Deklaration von 1789 die Rechenschaftspflicht eines jeden Repräsentanten zitiert werden konnte, erklärte sie Ludwig XVI. für „schuldlos und unverletzlich“. Sie sah Ziel und Zweck ihrer Revolution gefährdet und ließ auf der Tribüne eine grundsätzlich neue Alternative formulieren: „Sind wir dabei, die Revolution zu beenden, oder sind wir dabei, sie von neuem zu beginnen? Ein Schritt zuviel wäre eine verhängnisvolle, eine schuldhaft Tat. Ein Schritt zuviel in der Linie der *Freiheit* wäre die Zerstörung des Königtums und in der Linie der *Gleichheit* die Zerstörung des Eigentums.“¹²

Zwei Tage darauf, am 17. Juli 1791, strömten rund Fünfzigtausend auf das Pariser Marsfeld. Dort hatte im Vorjahr ein nationales „Föderationsfest“ zum Gedenken an den Bastillesturm stattgefunden. Auf dem „Altar des Vaterlandes“, der seitdem auftrugte, sollte nun eine Petition des Klubs der Cordeliers unterzeichnet werden. Sie enthielt Forderungen, die der Nationalversammlung den ausdrücklichen „Willen des Souveräns Volk“ vorsetzten: Abdankung Ludwigs XVI. und Bildung einer neuen Regierung. Das war außerparlamentarische Aktion - eine Masseninitiative, die den Absichten des frischbackenen Parlamentarismus durchaus widersprach. Als bereits 6 000 Unterschriften geleistet waren, wagten die Drahtzieher der Konstituante, die rote Fahne des kriegsrechtlichen Ausnahmezustands zu hissen. Ausgerechnet Marquis de Lafayette, der als Teilnehmer des nordamerikanischen Unabhängigkeitskriegs im Ruf des „Freiheitskämpfers“, des „Helden zweier Welten“ stand, der 1789 einen Entwurf der Menschen- und Bürgerrechte vorgelegt und seit dem Bastillesturm das Kommando der Nationalgarde führte, befahl seiner Truppe, die Demonstranten zusammenschießen. Die Revolution entblößte auf offener Straße ihre inneren Sprengkräfte.

Dem blutigen Gemetzel folgte die Verhaftungswelle, die zeitweilige Schließung der Volksgesellschaften. Alsdann trieb das Parlament zur Proklamation der Verfassung am 14. September 1791 - beschworen von einem König, der seiner Nation den Treueid leistete, um ihn bei nächstbesten Gelegenheit zu brechen. Zwar waren der Konstitution die „Rechte des Menschen und des Bürgers“ vorangestellt. Die Nation aber, der „Souverän“, hatte über das

¹¹ A. Mathiez, Le Club des Cordeliers pendant la crise de Varennes et le massacre du champ de Mars, Paris 1910, p. 47; Markov, Zeugenstand, Bd. 1. S. 172.

¹² Ebenda. S. 171 (Hervorh. - HB).

Staatsgrundgesetz nicht beraten und abstimmen dürfen. Volksnahe Demokratie wurde auf andere Weise inszeniert: Man ließ Armee und Nationalgarde, Revolutionsbürokraten und gutbetuchte Kommunalvertreter aufmarschieren, aus 130 Kanonen donnern, die Konstitution als „Krone der Aufklärung“ dreimal öffentlich und unter Chorgesang verkünden, sogar einen Luftballon mit vaterländischen Inschriften aufsteigen.¹³ Die neu regierende Klasse verstand sich bereits auf staatserhaltende Festivitäten.

Am 30. September räumte die Konstituante ihre Parlamentsstühle für eine inzwischen neugewählte Gesetzgebende Versammlung. Nach reichlich zwei Jahren, die seit dem Ballhauschwur vergangen waren, hatten die ersten Parlamentarier Frankreichs die allgemein-theoretischen Gedanken der Aufklärung in konkret-politische Revolutionsresultate umgemünzt: Anstelle der absoluten Fürstenmacht - die konstitutionelle Monarchie mit beidseitiger Staatsverfassung, mit Gewaltenteilung, Parlamentswahlen und Abgeordnetensitzen; anstelle der Privilegien des Adels und des Klerus - die Enteignung des letzteren durch Nationalisierung der Kirchengüter und die Unterwerfung beider unter das formal gleichmachende Gesetz der Verfassung; anstelle der autoritären Regierungsbürokratie und der Alleinbewaffnung des stehenden Heeres - die Verantwortlichkeit der Minister vor dem Parlament und das Milizsystem in Gestalt der Nationalgarde; anstelle der feudalen Polizeigewalt und der geheimen Gerichtsprozesse - die bürgerliche Selbstverwaltung und die öffentliche Rechtsprechung durch Geschworenengerichte; anstelle der Reglementierung aller Denkweisen, Haltungen und Tätigkeiten - die grundsätzliche Freiheit der Persönlichkeit, der Meinungen, der Presse, der Versammlung, der Lehre, der Religionsgemeinschaften und vor allem: die Freiheit des Eigentums, des Gewerbes, des Handels.

Es war das wohlhabende Bürgertum, nicht das Volk, das den Honig aus der Blüte sog. Das offenbarte sich bei der Gestaltung der politischen Macht. Allein der Besitzende sei der „wahre Aktionär am großen Gesellschaftsunternehmen“, so interpretierte Sieyès die bürgerlich-liberalistischen Verhältnisse. Der Pamphletist, der bei Einberufung der Generalstände den „Dritten Stand“ als Repräsentant ganz Frankreichs beschworen hatte, spaltete jetzt die Nation in ergiebig besteuerte „Aktivbürger“ und „schutzbefohlene Passivbürger“, die drei Arbeitstagesätze an öffentlichen Abgaben nicht entrichten konnten.¹⁴ Resultat war ein Wahlgesetz, daß nur guten Steuerzahlern - bei einer Bevölkerung von 26 Millionen nur 4,3 Millionen - das Recht zu wählen einräumte. Das Zensuswahlrecht wurde mit der Auffassung begründet, daß Gesetzgebung und Staatsverwaltung, auch die Bürgervertretung der Gemeinden, nichts anderes als „Eigentumsangelegenheiten“ seien, so daß „nur der Eigentümer ein legitimes Interesse“ daran haben könnte.¹⁵ Gemäß dem Verfassungstext be-

¹³ Hamburgischer unparteiischer Correspondent, Nr. 154, 1791. zit. n. Ebenda, S. 176f.

¹⁴ Ebenda, S. 133.

¹⁵ Ebenda

herrschte die Legislative - das Parlament also - ganz Frankreich fast wiederum absolut. Sie war keiner anderen Kontrolle als den Wahlen ausgesetzt, die alle paar Jahre und zudem nur von „Aktivbürgern“ durchgeführt wurden. Drei Millionen „Passivbürger“, überdies sämtliche Frauen und alle Männer unter 25 Jahren, blieben hingegen vom Wahlrecht ausgeschlossen.

Eine weitere Nagelprobe der Rechtswirklichkeit des obsiegenden Liberalismus war die Umverteilung des Bodens, der aus den Händen der Kirche, bald auch der Krone und der ins Ausland geflüchteten Adligen auf den „freien Markt“ geriet. Der Grundbesitz, früher die Heilige Kuh, die zumeist unverkäufliche Basis feudaler Herrschaft, wurde jetzt durch staatliche Konfiskation und Versteigerung tatsächlich zur Handelsware. Zu einer Zeit, da Frankreichs Wirtschaft noch immer vom Agrarsektor beherrscht und selbst die frühe Bourgeoisie auf Grundrenten erpicht war, gab es keine Kapitalanlage, die zuverlässige Gewinnchancen bot. Auch existierte kein Unternehmen, das sich im Augenblick besser als patriotische Tat begründen ließ. Doch es bedurfte der persönlichen Geldmittel oder der Sicherheit von Anleihen, um unter den Gewinnern dieses kapitalen Fischzuges zu sein. Neben den Groß- und Mittelbauern waren es landwirtschaftsfremde Kapitalisten - die unvergänglichen Plusmacher der städtischen Bourgeoisie - die den Boden Frankreichs als Anlage- und Spekulationsobjekt in ihren Besitz brachten. Zumal die vereinigten Bodenaufkäufer und gewinnhekkenden Wiederverkäufer personifizierten einen Liberalismus, der an den Massen von Kleinbauern und Landarmen der Dörfer, von Sansculotten und Vorproletariern der Städte triumphierend vorbeizog. Den neureichen Gewinnern erwies sich der Assignat als eine Wohltat. Er erlaubte, Nationalgüter für den gerade geltenden Kurswert aufzukaufen und durch Ausnutzung des grassierenden Geldverfalls während der Revolution ein Millionenvermögen zusammenzuraffen.

Schließlich verdient auch das neue Rechtsverhältnis zwischen Kapital und Arbeit hervorgehoben zu werden. Daß Angebot und Nachfrage nunmehr Produktion, Preise und Löhne bestimmen sollten, war Grundsatz des Wirtschaftsliberalismus. Die „freie Marktwirtschaft“ entfesselte von feudalen Bindungen, anerkannte nur kontrahierende, durch Kauf und Verkauf miteinander verkehrende Individuen - fesselte aber die „Freiheit“ des Lohnarbeiters, seine Arbeitskraft zu verkaufen, an die als „Freiheit“ deklarierte Entscheidungsmacht des Unternehmers. Eine amtliche Regulation war durch das „Gesetz Le Chapelier“ geschaffen. Weil Gesellen und Arbeiter auf den Mangel an Lebensmitteln und die Preistreiberei mit Tarifforderungen und Streiks reagierten, verbot das Gesetz jede Koalition, jede Wahl von Arbeitervertretern und gemeinsame Beschlußfassung, sogar jede Gründung von Hilfskassen zur Unterstützung von Kranken und Arbeitslosen. Das widersprach zwar dem Grundrecht der Vereins- und Versammlungsfreiheit, lieferte den Arbeitnehmer ganz dem Ermessen des Unternehmers aus. Aber das Gesetz wurde alsbald auf das arbeitende Landvolk ausgedehnt. Es blieb als Recht des Kapitalismus der freien Konkurrenz bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gültig.

Alles in allem konnte Frankreichs frühe Bourgeoisie im Herbst 1791 hinreichende Gründe für sich verbuchen, am Ziel ihrer Wünsche zu sein. Der Abgeordnete Le Chapelier eiferte bei Abgang der Konstituante bereits in der Sprache der neuen politischen Klasse. Er wetterte gegen Umtriebe im Volk und insbesondere gegen den Pariser Jakobinerklub, der als Sammelpunkt gesellschaftspolitischer Kritik mit rund vierhundert Vereinen der Provinzstädte korrespondierte: „Wir brauchen diese Gesellschaft nicht mehr, denn *die Revolution ist beendet*.“¹⁶ Es geschah mit dem Brustton des besitzenden und unternehmenden Bürgertums, seines materiellen Interesses und politischen Führungsanspruchs, daß der Revolutionsprozeß für geschlossen erklärt wurde - ein Vorgang, der noch bis heute Applaus bei systemtreuen Historikern und nachgeborenen Marktkönigen findet.¹⁷

Da aber stellte der Abgeordnete Maximilien Robespierre entschlossen den Fuß in die Tür der Revolutionsgeschichte und verhinderte, daß sie zugeschlagen wurde: „[...] *Ich glaube nicht, daß die Revolution beendet ist*.“¹⁸ Verspottet als „Talglicht von Arras“, hatte er in zahlreichen Parlamentsscharmützeln gegen eine hohnlachende Übermacht gefochten. Er hatte das angezweifelte Widerstandsrecht der Bastillestürmer verteidigt, das Ausnahmegesetz gegen sich empörende Volkselemente und die im Interesse der neuen Machthaber liegende Beibehaltung der Todesstrafe abgelehnt. Er hatte sich für die demokratische Presse- und Versammlungsfreiheit eingesetzt. Er hatte den Ausschluß der unbemittelten Volksklassen aus dem Wahlrecht und der Nationalgarde bekämpft. Er hatte gegen die kolonialen Grundbesitzer, die ihre Arbeitskräfte kaltschnäuzig zum persönlichen „Eigentum“ erklärten, „frei“ und „gleich“ machende Menschenrechte auch für Farbige und Sklaven verlangt. Fast immerzu Niederlagen erleidend, war er unbeirrt für den Grundsatz seines toten Lehrmeisters Jean-Jacques Rousseau eingetreten, wonach allein das Volk als der

¹⁶ Massin, Robespierre, S. 105 (Hervorh. - HB).

¹⁷ Gegen die auf erste Republik und Jakobiner orientierten Schulen der Geschichtsschreibung, die seit der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert in Frankreich dominierten, wurden in den letzten Jahrzehnten entgegengesetzte Standpunkte bezogen - insbesondere mit der These, daß die Revolution durch Verabschiedung der Verfassung von 1791 ihren normalen und wünschenswerten Zielpunkt erreichte. Hingegen seien die nachfolgenden Vorgänge, die die Revolution weitertrieben, als Entgleisung des Entwicklungsganges aufzufassen. A. Cobban, *The Myth of the French Revolution*, London 1955; F. Furet/D. Richet, *La Révolution française*, 2 vol., Paris 1965, dt.: *Die Französische Revolution*, Frankfurt a. M. 1968; G. V. Taylor, *Non-capitalist Wealth and the Origins of the French Revolution*, in: *The American Historical Review* 72, 1966/67, S. 469ff.; F. Furet, *Penser la Révolution française*, Paris 1978, dt. 1789 - Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft, Frankfurt a. M. - Berlin - Wien 1980. Über die historiographische Debatte in Frankreich: M. Vovelle, *Die Historiographie der Französischen Revolution*, in: *Jb. IMSP* 14, S. 73ff.; derselbe, *Eine neue Bilanz des Bicentenaire*, in: *Kritische Bilanz*, S. 14ff.; M. Kossok, *Der historische Ort und die stadialtypologische Einbettung der Französischen Revolution in den Revolutionszyklus der Neuzeit*, in: *Die Französische Revolution und Europa 1789-1799*, hg. v. H. Timmermann, Saarbrücken-Scheidt 1989, S. 87ff. (i. d. Folge: Kossok, *Der historische Ort*).

¹⁸ Massin, Robespierre, S. 105 (Hervorh. - HB).

ursprüngliche Träger aller Souveränität gelten mußte. - Die demokratische Folgerung lautete: Auch die nichtbegüterten Schichten seien in den Genuß realer „Freiheit“ und „Gleichheit“ zu bringen. Sobald Robespierre jetzt im Festzug der scheidenden Konstituante den Parlamentssaal verließ, schmückte ihn eine Volksmenge mit der Bürgerkrone aus Eichenlaub: „Nehmt entgegen den Preis eurer Bürgertugend und eurer Unbestechlichkeit. Indem wir euch krönen, geben wir der Nachwelt ein Zeichen [...]“¹⁹

Anzweiflung der Resultate

So sprach die Stimme derer, die die Nationalversammlung geschützt, die Bastille gestürmt, den Adel das Fürchten gelehrt, die Flucht des Königs verhindert hatten, überhaupt mit Geist und Tat für die Revolution einstanden - sich aber wegen des mangelnden Eigentums und folglich der geringen Steuerzahlung nach wie vor als Angehörige des niederen, rechtlich benachteiligten Volkes bescheiden sollten. Sie sprach auch aus Zeitungen und Flugschriften, beispielsweise dem Journal „Révolutions de Paris“: „Wie nicht bestritten werden kann, waren es die Proletarier, die die Bastille und den Despotismus zerstört haben. Sie waren es, die für das Vaterland kämpften, während die gemächlichen Bourgeois mit jener feigen Passivität, die ihrer Natur entspricht, im Innersten ihrer Wohnungen abwarteten, auf welche Seite sich der Sieg wenden werde. Ist es nach alledem nicht eine Niedertracht, daß sämtliche Vorteile der Revolution jenen zufallen sollen, die keinen Anteil daran hatten, die Frucht zur Reife zu bringen?“²⁰ Wenn diese Polemik die nationale Rolle der „Bourgeoisie“ auch zu gering, die als „Proletarier“ bezeichnete Volksbewegung zu ausschließlich einschätzte - die politischen, sogar sozialkritischen Opponenten nannten die bürgerliche Führungskraft der Revolution eine „egoistische Klasse“. Sie verurteilten unter dem Druck der unzufriedenen Massen, auch ihres eigenen moralischen Gewissens, daß die Besitzenden den Menschenrechten der „Freiheit“ und „Gleichheit“ das Kardinalprinzip der Freiheit des „Eigentums“ überstülpten. Das hieß in der kodifizierten Erneuerung von Staat und Gesellschaft: Bevorzugung der Eigentümer des Bodens, des Kapitals, der größeren Produktionsmittel - und im Alltag der Revolution: Entfesselung des Spekulant- und Schiebertums, gesetzlich erlaubte und skrupellose Bereicherung der Reichen. Aus der begrifflich noch unsicheren, immer aber polemischen Reflexion dieses Tatbestands begründeten sich gegen den zeitgenössischen Liberalismus die weitertreibenden Alternativen: die Strömungen des revolutionären Demokratismus.

Die Zeitung „Ami du peuple“ hatte bereits am 30. Juni 1790 gegen das Zensuswahlrecht protestiert: „Wenn erst das Wahlrecht auf die Wohlhabenden beschränkt ist, werden die Wahlen nur zugunsten der Reichen ausfallen. Sie werden also ihren Anteil am Staat haben, und das Volk wird ohne Gegenwehr

¹⁹ Ebenda, S. 105f.

²⁰ *Révolution de Paris*, 8. Mai 1791, zit. n. Markov, *Zeugenstand*, Bd. 1, S. 145.

ihrer Gnade ausgeliefert sein. Was wäre durch die Beseitigung der *Adelsaristokratie* gewonnen, falls an ihre Stelle die *Geldaristokratie* tritt? Wenn wir nun unter dem Joch der neuen Emporkömmlinge stöhnen sollen, wäre es besser gewesen, die privilegierten Stände beizubehalten.“ Der Verfasser und Herausgeber Jean-Paul Marat wäre nicht der radikale „Volksfreund“ gewesen, hätte er sich mit Bitten begnügt. „Fürchtet, daß wir uns die Staatsbürgerrechte verschaffen werden, indem wir euch den Überfluß wegnehmen, wenn ihr sie uns aufgrund unserer Armut versagt!“²¹

Auch der Abgeordnete Robespierre beobachtete mit Argwohn, Widerwillen, schließlich Empörung, wie sich die Abgeordneten der Konstituante als eine politische Klasse entpuppten, die sich selbst und ihre besitzbürgerliche Klientel mit Vergünstigungen ausstattete. So war er am 5. Dezember 1790 im Parlament mit einer sorgfältig vorbereiteten Rede erschienen. Er erhob Einspruch gegen den Ausschluß aller wenig besitzenden und gänzlich armen Staatsbürger aus der Nationalgarde - gegen die Errichtung des Vorrechts der Wohlhabenden auf die bewaffnete Macht. Es sei ein flagranter Verstoß gegen die Menschenrechtsdeklaration, wenn die Konstituante die Mehrheit ihrer ursprünglichen Wähler und folglich auch Auftraggeber entrechte, indem sie ihnen nach der Aberkennung der Wahlfähigkeit nun auch das Recht der Teilnahme an der nationalen Bewaffnung versage. „[...] Zum Schutz der Freiheit und der Existenz des gemeinsamen Vaterlandes bewaffnet zu sein, ist das Recht des Bürgers [...]. Dieses Recht [...] irgendeinem Teile der Bürger zu nehmen und damit ausschließlich den anderen zu belehnen, heißt also, gleichzeitig jene heilige Gleichheit, die das Fundament des Gesellschaftsvertrages darstellt, und die unwiderleglichsten, heiligsten Gesetze der Natur zu verletzen.“²²

Hatte die „Déclaration“ von 1789 nicht die Zulassung aller zu allen Würden und Ämtern und als Zweck derselben den „Nutzen aller“ versprochen - keineswegs aber den „Sondervorteil“ einer Minorität von Bürgern? Sie hatte die Gesamtheit der Nation, das Volk, als Träger der Souveränität proklamiert. Was also bedeuteten jetzt die Beschlüsse der Nationalversammlung - falls sie endgültig zur Rechtskraft gelangten? „[...] Daß die Gesetze, daß die Verfassung nicht für das Gemeinwohl, sondern für den privaten Nutzen einer bestimmten Klasse von Menschen geschaffen worden wären; daß sie nicht gemeinsames Eigentum aller Glieder der Gesellschaft, sondern Erbteil der Reichen wären.“

²¹ Bittgesuch von 18 Millionen Unglücklichen an die Abgeordneten der Nationalversammlung, in: *Ami du peuple*, Nr. 149 v. 30. Juni 1790, in: J. P. Marat, *Oeuvres politiques 1789-1793*, t. II, Bruxelles 1991, p. 984ff. (i. d. Folge: *Marat, Oeuvres politiques*); dt.: Jean-Paul Marat, *Ausgewählte Schriften*, hg. v. C. Mossé, Berlin 1954, S. 137ff.; *Marat, Écrits*, ed. M. Vovelle, Paris 1988, S. 209ff.

²² *Oeuvres Robespierre*, VI, p. 613ff.; Maximilian Robespierre, *Habt ihr eine Revolution ohne Revolution gewollt? Reden* (Zur Zusammensetzung und Organisation der Nationalgarde, Nov./Dez. 1790), hg. v. K. Schnelle, Leipzig 1958, S. 82ff. (i. d. Folge: *Robespierre, Reden*). Soweit nicht anders vermerkt, folgt die Zitierung dieser Rede der letztgenannten Quelle.

Noch war die Verfassung nicht fertig ausgearbeitet und beschworen. Noch sprach Robespierre im Konjunktiv. Darin lag der Ratschlag, auf den Weg der „Menschlichkeit“, der „Gerechtigkeit“ - nach Ansicht dieses Moraiisten: der „wahren Staatskunst“ - zurückzukehren. Seine weitere Argumentation aber verschärfte sich zur offenen Anklage, zum hellen Protest: „[...] Laßt davon ab, das Volk zu verleumden, euern Souverän zu schmähen, indem ihr ihn unablässig als der Rechte unwürdig hinstellt, als schlecht, roh, verderbt; ihr seid es, die ungerecht und verderbt sind; auf die begüterten Klassen wollt ihr seine Macht überführen [...]. Das Volk will nur Ruhe, Gerechtigkeit, nur das Recht zu leben; die Mächtigen, die Reichen kennen nur die Gier nach Auszeichnungen, nach Schätzen, nach ausschweifendem Genuß. Das Interesse, der Wille des Volkes ist der der Natur, der Menschheit; es ist das Allgemeininteresse. Das Interesse, der Wille der Reichen und Mächtigen konzentriert sich auf Ehrgeiz, Hochmut, Begierde, auf die extravagantesten Launen, auf die dem Glück der Gesellschaft abträglichsten Leidenschaften.“

Die „Reichen“ und die „Mächtigen“! - Hier witterte einer den volksverachtenden Kompromiß zwischen neuen und alten Trägern der Herrschaft: die durchaus mögliche Koalition zwischen den Amtswältern des Großbürgertums und den Adligen der königlichen Hofpartei. Nicht diese „Verräter“ der ursprünglichen Ideen und Ziele - das Volk sei es gewesen, das die „Revolution gemacht“ habe. Indem man es nunmehr wage, dem Souverän die eroberten Menschen- und Bürgerrechte wiederum zu rauben, werde die Einheit der Nation zerrissen: „*Man will die Nation in zwei Klassen teilen*, deren eine nur bewaffnet schieße, um die andere wie einen Haufen von stets zur Meuterei bereiten Sklaven niederzuhalten! Die eine würde alle Tyrannen, alle Unterdrücker, alle öffentlichen Blutsauger umfassen; die andere das Volk!“²³

Das derart apostrophierte Volk waren Handwerker, Kleinhändler und Lohnarbeiter in der Stadt, Kleinbauern und Tagelöhner auf dem Land, die Mehrheit der französischen Familienväter mit ihren Frauen, Kindern und Alten. In Paris, wo sich die besonders aktiven „Sansculotten“ in der Regel aus kleinstädtischen Handwerksmeistern und Händlern rekrutierten, bildeten diese zusammen mit den Gesellen und Arbeitern ohnehin die schlechthin überwiegende Masse. Bei etwas mehr als einer halben Million Einwohnern der Metropole wurden allein schon die Gesellen und Arbeiter mit ihren Familien auf 250- bis 300 000 Menschen geschätzt. Unter der Landbevölkerung war der Anteil der Agrarproletarier oft noch höher: Im Limousin betrug die Zahl ihrer Familienväter nahezu 25%, in der westlichen Normandie 30 - 40%, in der Umgegend von Versailles 70%, in Seeflandern bis zu 75%. Alle diese Kleinbesitzer und Frühproletarier wurden in Gewerbe und Handel als Produzent und Konsument, in der Revolution als Bastillestürmer, Adelserschreck, Vaterlandsverteidiger - kurz: als Aktivkräfte gebraucht. Doch gemäß der Verfassung sollten sie nur als „Passivbürger“ oder schlechthin als „Schutzbefohlene“ gelten, denen die

²³ Ebenda (Hervorh. - HB).

Rechte und Freiheiten der Wohlhabenden verschlossen blieben. Das mußte zu massenhafter Resignation - oder aber zu Empörungen führen.

Bereits 1789 war die revolutionäre Situation ja nicht bloß durch die Finanzkrise des Staats, die Opposition der Besitzenden, den Bastillesturm der wirklich revolutionären Volkselemente - kurz durch eine rein politische Spannung gekennzeichnet gewesen. Die miserable Ernte des Vorjahrs und die daraus resultierende Not hatten das rebellische Bewußtsein im Volk geschärft. Die akute Staatskrise potenzierte sich andauernd durch die latente Sozialkrise eines agrarisch geprägten Landes, das selbst noch auf der Höhe des Manufakturzeitalters für Mißernten, Hungerrevolten, sozial motivierte Empörungen anfällig war. Soweit sich nun Männer und Frauen des niederen Volkes bereitfanden, für die Revolution einzutreten, stritten sie auch in der zähen Hoffnung, ihre materielle Lage zu verbessern. Kein Wunder, daß sie bei dieser mentalen Grundstimmung empfindsam reagierten, sobald sie begriffen, daß rechtliche Benachteiligung und Unterdrückung fort dauerten, indem ihnen reale „Freiheit“ und „Gleichheit“ verwehrt wurden.

Es wäre allerdings falsch anzunehmen, der Massenunmut habe sich gegen das individuelle Eigentum, den Grundsatz seiner Freiheit und Sicherheit gerichtet. Im sozialen Denken der Aufklärung und noch der Revolutionszeit wurde für möglich, gar wünschenswert gehalten, daß jeder zumindest ein kleines Stück Land oder eine Werkstatt besaß, die zur Versorgung einer Familie ausreichten. Jedem etwas und keinem zuviel! war die Quintessenz der Warnung Rousseaus, wonach Demokratie mit einer zu großen Ungleichheit des Besitzes nicht vereinbar sei. Was aber nun auf den Weg kam, war nicht nur die Übervorteilung der Massen durch gesetzliche Bevorrechtung der Reichen. Da sproß auch ein Geilwuchs bourgeois Elemente auf, die mit Getreide und Brot, mit Immobilien und Assignaten spekulierten, wobei sie horrende Gewinne auf Kosten des Volkes einsackten. Die arbeitenden und armen Volksschichten hatten sicherlich den Sturz des Feudalsystems gewollt. In den warenhortenden und preistreibenden Spekulanten aber erkannten sie neue „Volksfeinde“. Gegen die „freie Marktwirtschaft“, in deren Klima diese neureichen Schädlinge aufschossen, verlangten sie Ordnung schaffende Maßnahmen. Spekulation und unredliche Bereicherung sollten verhindert, einem jeden sollte die materielle Existenz gesichert werden. Das Volk drängte auf die Wiederherstellung staatlicher Reglementierung.

Dieses existentielle Interesse und zugleich die darin enthaltenen Illusionen waren Kraftquelle der epochemachenden Umwälzung: der Großen Revolution - die freilich nichts anderes als die Vorherrschaft des als „Geldaristokratie“ bezeichneten Großbürgertums und letztlich die problematische „Freiheit“ der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung hervorbrachte. Dies aber war ein Resultat, das im Prozeß unmittelbarer Erfahrung von allen, die als Mensch und als Staatsbürger besitzbürgerlichen „Egoismus“, „Bereicherungstrieb“, „Machthunger“ ablehnten, durchaus nicht gewollt wurde. Es widersprach den Wünschen, Erwartungen, Erklärungen von Zeitgenossen, die eine allgemeine

Emanzipation aller Franzosen und sogar eine „Menschheitsbefreiung“ noch immer erhofften.

Der Abgeordnete Robespierre, der zwar dem Bürgertum entstammte, aber früh schon Armut und die Gnade der Mächtigen hatte hinnehmen müssen, trat jetzt als ein solcher Volksrevolutionär und moralfordernder Ideologe hervor. Pedantisch in Kleidung und Rede, bewegt von volksfreundlichen Empfindungen der Gerechtigkeit und zudem auch getrieben von einer abgründigen Lust, die Revolutionsgewinnler zu entlarven und anzugreifen, verkörperte gerade er die streitbare Rezeption des Rousseauschen „Gesellschaftsvertrags“. Ob es sich um die „volonté générale“ handelte, den vom Volk getragenen Allgemeinwillen des Staatswesens, ob es um den Ausgleich von „Freiheit“ und „Gleichheit“ oder um die solidarischen Verpflichtungen des „Eigentums“ ging - in vielen Grundsätzen sah dieser Erbwalter des Philosophen den „Contrat social“ verletzt, mehr noch „verraten“. Die neuen Gesetze seien nichts anderes als „ein Werkzeug in den Händen der Reichen, um die Armen zu unterdrücken“. Vergeblich werde behauptet, daß alle Menschen „gleich geboren“ seien - tagtäglich widerlege eine verhängnisvolle Erfahrung diesen Satz.²⁴

Daß das Maß und das Ziel der Revolution von einer „Aristokratie der Reichen“, des besitzenden Bürgertums bestimmt wurden, mochte Robespierre keinesfalls anerkennen. Daher forderte er am 5. Dezember 1790 die Deputierten im Namen des Volkes vor die Schranken der von ihm verfochtenen allgemein-demokratischen Revolution: „Wer seid ihr, die ihr der Vernunft und der Freiheit zuzuruf: 'Ihr geht bis hierher; ihr werdet euern Schritt hemmen an dem Punkte, wo er sich nicht mehr mit den Klügeleien unseres Ehrgeizes oder unseres persönlichen Nutzens vertragen würde?' [...] Vergeblich wollt ihr durch die windigen Schliche der Schwätzerie und der Hofintrigen eine Revolution lenken, deren ihr nicht würdig seid: Ihr werdet wie hilflose Insekten in ihren unwiderstehlichen Lauf hineingerissen werden; eure Erfolge werden vergänglich sein wie die Lüge und eure Schande unvergänglich wie die Wahrheit.“²⁵

Robespierre-Forscher nennen diese Rede die kühnste, die der Revolutionär je konzipierte. Rücksichtslos sagte er den Führern der Konstituante ihren persönlichen Untergang voraus. Dennoch erstarb die Leidenschaft seiner Anklagen stets, sobald er an den Zentralnerv der neuen Ordnung - das persönliche und gesetzlich geschützte Eigentum - gelangte. Nicht die „Disproportion der Vermögen“ wolle er antasten. Er sehe aber für Gesetzgeber und Gesellschaft die „heilige Pflicht“, einer Mehrheit der Nation die Mittel ihrer „unveräußerlichen Souveränität“ zu belassen: die „Gleichheit der Rechte inmitten der unvermeidlichen Ungleichheit der Güter“.²⁶ - Die Parlamentsmajorität verhinderte, daß Robespierre seine Rede in Gänze von der Tribüne verlesen konnte.

²⁴ Zwecks Verdeutlichung der Argumentationsweise wird an dieser Stelle Robespierres Rede vom 5. April 1791 mit herangezogen. Vgl. Massin, Robespierre, S. 85.

²⁵ Robespierre, Reden, S. 90f.

²⁶ Massin, Robespierre, S. 67.

Jedoch am Abend desselben Tages sprach der Ankläger im überfüllten Jakobinerklub. Mirabeau, der den Vorsitz führte und dem Redner auch hier das Wort entziehen wollte, scheiterte am Beifall der Zuhörer.

„Liberté! Égalité! Fraternité!“ Die epochale und unvergeßliche Losung war nicht Geist vom Geiste der Bourgeoisie. Sie erklang nun mehr und mehr als Einforderung der Menschen- und Bürgerrechte für das gesamte Volk und somit als ein Appell an die Besitzenden. Denn was offenbarte die Namensliste der neuen Deputierten, die nach dem Abgang der Konstituante die Gesetzgebende Versammlung für ganz Frankreich repräsentierten? - Vergebens, so rügte Robespierre, suche man „den Namen eines armen, ehrbaren Mannes“. Die Lektion, die sie den Bürgern erteile, besage: „Sei reich um jeden Preis, oder du wirst nichts sein!“²⁷

Von Krieg und Revolutionsexport

Während man sich im Lager der Revolution differenzierte, kamen alarmierende Nachrichten aus dem Ausland. Der deutsche Kaiser Leopold und der Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. erließen am 27. August 1791 im sächsischen Pillnitz eine diplomatische Deklaration: Sie drohten „wirksamste Mittel“ an, die dem Monarchen in Paris wieder zur „größten Freiheit“ seiner Macht verhelfen sollten - machten aber zur Bedingung, daß auch die übrigen „Könige Europas“ teilnehmen müßten. Inzwischen wollten sie ihre eigenen Truppen bereits ausrüsten, um zur passenden Zeit „aktiv einzugreifen“.²⁸ Das war die Absichtserklärung einer militärischen Intervention, wobei jedoch die konkrete Durchführung fraglich blieb. Die Forderung des Beitritts weiterer Fürstentümer war noch lange nicht erfüllt. Und auch die Tatsache, daß die Führer des französischen Emigrantenkorps bei Koblenz, im Kurfürstentum Trier, sich gänzlich zerstritten hatten, konnte der Intervention keineswegs förderlich sein.

Die Deklaration von Pillnitz weckte in Frankreich eine plötzlich auftrumpfende Kriegspartei. Diese ignorierte die Verlegenheiten der feudalen Koalitionsmächte und die darin liegende Chance, zugunsten der Revolution auf Zeit zu spielen. Statt dessen versetzte sie den gallischen Hahn in eine bislang nie gekannte patriotische Erregung, mit deren Hilfe sich verschiedene Interessen und Absichten verwirklichen wollten.

Auf Verlangen der neuen Nationalversammlung unterzeichnete Ludwig XVI. am 14. Dezember 1791 bereitwillig eine herausfordernde Protestnote. Darin

²⁷ Robespierre, Reden (Über die „Silbermark“ und die Wählbarkeit der Bürger, April 1791), S. 116. Zur Interpretation der Ideen Robespierres vgl. M. Kossok, 1789 - „Interesse“ und „Idee“. Die heroische Illusion in der bürgerlichen Revolution, in: Bicentenaire de la Révolution française 1789-1989. L'image de la Révolution française, vol. III, ed. v. M. Vovelle, Paris-Oxford-New York-Peking-Frankfurt a. M. - Sydney-Tokyo 1990, S. 1721ff.

²⁸ Markov, Zeugenstand, Bd. 1, S. 184; vgl. D. Baurel, Zwischen Abwehr und Neutralität. Preußen und die Französische Revolution, in: Preußen und die revolutionäre Herausforderung seit 1789, hg. v. O. Büsch/M. Neugebauer-Wölk, Berlin 1991, S. 43ff.

wurde der Kurfürst von Trier zum Feind Frankreichs erklärt, falls er das Korps der bewaffneten Emigranten nicht binnen Monatsfrist auflöste. Am selben Tag aber riet der König in einem Geheimschreiben nach Wien, sein Ultimatum abzulehnen: Denn der „physische und moralische Zustand“ mache es „Frankreich unmöglich, auch nur einen halben Feldzug durchzuhalten“.²⁹ Marie-Antoinette, die den Krieg dringend herbeiwünschte, jubelte am gleichen Tag: „Die Dummköpfe! Sie sehen nicht, daß das bedeutet, uns einen Dienst zu erweisen.“³⁰ Den König von Preußen hatte Ludwig sogar schon am 3. Dezember gebeten, nur ja an der Intervention teilzunehmen, damit „eine wünschenswerte Ordnung der Dinge“ in Frankreich wiederhergestellt und verhindert werde, „daß das uns heimsuchende Übel auf die anderen Staaten Europas“ übergreife.³¹ Der Krieg, bei dem gewiß schien, daß das „friderizianische Musterheer“ siegen würde, sollte die Revolution zerschmettern.

War dies die Kalkulation der altaristokratischen Gegenrevolution, so stellte aber eine Gruppe konstitutioneller Monarchisten eine eigene Rechnung auf. General Lafayette und Kriegsminister Narbonne wollten die militante Stimmung im Land ausnutzen, um die Armeegriffe zu bekommen, den Krieg zu gewinnen und dann nach Paris zu marschieren. Dort beabsichtigten sie, die demokratischen „Wühler“ zur Raison zu bringen und sich selbst als die besten Helfer des Königtums in die Regierungssessel des neuen Staats zu versetzen.

Pläne und Umtriebe dieser beiden Machtgruppen blieben dem Volk verborgen. Ganz offen dagegen wirkte eine Abgeordnetenfraktion, die vornehmlich die Interessen des handeltreibenden Bürgertums der Hafenstädte vertrat - nach ihrer teilweisen Herkunft aus der Gironde in der Geschichtsschreibung als „Girondisten“ bezeichnet. „[...] Ein Volk, das nach 10 Jahrhunderten der Sklaverei die Freiheit errungen hat, [...] muß Krieg führen, um die Freiheit von den Lasten des Despotismus rein zu waschen“, agitierte ihr Wortführer Brissot am 16. Dezember 1791 im Jakobinerklub.³² Am 29. blies er die Kriegstrompete überdies auf diabolische Weise: „Der Krieg ist augenblicklich eine nationale Wohltat, und die einzige Kalamität, die man bedauern muß, ist die, keinen Krieg zu haben.“³³

Je simpler die Strategie, desto leichter sollte sie sich in das öffentliche Bewußtsein einprägen. „Wenn ihr mit einem einzigen Streich die Aristokratie [...] austilgen wollt, dann müßt ihr Koblenz in Schutt und Asche legen.“³⁴ Das sei die Patentlösung! Dann erst werde sich auch der König gezwungen sehen, gemäß der Verfassung zu regieren. Und damit man die Leidenschaften der Mas-

²⁹ Ludwig XVI. an seinen ehemaligen Minister und Wiener Agenten Breteuil, in: Markov, Zeugenstand, Bd. 1, S. 196.

³⁰ Ebenda.

³¹ Massin, Robespierre, S. 119f.

³² Markov, Zeugenstand, Bd. 2, S. 198.

³³ Ebenda, Bd. 1, S. 198.

³⁴ Ebenda, Bd. 2, S. 200.

sen nur ja nicht verfehlte, schlug Brissot obendrein noch die Pauke des nationalen Wertgefühls: Frankreich werde „entehrt“, der „Schandfleck aller Nationen“ sein, wenn es den Widerstand der Emigranten weiterhin dulde. Absolute Monarchen, so stachelte er, würden solche Beleidigungen „keine zwei Wochen ertragen“. Aber die Armee war nicht ausreichend gerüstet. Die Festungen waren kaum verteidigungsfähig. Viele Angehörige des immer noch adligen Offizierskorps, soweit nicht schon desertiert, standen mit einem Bein im Lager des Gegners. Die durchaus bestehende Wahrscheinlichkeit, daß der bewaffnete Konflikt zwischen Frankreich und den Feudalregimen irgendwann unausweichlich sein würde, der Kampf für die Revolution also internationale Dimensionen annähme - gebot zunächst doch, die Nation für einen Verteidigungskrieg gründlichst vorzubereiten, hingegen jeden vorzeitigen Losbruch zu vermeiden.

Statt dessen prellten diese Kriegspropagandisten zu einem Angriffskrieg vor, den sie als „Präventivkrieg“ bemäntelten. Sie verhiessen, die Konterrevolution „mit einem Schlag“ zu beseitigen. Was nicht offen zur Sprache kam, war die Absicht, die Massen von den innenpolitischen Differenzen abzulenken, durch den Krieg zu disziplinieren. Noch weniger war von den materiellen Interessen einer gewissen Wählerschaft die Rede - nämlich glänzende Gewinne aus der Rüstungsproduktion, aus allen nötigen Heereslieferungen zu erzielen. Ende gut, alles gut: Man wollte als Sieger in anderen Ländern neue und „freie“ Märkte erzwingen.

Der Appell an das nationale Ehrgefühl verfehlte seine Wirkungen nicht. Die Mehrheiten der Nationalversammlung, des Jakobinerklubs, der Volksgesellschaften neigten zum Kampf. Der sprichwörtliche „Mann auf der Straße“, der bislang alle Kriege als Plage und Seuche empfunden, aber auch nur als Geschäft des Königs, des Adels, der Söldner erlebt hatte, war diesmal gestimmt, die Revolution mit eigenen Fäusten zu verteidigen. Sogar eine Abordnung der Frauen von Paris ersuchte die Legislative um Erlaubnis, sich mit Piken, Säbeln, Pistolen zu bewaffnen und von Veteranen der Französischen Garde ausbilden zu lassen.

Man bedenke die Schwierigkeit, gegen den Strom zu schwimmen, zumal er patriotisch eingefärbt war. Ruhm und Ehre waren nicht zu gewinnen - eher der Vorwurf der Feigheit, der Verdacht des Verrats. Es konnten daher kaum Ehrgeizlinge oder Machthungrige sein, die sich jetzt gegen die aufgeregte Allgemeinheit warfen. Marat argwöhnte in seiner Zeitung die Gefahr eines Hinterhalts, der nur der Konterrevolution dienen werde: Vielleicht gebe sich die Nationalversammlung dazu her, „die Nation in den Abgrund zu führen“.³⁵ Noch andere Stimmen äußerten Besorgnis. Sie kritisierten den Zustand der Festungen, der Artillerie, der ganzen Armee, ohne deren Reorganisation ein Zusammenbruch Frankreichs unvermeidlich sei. Die großen politischen Rededuelle aber erfolgten im Jakobinerklub. Dort stritt Robespierre, der wie alle Mitglie-

³⁵ Ami du peuple, Nr. 614, 1. Dezember 1791, in: Marat, Oeuvres politiques, p. 3727ff.

der der früheren Konstituante kein Deputierter mehr war, zwei Monate lang gegen die Phalanx der Brissotisten: Revolution mit oder ohne sofortigen Krieg - hieß das Problem!

Der Abgeordnete Brissot formulierte nur mit starrem Blick auf das Ausland: „Die Frage [...] ist die, ob wir die deutschen Fürsten, die den Emigranten Hilfe leisten, angreifen sollen oder ob wir ihre Invasion abwarten müssen.“³⁶ Dagegen sah Robespierre, in seiner zweiten Antikriegsrede vom 2. Januar 1792, die Verhältnisse anders. Zumal vom Standpunkt einer entschieden revolutionären Konsequenz: „Welchen Entschluß sollen unter den gegebenen Umständen die Nation und ihre Repräsentanten hinsichtlich des inneren und des äußeren Feindes fassen?“³⁷ Wohlgemerkt, hier wurden zwei Feinde genannt - und der innere zuerst!

Obwohl Robespierre noch nichts von den chiffrierten Briefen und den geheimen Sendlingen wußte, die zwischen dem Pariser Hof und den ausländischen Fürsten hin und her gingen, leitete ihn sein Argwohn, den er andauernd gegen die Bourbonen hegte, zur richtigen Lageeinschätzung. Brissot und seine zum Krieg trommelnde Fraktion - ob sie es wollten oder nicht - waren Erfüllungsgeliebten des königlichen Hofes. Dieser selbst und die rings im Land lauerten Konterrevolutionäre konnten den Vorschlag, einen Angriffskrieg gegen die Emigranten zu beginnen, als willkommene Gelegenheit, als eine „Falle“ gegen die Freunde der „Freiheit“ und „Gleichheit“ benutzen. Wie falsch, wie gefährlich war es daher, den Patriotismus des Volkes nur nach außen zu lenken! „Nehmen Sie zur Kenntnis, daß [...] das wahre Koblenz in Frankreich liegt und das Koblenz des Bischofs von Trier nur einer der Schlupfwinkel der gegen die Freiheit angezettelten tiefgehenden Verschwörung ist, deren Herd, deren Mittelpunkt und deren Anführer sich in unserer Mitte befinden.“³⁸

Die Revolution, von der die konstitutionellen Monarchisten im Namen ihrer besitzbürgerlichen Klientel behaupteten, daß sie zu Ende sei: War sie das wirklich? Wohl standen ihre bisherigen Resultate auf dem Papier der Verfassung. Aber sie waren durch ein Komplott der Konterrevolution noch immer gefährdet. Und außerdem: Die Erwartungen, die Bedürfnisse des Volkes waren längst nicht erfüllt. Also hatte die Revolution keineswegs schon gesiegt! - Von dieser Überzeugung geleitet, zerplückte Robespierre die Argumente seiner Gegner.

³⁶ Brissots Rede vor dem Jakobinerklub am 16. Dezember 1791, in: Markov, Zeugnstand, Bd. 2, S. 198.

³⁷ Zweite Rede Robespierres gegen den Krieg, gehalten im Jakobinerklub am 2. Januar 1792, in: ebenda, S. 200ff., gekürzt in: Robespierre, Reden, S. 207ff. (Hervorh.-HB). Die weitere Zitierung der Rede folgt diesen beiden Quellen.

³⁸ Über die in Frankreich existierende Konterrevolution: M. Middell, Konterrevolution in der Französischen Revolution von 1789. Studien zu ihrer Konstituierung und Formierung 1788 bis 1791/92, phil. Diss., Leipzig 1989, derselbe, Französische Konterrevolution 1789-1795. Zeitgenössischer Begriff und aktuelle Forschung, in: 1789 - Weltwirkung einer großen Revolution, Bd. 1, S. 97ff.

Brissot hatte von verletzter Nationalehre gesprochen. „Gerechter Himmel! Die französische Nation soll von diesem ebenso lächerlichen wie ohnmächtigen Schwarm von Flüchtlingen, denen sie ihre Besitztümer wegnehmen und die sie vor den Augen der Welt mit dem Siegel des Verbrechens und des Verrats brandmarken kann, entehrt worden sein? [...] Die Ehre, die Sie wiedererwecken wollen, ist der Freund und die Stütze des Despotismus [...]. Wenden Sie dieser Ehre den Rücken oder verweisen Sie sie jenseits des Rheins, damit sie sich in den Herzen und Hirnen der Prinzen und Ritter von Koblenz eine Heimstatt suchen möge.“ Die Ehre also - war keinen Krieg wert.

Doch Brissot und die Seinen priesen die Truppen der Revolution auch als „Sendboten der Freiheit“, dazu berufen, den bürgerlichen Fortschritt mit Waffengewalt auf das „Menschengeschlecht“ zu übertragen. Damit war das Problem des Revolutionsexports aufgeworfen, das hinfort durch die Weltgeschichte fluktuieren sollte - und Robespierre war der erste, der als Revolutionär dem fahrlässigen Wunschtraum von Revolutionären eine absolut abschlägige Antwort erteilte. „Sie nehmen zunächst die Last einer Eroberung Deutschlands auf sich; Sie führen unser siegreiches Heer zu allen benachbarten Völkern; Sie richten überall Gemeindeverwaltungen ein, Direktorien, Nationalversammlungen, und Sie rufen selber aus, daß dies ein stolzer Gedanke sei - als wenn das Schicksal der Reiche von unseren Redewendungen geregelt würde.“

In der Natur der Dinge liege es, daß die Vernunft nur langsam an Boden gewinne, weil der Despotismus der Herrscher die Gesinnungen der Menschen so lange wie möglich zu verderben trachte. Folglich würden die „herrlichen Weissagungen“ der Kriegspropagandisten nur allzubald von den Tatsachen widerlegt werden: „Niemand liebt Sendboten in Waffen; und das erste, was Natur und Klugheit gebieten, ist, sie als Feinde zurückzutreiben. Eine solche Invasion [...] könnte viel eher die Erinnerungen an die Verwüstungen der Pfalz und die der letzten Kriege wachrufen, als daß sie konstitutionelle Ideen zum Keimen brächte; denn die Masse des Volkes in diesen Landstrichen kennt jene Ereignisse besser als unsere Verfassung.“ Die Erklärung der Menschenrechte sei nicht das Sonnenlicht, das sogleich allen Menschen leuchte, nicht der Blitz, der in einem Augenblick alle Throne zerschmettere. Sie auf Papier zu schreiben oder in Erz zu hauen sei leichter, als ihre „geheiligten Zeichen“ in der von Knechtschaft und Unwissenheit verkümmerten Seele des Menschen zum Leben zu bringen.

An diesem Punkt der Polemik wandte sich Robespierre jählings gegen die Deputierten des bevorrechteten Bürgertums selbst: Die Menschenrechte, als deren Sachwalter sie aufträten, würden doch auch von ihnen „jeden Tag aufs neue verkannt, mit Füßen getreten“. Die derzeitige Verfassung, die man die „Tochter“ der Menschenrechtsdeklaration nenne, gleiche ihrer Mutter nur wenig - sie sei „geschunden und befleckt von den unreinen Händen“ derer, die in Frankreich auf eine neue Tyrannis hinarbeiteten. „Ehe die Wirkungen unserer Revolution bei den fremden Nationen zu spüren sein könnten, muß sie festste-

hen. Ihnen die Freiheit bringen wollen, bevor wir sie uns selbst erobert haben, hieße, unsere eigene Versklavung und zugleich die der ganzen Welt herbeiführen.“ Und gerade der Krieg, von dem die Regierung vorgebe, ihn nur „außerhalb der Grenzen“ ausfechten zu lassen, sei eben das Mittel, das Volk innerhalb Frankreichs in neue Ketten zu legen. Wie viele seiner gebildeten Zeitgenossen, die aus dem Altertum ihre Traditionsbilder herleiteten, erinnerte dieser selbsternannte Tribun an die Erfahrungen der römischen Geschichte: „Wenn das Volk gegenüber den Anmaßungen des Senats und der Patrizier seine Rechte beanspruchte, erklärte der Senat den Krieg, und das Volk vergaß seine Rechte und seinen Schimpf, befaßte sich nur mit dem Krieg, überließ seine Macht dem Senat und bereitete den Patriziern neue Triumphe.“ Aus der antiken Vergangenheit wechselte die Argumentation dann wieder in die französische Gegenwart: „Der Krieg ist gut [...] für die Spekulanten, die auf derartige Ereignisse scharf sind; er ist gut für die Minister, deren Verrichtungen er in einen dichteren und fast geheiligten Schleier hüllt; er ist gut für den Hof, er ist gut für die Regierung, deren Ansehen, Popularität, Einfluß er vergrößert; er ist gut für die Koalition der Adligen, der Intriganten, der Gemäßigten, die Frankreich regieren.“

Dieser politische Klüngel werde seine „Heiden“ an die Spitze der Armee stellen, wo sie das Vertrauen des Soldaten gewannen, um diesen gegen die wahren Revolutionäre zu kehren: „Ein Mensch, der vor dem Verrat am Vaterland zurückschrecken würde, kann von gerissenen Führern dazu gebracht werden, den besten Bürgern das Schwert in die Brust zu stoßen; das heimtückische Wort ‘Republikaner’ und ‘Auführer’, das von der Sekte der scheinheiligen Vaterlandsfeinde ersonnen wurde, kann die irreführte Unwissenheit gegen die Sache des Volkes bewaffnen.“ Die Absonderung des Soldaten in Standquartieren und Feldlagern, seine Eingliederung in die Armeekorps - das alles werde dazu dienen, ihn von den übrigen Staatsbürgern zu trennen. Unter den hochtrabenden Bezeichnungen „militärische Disziplin“ und „Ehre“ werde der „Geist des blinden absoluten Gehorsams“ ganz unmerklich an die Stelle der Freiheitsliebe und der Volksverbundenheit gesetzt, welche doch nur durch ein Leben mit dem Volk wachzuhalten seien. Was also war die Absicht der Interessengruppen, die da für Krieg wirkten? - „Der Untergang der patriotischen Partei ist das große Ziel aller ihrer Anschläge; was wird, sobald man sie einmal vernichtet hat, anderes übrigbleiben als die Sklaverei?“

Hier kämpfte der „Unbestechliche“ wiederum im Interesse einer Volks-Demokratie³⁹, deren Verfechter ihm als die eigentlichen Revolutionäre und einzig wahren Patrioten erschienen. Robespierre sah das unnötige Wagnis des Angriffskriegs. Er erkannte die kommenden Kriegslasten auf dem Rücken der Massen. Er gewährte den Aufstieg „unserer militärischen Patrizier“ mit ihrem

³⁹ Der hier für die Zeit der Französischen Revolution verwendete und ungewohnte Begriff der „Volks-Demokratie“ findet sich ebenfalls bei: C. Mazauric, Einige Überlegungen zur Französischen Revolution und zur Konstituierung der herrschenden Klasse, in: Jb. IMSF 14, S. 100ff. (i. d. Folge: Mazauric, Einige Überlegungen).

Willkürrecht über Leben und Tod und somit die von ihnen ausgehende Gefahr, daß der Verfassungsstaat seiner ohnehin noch mangelhaften „Freiheit“ und „Gleichheit“ durch kriegsmäßige Ausnahmegesetze beraubt wurde. Sogar nach einem schließlichen Sieg würde das Damoklesschwert eines „ehreizigen Generals“ über dem Staatswesen hängen! Statt des französischen Angriffs, des selbst provozierten Kriegs, schlug Robespierre am 11. Januar 1792 energische Maßnahmen zur Vorbereitung eines künftig vielleicht unausweichlichen - und dann erst wahrhaftigen Verteidigungskriegs vor. Erneuerung der Armee, vor allem auf dem Wege der Auswechslung adliger Offiziere durch „plebejische und patriotische Militärpersonen“. Sicherung der Hauptstadt gegen konterrevolutionäre Staatsstreichversuche, indem das Volk in den Stadtbezirken bewaffnet und militärisch organisiert würde. Festigung des revolutionären Bündnisses zwischen Paris und ganz Frankreich. „Laßt uns den inneren Feind niederwerfen [...]!“⁴⁰ Nur unter solchen Voraussetzungen wollte Robespierre, falls nötig, zukünftig für einen Krieg eintreten.

Wie und warum werden Kriege gemacht? Wie verheerend können sie wirken - nicht nur in den Feindländern, sondern auch gegen das eigene Volk? In diesen erbitterten Streitreden um Krieg oder Frieden enthüllte Robespierre das „Geheimnis der Außenpolitik“ problematischer, nicht wahrhaft demokratischer Regime. „Sie sagen, ich entmutige die Nation. Nein, ich kläre sie auf. [...] Und hätte ich nichts anderes getan, als so viele Fallen aufzudecken, als so viele falsche Ideen und schlechte Prinzipien zu widerlegen, als dem Überschwang einer gefährlichen Begeisterung Einhalt zu tun, ich hätte die öffentliche Meinung ein gutes Stück vorwärtsgebracht und dem Vaterland einen Dienst erwiesen.“⁴¹

Weil Robespierre kein Abgeordneter der Legislative war, mußte er seinen Antikriegskampf im Jakobinerklub führen. Seine Gegner aber waren die neuen Abgeordneten, und falls sie im Klub nicht standhielten, blieb ihnen noch reichlich Gelegenheit, auf die Parlamentstribüne zu steigen und auch in der Presse ihre Trommeln zu rühren. So konnte ihnen gelingen, die Oberhand zu gewinnen. Aus ihren Reihen berief der König neue Minister. Das girondistische Ministerium Roland leugnete die Tatsache, daß der Kurfürst von Trier inzwischen nachgegeben, die Auflösung der bewaffneten Emigrantenhaufen befohlen hatte. Es stellte den Koalitionsmächten des Pillnitzer Abkommens sofort ein letztes Ultimatum. Diese würdigten die zuspitzende Note keiner Antwort, rüsteten nun kräftig und berieten in Potsdam den Offensivplan ihres Feldzugs gegen Paris. Da warf das Ministerium Ludwigs XVI. dem Feind, der geradezu herbeigewünscht wurde, den Fehdehandschuh ins Gesicht: Am 20. April 1792 erfolgte die Kriegserklärung an Österreich - begründet als „gerechte Verteidigung eines freien Volkes“ gegen den „ungerechten Angriff ei-

⁴⁰ Massin, Robespierre, S. 127.

⁴¹ Zweite Rede Robespierres, in: Markov, Zeugenstand, Bd.2, S. 221; Robespierre, Reden, S. 218.

nes Königs“.⁴² An eben diesen Landesfeind hatte Marie-Antoinette in einem Geheimschreiben vom 26. März die Einzelheiten der französischen Angriffsplanung verraten.⁴³

Problematisierender Ausblick

Wir eilen zum Schluß der Betrachtung und fassen zusammen: Die regierende Fraktion des Bürgertums trieb Frankreich in einen Angriffskrieg, womit sie von Konflikten im Innern ablenken, Demokraten und Volk disziplinieren wollte. Überdies bot der Krieg zahlreiche Fischgründe für Kaufleute, Schieber und Spekulanten, die in Handelshäusern, Rüstungswerkstätten, Heeresarsenalen, aber auch in den vom Staat kontingentierten Volkszuteilungen an Brot und anderen Lebensmitteln ihre gierigen Netze auswarfen. Das alles geschah selbstverständlich unter den Losungen des Patriotismus. Die Politiker konnten die Pillnitzer Deklaration und die Hilfe deutscher Feudalfürsten für die Umtriebe französischer Emigranten als feindliche Herausforderung anführen. Erst recht das spätere Manifest des Herzogs von Braunschweig und Oberkommandierenden der in Frankreich einfallenden Interventionsarmee - obwohl es sich ebenfalls in der Sprache der Aufklärung auf „Vernunft, Gerechtigkeit, Frieden“ berief und nun seinerseits gegen den Anstifter eines „ungerechten Kriegs“ wandte⁴⁴ - ließ keine Zweifel offen. In Wahrheit bezweckten die Alliierten die Eroberung der Revolutionsmetropole Paris, die Wiederherstellung des absoluten Königtums.

Ob aber im Frühjahr 1792 schon jene kritische Situation erreicht war, die den Krieg zwischen der bürgerlichen Revolution und den feudalen Herrschern der Nachbarländer unaufschiebbar machte, war und ist das politisch-historische Problem. Zeitgenossen wie Robespierre und Marat sahen den Krieg Frankreichs unter der Führung inländischer Revolutionsgewinnler und Konterrevolutionäre. Sie verneinten daher die Lauterkeit und die Zweckmäßigkeit der militärischen Offensive, befürworteten lediglich die gründliche Vorbereitung einer volksmäßigen, revolutionär-demokratischen Landesverteidigung für spätere Zeit. Im Ringen um einstweilige Friedenserhaltung brachten sie ihre zeitüberdauernden Argumente für Revolution und Volks-Demokratie, gegen Nationalismus, Militarismus und Kriegstreiberei hervor. Walter Markov, der verstorbene Nestor der ostdeutschen Revolutionsforschung, hat in einer ebenfalls kritischen Retrospektive⁴⁵ geurteilt: „Dieser Krieg vom April war von Nachteil, nicht von Vorteil, eine Erschwerung, nicht eine Beschleunigung, eine zusätzliche Hypothek, nicht Abwurf von Ballast für die ausstehende Voll-

⁴² Kriegserklärung Frankreichs an Österreich, 20. April 1792, in: Ebenda, S. 235.

⁴³ Marie Antoinette an Graf Mercy in Wien, 26. März 1792, in: Ameth, Briefwechsel, S. 259f.

⁴⁴ Manifest des Herzogs von Braunschweig, 25. Juli 1792, in: Markov, Zeugenstand, Bd. 2, S. 260.

⁴⁵ W. Markov, 1792 - Resümee über Krieg und Frieden, in: Weltgeschichte im Revolutionsquadrat, hg. v. M. Kossok, 2., durchges. u. erg. Aufl., Berlin 1982, S. 109.

endung der Revolution, und gespickt mit Versuchungen, sie vom geraden Weg abbiegen zu lassen.“

Jetzt begann ein Staatenkrieg, der die Revolution - den Bürgerkrieg - bis auf den Grund aufwühlte. Weit tiefer und gewaltiger als dem französischen Bürgertum, noch weniger dem Adel, lieb war. Aus den Gefahren, die die Koalition der Feudalmächte und bald auch Großbritanniens gegen Frankreich heraufbeschwor, erwachsen die inneren Triebkräfte, die das Revolutionsgeschehen über strategische Ziele, taktische Rücksichten und egozentrische Interessen der Führungsklasse hinausdrängten: Nicht genug, daß der fürstliche Absolutismus zugunsten der konstitutionellen Monarchie hatte verzichten müssen - die konstitutionelle Monarchie mußte der bürgerlichen Republik weichen, und diese Republik wiederum radikalisierte sich zur revolutionären Jakobinerdiktatur.

Es ist die heroische Tragödie dieser Revolutionsgeschichte, daß gerade diejenigen den Krieg Frankreichs zum Sieg führen mußten, die seinen Ausbruch so entschieden abgelehnt hatten. Die zum Gipfel der Nation aufsteigenden Robespierre, Marat und Genossen - Revolutionäre des Bürgertums und zugleich fähig, sich mit Sansculotten und Frühproletariern, Kleinbauern und Landarmen zeitweilig zu verbünden - setzten die Aktivkraft der Massen frei. Auf Antrag der Pariser Sektionen und Klubs deklarierten sie die „Levée en masse“, das Volksaufgebot zur Landesverteidigung. Sie stampften die neuen Armeen hervor. Sie peitschten mit Hilfe volksfreundlicher Versprechungen, moralisierender Propaganda, revolutionärer Gesetze und eines sehr zweischneidigen Terrors, der Konterrevolutionäre verfolgte, aber auch Unschuldige, engagierte Revolutionäre und Oppositionsführer mordete, den Entscheidungskampf vorwärts. Die innere und äußere Konterrevolution wurde auf diese Weise geschlagen.

Auf den ersten Blick fällt somit ins Auge, wie sehr die Jakobiner das ganze Gesellschaftsleben nach den Erfordernissen des Kriegs ausrichteten. Selbst die neue, republikanische Verfassung vom 24. Juni 1793, für lange Zeit der Geschichte ein Beispiel revolutionär-demokratischer, nicht bloß bürgerlich-liberalistischer Rechtsformulierung, blieb auf Eis gelegt. Ihre Inkraftsetzung, die auch den Konterrevolutionären Freiheit verschafft hätte, schien für die Dauer von Revolution und Krieg nicht angeraten. - Und doch war Robespierres prinzipielles Staatsdenken auch jetzt keineswegs außen- und kriegspolitisch doktriniert. Er erstrebte die mit der Republik verbundenen Errungenschaften des Volkes, nicht zuletzt das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht. Auch als geistiger Führer und Teilhaber der Macht trieb ihn beständig die Sorge um die „allgemeine Wohlfahrt“. Seine Erklärungen zur Verfassung spiegelten das Problem der sozialen Frage wider, schränkten das Grundrecht des „Eigentums“ durch das „Recht auf Leben“ ein. „Das Eigentumsrecht wird wie alle anderen Rechte *begrenzt* durch die Verpflichtung, die Rechte des anderen zu achten [...]. Die Gesellschaft ist verpflichtet, für den *Lebensunterhalt aller ihrer Glieder* zu sorgen, indem sie ihnen *Arbeit gibt* oder denen, die ar-

beitsunfähig sind, die *Existenzmöglichkeit sichern*.“⁴⁶ Der Jakobiner, den die Geschichtsschreiber der Bourgeoisie mit der fühllosen Kälte, der tödlichen Exaktheit des Guillotinemessers gleichsetzen, forderte in der verfassungsmäßigen Bürgerordnung eine humane Gerechtigkeit für alle. Damit war allerdings eine Grenzlinie erreicht, über die das Jakobinertum nicht weiter hinausschreiten mochte.

Die landesweite Verelendung der Massen hingegen preßte den Schrei nach Brot, nach staatlicher Fixierung der Höchstpreise, nach der Todesstrafe für Spekulanten und Schieber hervor - artikuliert in sozialkritischen Flugschriften, zörnigen Klubs, wütenden Volksansammlungen. Diesmal ging es nicht mehr um Bürgerrechte, ob jeder Mann wählen, ob er die Waffen des Vaterlands tragen, ob er die „Gleichheit vor dem Gesetz“ genießen durfte. Diesmal wurde die besitzende und unternehmende Klasse grundsätzlich angefochten - und mit ihr das Hauptresultat der Revolution: die „Freiheit des Eigentums“, die „Freiheit des Handels“.

Auch war nicht mehr Robespierre der öffentliche Ankläger. Es war eine Volksdelegation, deren Stimmführer Jacques Roux bei Gelegenheit der neuen Verfassungsdebatte am 23. Juni 1793 dreist die Parlamentstribüne erklomm, um Robespierre selbst, die jakobinische Regierung, die Gesamtheit der Konventsdeputierten in die Pflicht der Volkssouveränität zu zwingen. Es war die Sicht „von unten“, die Erfahrung des einfachen Volkes, womit jetzt der bisherige Gang der Revolution bilanziert wurde.

„Nun wird das Verfassungswerk dem Souverän zur Bestätigung übergeben. Habt ihr darin das Spekulantentum geächtet? Nein. Habt ihr die Todesstrafe für Schieber ausgesprochen? Nein. Habt ihr bestimmt, worin die Freiheit des Handels besteht? Nein. Nun, so erklären wir euch, ihr habt für das Glück des Volkes nicht genug getan.“

Die Freiheit ist ein leerer Wahn, solange eine Menschenklasse die andere ungestraft aushungern kann. Die Gleichheit ist ein leerer Wahn, solange der Reiche mit dem Monopol das Recht über Leben und Tod seiner Mitmenschen ausübt. Die Republik ist ein leerer Wahn, solange Tag für Tag die Konterrevolution am Werk ist, mit Warenpreisen, die drei Viertel der Bürger nur unter Tränen aufbringen können. [...] Was denn! Weil treulose Abgeordnete und die Staatsmänner die Geißel des äußeren Krieges über unser unglückliches Vaterland heraufbeschworen haben, soll uns der Reiche einen noch schlimmeren Krieg im Innern erklären? [...]

Seit vier Jahren ziehen allein die Reichen Nutzen aus der Revolution. Die Handelsaristokratie, schlimmer als die adlige und geistliche Aristokratie, hat sich ein grausames Spiel daraus gemacht, die Privatvermögen und die Schätze der Republik an sich zu reißen. [...] Bürger Volksvertreter, es ist an der Zeit, daß der Kampf auf Leben und Tod, den der Egoist der arbeitsamsten Klasse

⁴⁶ Robespierre, Reden (Eigentum und Menschenrechte, April 1793), S. 251f.

der Gesellschaft liefert, beendet wird. Erklärt euch gegen die Spekulanten und Schieber. [...] Soll das Eigentum der Gauner unverletzlicher sein als das Menschenleben?⁴⁷

Wer solche Worte vor der Nationalversammlung wagte, vertrat die Lebensinteressen sansculottischer Kleinproduzenten, frühproletarischer Lohnarbeiter, städtischer und ländlicher Armut gegenüber einer Regierung, die trotz ihres revolutionären Charakters und ihrer sozialkritischen Einsichten in den besitzbürgerlichen Grundprinzipien der Gesellschaft gefangen blieb. Dieser Volksredner hielt ein höchst streitbares Plädoyer für die Hungernden gegen die Saten - aber auch für Volkskontrolle gegenüber Parlamentarismus, Revolutionsbürokratie und ungehemmter Marktwirtschaft.

In der Notsituation des Kriegs nutzten die Jakobiner die Kritik der „Linken“ für restriktive Regierungsbeschlüsse gegen die Besitzklasse: Zwangsleihe in Höhe von einer Milliarde, Besteuerung der Reichen, Einschränkung des Erbrechts, Terror gegen Schieber, Maximum zur Preisbegrenzung für Brot und Lebensmittel - aber auch für die Löhne der Arbeitenden. Daß die tödliche „Sichel der Gleichheit“ beständig über den Köpfen der Reichen schwingen müsse, konnte der Bürger Robespierre dagegen nicht anerkennen. Das „Reich der ewigen Gerechtigkeit“, das ihm und den Gleichgesinnten vorschwebte, akzeptierte grundsätzlich die Differenz der Vermögen, hoffte sie aber zu mildern durch das Gebot der Brüderlichkeit und die Erziehung des Staatsbürgers zur „Tugend“. Die rigide Kritik des Jacques Roux hielt der Jakobinerführer für mehr als unbecom - zumal in der akuten Krise einer Landesverteidigung, der die Losung „Das Vaterland ist in Gefahr!“ keine leere Phrase war. Robespierre hat daher den Volksagitator, die hinter ihm stehende Pariser Gemeinde und die Mitglieder des Klubs der Cordeliers als „Brandstifter“ und „Helfershelfer der Konterrevolution“ verteufelt und verfolgen lassen.

Was aber vermögen kriegsmäßige Restriktionen? Die bürgerliche Klasse nutzte die „Freiheit“, die ihr die Revolution grundsätzlich zugesprochen und auch jetzt überlassen hatte. Selbst der Krieg nährte das „Eigentum“. Die Spekulantenbourgeoisie glich einer Hydra, der anstelle des abgeschlagenen Kopfes sogleich mehrere Köpfe nachwachsen. Robespierres allgemeinschliche Fiktion, daß Frankreich ein „Vorbild der Nationen“, ein „Trost der Unterdrückten“, eine „Zierde des Weltalls“ sein werde, womit die „Morgenröte der Weltglückseligkeit“ endlich aufdämmere, scheiterte in den realen Niederungen einer Bürgerlichkeit, in der der Bourgeois über den Citoyen triumphierte. So fand der Mahnruf grollender Massen in Robespierre selbst noch einmal ein Echo. Am 8. Thermidor, dem 26. Juli 1794, tönte Protest gegen die Revolutionsgewinnler aus des „Unbestechlichen“ allerletzter Konventsrede: „Ich sehe die Welt bevölkert von Betrogenen und Gaunern; aber die Zahl der

⁴⁷ Das „Manifest der Enragés“, in: J. Roux, Die Freiheit wird die Welt erobern. Reden und Schriften, hg. v. W. Markov, Leipzig 1985, S. 147ff.; vgl. W. Markov, Die Freiheiten des Priesters Roux, Berlin 1967, S. 250ff.

Gauner ist kleiner: Es sind die, welche man für die Verbrechen und die Leiden in der Welt bestrafen muß [...]. Es geht darum, die öffentliche Moral und die erhaltenden Freiheitsprinzipien zu retten; es geht darum, alle edlen Vaterlandsfreunde der Unterdrückung zu entreißen.“⁴⁸

Zwei Tage darauf rollten die Köpfe. Treiber und Tempomacher der Revolution, die nicht einmal wußten, daß dies nur eine bürgerlich-liberalistische Umwälzung war, die zu kapitalistischen Zuständen führte, hatten ihre Schuldigkeit getan. Zwischen den Interessen der Besitzenden und den Hoffnungen des arbeitenden, aber elenden Volkes lavierend, mußte auch Robespierre fallen, sobald die historische Aufgabe der nationalen Verteidigung erfüllt war. Auf den Trümmern der feudalen Aristokratie und den Leichen der Jakobinerführer ob siegte Frankreichs frühe Bourgeoisie. - Friedrich Engels hat die Rolle revolutionärer Demokraten und Volksbewegungen, die sie in bürgerlichen Revolutionen zu spielen haben, von der Höhe einer späteren Epoche überschaut und interpretiert: „Damit selbst nur diejenigen Siegesfrüchte vom Bürgertum eingeharnt wurden, die damals erntereif waren, war es nötig, daß die Revolution bedeutend über das Ziel hinausgeführt wurde - ganz wie 1793 in Frankreich [...]. Es scheint dies in der Tat eins der Entwicklungsgesetze der bürgerlichen Gesellschaft zu sein.“⁴⁹ Das ist die Funktion, die der revolutionäre Demokratismus als Kritiker und als Revolutionsbeschleuniger gegenüber dem besitzbürgerlichen Liberalismus erfüllen muß. Sie scheint notwendig - und ist entsagungsvoll zugleich. Deshalb hat Engels hinzugefügt: „Die Errungenschaften des ersten Sieges wurden erst sichergestellt durch den zweiten Sieg der radikaleren Partei; war dies und damit das augenblicklich Nötige erreicht, so verschwanden die Radikalen und ihre Erfolge wieder vom Schauplatz.“⁵⁰

Eine solche Tragödie erinnert peinlich an Auf- und Abstieg aristotelischer Dramaturgie. Auf die Exposition, die hochgestimmten Verheißungen der Menschen- und Bürgerrechte mitsamt dem kurzatmigen Triumph der konstitutionellen Monarchie, folgten steigende Handlung und Höhepunkt in Gestalt sich überbietender Republiken und bekämpfender Republikaner, die weitere Errungenschaften und vor allem den Sieg der Revolution hervortrieben - aber nur um den Preis einer ernüchternden Peripetie zu fallender Handlung und „Katastrophe“. Die Revolution, die man die „Große“ nennt, verebte mit dem Umsturz der Thermidorianer, mit dem Zwischenspiel des großbürgerlichen Direktoriums und schließlich, im elften Jahr der Revolution, mit dem Militärputsch des vorhergesagten „ehrgeizigen Generals“.

Die neue politische Klasse⁵¹ diktierte inzwischen die Friedensschlüsse mit

⁴⁸ Robespierre, Reden (Die letzte Rede vor dem Konvent, 26. Juli 1794), S. 373f. (Hervorh. HB).

⁴⁹ F. Engels, Einleitung zur englischen Ausgabe (1892) der „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“, in: Marx-Engels, Werke, Bd. 22, Berlin 1963, S. 301.

⁵⁰ Derselbe, Einleitung zu Karl Marx' „Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850“ (1895), in: Ebenda; S. 514.

⁵¹ Hier ist nicht schon „Direktionschaft der Bourgeoisie“ gemeint, sondern eine an die Macht

Preußen und Spanien in Basel (1795), mit Österreich in Campo Formio (1797) und Lunéville (1801): Sie wagte dabei den Bruch des früheren Versprechens, auf Eroberung zu verzichten, indem sie Belgien und die westrheinischen Gebiete für Frankreich annektierte. Das war der Sündenfall in die Außenpolitik der „natürlichen Grenzen“, die eine blutige Spur weiterer Aggressionen und Kriege nach sich zog. Trotz des Tatbestands, daß die Errungenschaften der bürgerlichen Revolution gegen die Konterrevolution der Feudalmächte verfochten wurden, trug Frankreichs Bourgeoisie eine historische Schuld. Ihre Kriegserklärung vom April 1792 war Auftakt, ihre räuberische Eroberungspolitik seit 1795 wurde Beweggrund eines Vierteljahrhunderts unablässig quälender Kriege.

Was also geschah mit den schönen Verheißungen, die 1789 und 1790 aus Paris gekommen, vom französischen Volk, auch von fortschrittlich denkenden Deutschen, Europäern, überseeischen Freiheitskämpfern mit Freude begrüßt worden waren? - Ratlos und verzweifelt blickt der idealische Friedrich Schiller, Dichter der „Ode an die Freude“ und Ehrenbürger Frankreichs, in seinen Versen zum „Antritt des neuen Jahrhunderts“ (1800) auf fragwürdige Revolutionsresultate:

„[...] Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.
[...] Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.“⁵²

Poseidons Dreizack, das Wahrzeichen der Herrschaft über die Meere, und der Blitz, die Waffe des obersten Gottes Zeus? Es waren die beiden bürgerlichen Staaten England und Frankreich, die mit antiken Metaphern als Verderber der „Freiheit“ und „Gleichheit“ bezeichnet - und zudem als Rivalen einer mörderischen Welteroberung angeklagt wurden.

gelangte „politische Klasse“ des Bürgertums, die mit den Mitteln von Staat und Recht die Konstituierung der Bourgeoisie als hegemoniale Klasse und zugleich die volle Freisetzung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft sukzessive beförderte. Vgl. M. Kossok, *Realität und Utopie des Jakobinismus. Zur „heroischen Illusion“ in der bürgerlichen Revolution*, in: *Die Große Französische Revolution und die Frage der revolutionären Demokratie im Revolutionszyklus 1789 bis 1871*, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Gesellschaftswissenschaften, Jg. 1986, Nr. 10/G, Berlin 1987, S. 25ff.; Mazauric, *Einige Überlegungen*, S. 100ff.; A. V. Ado, *Zur Frage der Ergebnisse der Französischen Revolution auf dem Lande*, ebenda, S. 114ff.; M. Midell, *Der 200. Jahrestag der Französischen Revolution und die deutsche Historiographie. Ein ganz vorläufiger Versuch zur Bilanz zweier Geschichtswissenschaften im Moment ihres Zusammenwachsens*, in: *Kritische Bilanz*, S. 53.

⁵² F. Schiller, *Der Antritt des neuen Jahrhunderts*, in: *Schillers sämtliche Werke*, Bd. 1, Leipzig (Hesse & Becker) o. J., S. 304.

Walter Schmidt

Eine deutsche Revolution hatte Konjunktur

1848/49 und die politische Öffentlichkeit im 150. Jubiläumsjahr¹

Es war schon ungewöhnlich und bleibt bemerkenswert, daß sich eine breite politische Öffentlichkeit im Deutschland von 1998/99, und zwar nicht nur links, sondern erstmals auch rechts von der sogenannten Mitte für eine Revolution begeisterte, die wirklich eine solche war – freilich erst 150 Jahre danach, aber immerhin! Woran in diesem Jubiläumsjahr erinnert wurde, und zwar massenhaft und mit nahezu einmütiger Zustimmung und fast durchweg positivem Blick, das war nicht einmal – wie in Frankreich 1789 – ein siegreicher politischer Neubeginn, sondern eine verlorene Schlacht: der gescheiterte Aufbruchversuch von 1848/49, eine von der Mitte nicht gewollte und von den Rechten massiv bekämpfte und schließlich niedergeschlagene Revolution, für deren Sieg sich nur die damalige Linke, die Demokraten und Sozialisten und ihre politisch engagierte soziale Klientel, die Kleinbürger und die Arbeiter, ein Teil des Landvolks sowie viele Intellektuelle eingesetzt hatten.

Wie kommt es, daß nicht mehr – wie in den früheren Jubiläen – offiziell nur der institutionalisierte Sektor der Revolution von 1848/49, die Parlamente und namentlich die Frankfurter Nationalversammlung, gefeiert, sondern erstmals auch der wirklichen Revolution, der Bewegungen und Bestrebungen „von unten“ von der Gesellschaft dieses Landes gedacht wurde?

Der 150. Jahrestag von 1848 hat sich unter all den bisherigen Jubiläumsjahrestagen² in der Geschichtskultur fraglos einen besonderen Platz erobert; und

¹ Der Beitrag stützt sich auf einen Abschnitt aus: W. Schmidt, *Das Erbe der Revolution von 1848 in den Jubiläumsjahren 1948–1973–1998. Geschichtsforschung und Geschichtspolitik*, in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 27, Jg. 1998, H. 8, Berlin 1999.

² Zum 150. Jubiläum wurden mehrere Studien zur Geschichte der 1848er Erinnerungskultur vorgelegt: Helmut Bleiber, *Der Umgang mit dem historischen Erbe. Zur Rezeptionsgeschichte von 1848/49 in der BRD und in der DDR*. In: *Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung*, Nr. 34, Juni 1998, S. 129ff.; Beatrix Bouvier, *Zur Tradition von 1848 im Sozialismus*. In: *Europa 1848. Revolution und Reform*, hg. v. Dieter Dowe. Heinz-Gerhard Haupt, Dieter Langewiesche, Bonn 1998, S. 1169ff.; Laurenz Demps, 18. März 1948. *Zum Gedenken an 100 Jahre Märzrevolution in Berlin*. In: *Revolution in Deutschland und Europa 1848/49*, hg. v. Wolfgang Hardtwig, Göttingen 1998, S. 11ff.; Herbert Gottwald, 1848–1898. *Der fünfzigste Jahrestag der Revolution von 1848/49 im Spiegel der thüringischen Presse*, in: *Hans Werner Hahn und Werner Greiling (Hg.), Die Revolution von 1848/49 in Thüringen. Aktionsräume – Handlungsebenen – Wirkungen*, Rudolstadt & Jena 1998, S. 669ff.; Manfred Hettling, *Nachmärz und Kaiserreich, in: 1848. Revolution in Deutschland*, hg. von Christof Dipper und Ulrich Speck, Frankfurt/M. und Leipzig 1998, Jürgen Kocka, *Arbeit und Freiheit. Die Revolution von 1848*. In: *Die Revolution von 1848. Akademievorträge von Jürgen Kocka und György Konrad*, gehalten am 17. März 1998, hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1998, S. 3ff.; Thomas Mergel, *Sozialmoralische Milieus und Revolutionsge-*

dies obwohl es das Revolutionsereignis unter der Vielzahl runder Jahrestage (350 Jahre Westfälischer Frieden, 100. Todestage von Fontane und Bismarck, 50 Jahre Luftbrücke und D-Mark und 30 Jahre 1968er Bewegung) nicht leicht zu bestehen hatte. Freilich, nahm man das offizielle geschichtspolitische Interesse der Bundesrepublik zu Jahresbeginn 1998, konnte man den Eindruck gewinnen, daß das 150. Jubiläum unter geschichtskulturellem und erinnerungspolitischen Aspekt dem recht sparsam bedachten 125. Jahrestag von 1973 in der Alt-BRD näher stehen würde als etwa dem besonders gedenkintensiven Zentenarium von 1948. Ein vorderer Platz schien 1848 in der bundespolitischen Terminplanung nicht gerade zugewiesen. Und doch kam alles anders, rückte 1998 geradezu an die Spitze deutscher 1848er Revolutionserinnerungen.

Die Aktivitäten des Jahres 1998 auf geschichtspolitischen Felde, sowohl von Seiten der offiziellen Politik als mehr noch von den Medien, vor allem den Printmedien aller Couleur, vermittelten bald ein wesentlich positiveres Bild. Nahezu alle großen Zeitungen widmeten dem Revolutionsjubiläum vor allem im März, April und Mai umfangreiche Artikel. Zahlreiche Ausstellungen zum Revolutionsgeschehen von 1848/49 wurden eröffnet. Ein ganz unvollständiges Verzeichnis der veröffentlichten Kataloge zählt gut 20 Bücher.³ Ein Verbundprojekt von sieben Städten in Rheinland-Westfalen stellte zusammen mit

schichtsschreibung. Zum Bild der Revolution von 1848/49 in den Subgesellschaften des deutschen Kaiserreichs, in: *Die Revolutionen von 1848/49*, hg. v. Christian Jansen und Thomas Mergel, Göttingen 1998, S. 247ff.; Dieter Rebentisch, Friedrich Ebert und die Paulskirche. Die Weimarer Demokratie und die 75-Jahrfeier der 1848er Revolution. Heidelberg 1998; Walter Schmidt, *Die Revolutionsrezeption in den Jubiläumsjahrestagen 1873 – 1898 – 1923*, in: *Demokratie und Arbeiterbewegung in der deutschen Revolution von 1848/49*. Beiträge des Kolloquiums zum 150. Jahrestag der Revolution von 1848/49, hg. von Helmut Bleiber, Rolf Dlubek und Walter Schmidt, Berlin 2000; ders., Karl Griewank und das Zentenarium von 1848, in: Walter Schmidt (Hg.), *Demokratie, Liberalismus und Konterrevolution*. Studien zur deutschen Revolution von 1848/49, Berlin 1998, S. 563ff.; Wolfram Siemann, *Die Revolution von 1848 zwischen Erinnerung, Mythos und Wissenschaft: 1848-1998*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 1998, H. 6/7, S. 272ff.; Martin Vogt, *Weimar und die NS-Zeit*, in: *1848. Revolution in Deutschland*, S. 25ff.; Edgar Wolfrum, *Bundesrepublik Deutschland und DDR*, in: Ebenda, S. 35ff.

³ Vgl. die keineswegs vollständigen Verzeichnisse bei Dieter Langewiesche, *Populäre und professionelle Historiographie zur Revolution von 1848 im Jubiläumsjahr 1998*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 47, 1999, H. 7, S. 617, FN 6 und Birgit Bublies-Godau, „Von der Revolution zu den Revolutionen“ – Zur 150. Wiederkehr der Revolution von 1848/49 in Deutschland und Europa, in: *Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung*, 11. Jg., 1999, S. 219f, FN 2. Zu ergänzen wäre: „Der schlimmste Punkt in der Provinz“. Demokratische Revolution 1848/49 in Trier und Umgebung. Ausstellung und Katalog-Handbuch, hg. von Elisabeth Dühr, Selbstverlag des Städtischen Museums Simonstift Trier 1998; Michels Erwachen – Emanzipation durch Aufstand? Studien und Dokumente zur Ausstellung, hg. von Michael Knieriem, Wuppertal 1998; Ausstellung „Biedermeier und Revolution in Lüneburg vor 150 Jahren“ und dazu: Werner H. Preuß, *Aus Lüneburgs Biedermeier- und Revolutionszeit*, hg. vom Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg, Lüneburg 1998.

den Archiven in Düsseldorf und Münster 12 Revolutionsexpositionen vor;⁴ Wuppertal allein vier. Marburg brachte es ebenfalls auf vier Ausstellungen. Ungezählt sind die lokalen und regionalen Veranstaltungen,⁵ die Vortragsreihen, Revolutionsfeiern, Musikabende und historischen Stadtführungen zum Revolutionsjubiläum. Der baden-württembergische Revolutionsalmanach verzeichnete in 150 Städten und Gemeinden weit mehr als 600 Erinnerungsveranstaltungen zu 1848/49.⁶ Frankfurt am Main gab verständlicherweise einen besonderen „Festwochen-Almanach“ heraus.⁷

Es zeigte sich, daß das Gedenken an 1848 – in den einzelnen Regionen freilich in sehr unterschiedlicher Intensität – durchaus zu einem zentralen geschichtskulturellen Anliegen in der Bundesrepublik wurde. Dazu trug nicht zuletzt sicher auch der Umstand bei, daß mit der staatlichen Vereinigung Deutschlands sichtlich neue Rahmenbedingungen für die Revolutionserinnerung entstanden sind. Es könnte scheinen, daß sich der in der Zeit der deutschen Zweistaatlichkeit nahezu ein halbes Jahrhundert währende gegensätzli-

⁴ *Revolution 1848/49. Ein Almanach für das Rheinland und Westfalen*; Veranstaltungsplan des Arbeitskreises „Köln und das Rheinland: 1848/49 und die Folgen“.

⁵ Hingewiesen sei exemplarisch nur auf einige der gewiß zahlreicheren, indes das südwest- und westdeutsche Niveau nicht erreichenden ostdeutschen Aktivitäten: Volker Rodekamp (Hg.), *Laß Recht und Freiheit nicht verderben*. Zum 150. Jahrestag der Deutschen Revolution in Sachsen. Ausstellung im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig, Leipzig 1998; *Die Revolution 1848/49 in Brandenburg*. Ausstellung des Brandenburgischen Landeshauptarchivs im Stadtmuseum Cottbus. Ansprache des Ministerpräsidenten, in: *Brandenburgische Archive*. Mitteilungen aus dem Archivwesen des Landes Brandenburg 11/1998, S. 18ff.; *Seminar des Vereins zur Erforschung und Verbreitung der Geschichte der Arbeiterbewegung in Mecklenburg-Vorpommern in Schwerin am 17. April 1998* „Zur Revolution 1848/49 in Mecklenburg und Pommern“; „Die Ereignisse der Revolution von 1848/49 in Deutschland, speziell im Raum Merseburg“, eine bürgergetragene Initiative unter der Leitung des Projektes „Nachbarschaftszentrum“ im Verein Vorrühstand der Region Merseburg, gefördert durch die Robert-Bosch-Stiftung Stuttgart 1998; „Ausland, Umland und Hinterland. Die 1848er Revolution in ihren internationalen und regionalen Bezügen“, Forum der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung am 11. März 1998 in Potsdam; „Frauen in der bürgerlichen Revolution 1848/49“. Konferenz der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft, der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Leipzig und der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung am 20./21. April 1998 in Leipzig (als Protokoll hg. von Johanna Ludwig, Ilse Nagelschmidt und Susanne Scholz, o.o.J. [1998]); „Demokratie und Arbeiterbewegung in der deutschen Revolution von 1848/49“. Kolloquium zum 150. Jahrestag der Revolution von 1848/49 am 6./7. Juni 1998 in Berlin, veranstaltet vom Gesellschaftswissenschaftlichen Forum Berlin, der „Heilen Panke“ Berlin und der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen Leipzig; „Mai 1849. Barrikaden in Dresden – Ursachen. Akteure. Ziele“. Tagung des Vereins für regionale Politik und Geschichte Dresden und der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen zum 150. Jahrestag des Dresdner Maiaufstandes am 7./8. Mai 1999 in Dresden.

⁶ *Revolutions-Almanach*. Baden-Württemberg feiert die Revolution von 1848/49. Veranstaltungen in den Jahren 1997-1999, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe im Auftrag der Landesregierung Baden-Württemberg. Lahr 1997.

⁷ „Aufbruch zur Freiheit“ – 1848-1998. Festwochen-Almanach zu Veranstaltungen anlässlich des Jubiläums „150 Jahre Paulskirchenparlament“ mit „Freiheitsfest“, Theaterbildern einer Ausstellung“ u.a. in Frankfurt am Main, hg. von der Schirn Kunsthalle u. a., Frankfurt/M 1998.

che geschichtspolitische Umgang mit dem Erbe von 1848, der sogenannte Erbschaftsstreit, erledigt hat. Und manch eine der Bilanzen, die schon gezogen wurden, sucht diesen Eindruck zu erwecken. Daß dem nicht so ist, wird deutlich, wenn man nach den Tendenzen der 1848er Revolutionserinnerung in der öffentlichen Geschichtskultur fragt. Sechs Aspekte fallen, so scheint mir, vor allem ins Auge.

Erstens ist sicher nicht zu übersehen, daß im Gegensatz zum 19. Jahrhundert, aber auch anders als 1923, 1948 und selbst 1973 im Deutschen Reich bzw. in der Bundesrepublik die achtundvierziger Revolution *als Ganzes* offiziell als ein positives, progressives, der Erinnerung und Pflege wertiges Ereignis der deutschen Geschichte akzeptiert zu sein scheint. Daß die DDR in den vier Jahrzehnten ihrer Existenz – bei unbestreitbarer Vernachlässigung der Paulskirche – ein durchweg positives Verhältnis zur Berliner Märzrevolution und generell zur 1848er „Revolution der Straße“ und insbesondere zum Anteil der Arbeiter, aber auch der Demokraten an der Revolution entwickelt hatte und in der Gedenkkultur das Land zur Geltung brachte, wird von interessierter Seite zwar entweder verschwiegen oder in Frage gestellt, ist aber dennoch eine Realität, die nicht ohne Einfluß auf Wandlungen des Revolutionsverständnisses im anderen deutschen Staat blieb. Und dieses Faktum scheint auf die eine oder andere Weise auch im geeinten Deutschland nachzuwirken. Der Umgang mit der Revolution, auch mit den Aufständen, Barrikadenkämpfen, revolutionären Militäraktionen, Unruhen und Emeuten, ist jedenfalls – bei zum Teil beträchtlichen Unterschieden in den verschiedenen Landesteilen und auf den verschiedenen Ebenen der politischen Öffentlichkeit –, interessanterweise vor allem in den alten Bundesländern, unbefangener geworden.⁸ 1848 hat im offiziellen und öffentlichen Geschichtsverständnis, so will mir scheinen, das Reichsgründungsjahr 1871, wenn nicht schon verdrängt, so zumindest zurückgedrängt, jenes Ergebnis der Bismarckschen Revolution von oben, das bislang, auch in der Alt-BRD bis in die siebziger Jahre hinein, die Traditionssicht auf das 19. Jahrhundert weitgehend bestimmte.

Immerhin war die Revolutionsgedenkefeier am 18. Mai in der Frankfurter Paulskirche 1998 eine offizielle Angelegenheit des Staates und wurde nicht mehr – wie 1923 und 1948 – nur von der Stadt Frankfurt ausgerichtet. Die Festrede hielt der Bundespräsident.⁹ Erstmals war auch, daß die Revolution im deutschen Nationalparlament, dem Bundestag, offiziell gewürdigt wurde.¹⁰ Gewiß: Gegenstand einer Parlamentsdebatte war die achtundvierziger Revolution schon ein Jahrhundert zuvor im Reichstag gewesen. Aber 1898 hatte August Bebel den Konservativen wie Liberalen eine Beschäftigung mit der

⁸ Vgl. Hans Sarkowicz (Hg.), *Aufstände, Unruhen, Revolutionen. Zur Geschichte der Demokratie in Deutschland*, Frankfurt/M. und Leipzig 1998.

⁹ Roman Herzog, *Ein neues Zeitalter der Demokratie*. in: *Das Parlament*, Nr. 24, 5.6.1998, S. 10.

¹⁰ *Aussprache zum 150. Jahrestag der verfassungsgebenden Nationalversammlung in der 237. Sitzung des deutschen Bundestages am 27. Mai 1998*, in: *Ebenda*, S. 6-9.

Revolution während der Verhandlungen zu einem ganz anderem Thema, zur Militärstrafgerichtsordnung, am 18. März geschickt abgetrotzt.¹¹ Und außer den Sozialdemokraten war damals keine Partei im Parlament offen und unzweideutig für die Revolution eingetreten. Die Konservativen hatten sie im Gegenteil verunglimpft und die Liberalen als eine Jugendsünde des Bürgertums abgetan und lediglich an der Paulskirche einigermaßen Nützliches entdecken können. 1998 war demgegenüber – auf Antrag der SPD-Fraktion – eine ganze, die 237., Sitzung des Bundestages an historischem Ort, der Frankfurter Paulskirche, der Aussprache über die historische Bedeutung von 1848 gewidmet. Redner aller Fraktionen legten ihre spezielle Sicht auf die Revolution und vor allem auf das Revolutionsparlament von 1848 dar und verbanden dies – wie von Politikern nicht anders zu erwarten – mit historisch-politischen Aktualisierungen, um nicht zu sagen mit ihnen als wichtig erscheinenden „Lehren“ für die Gegenwart.

Inhaltlich wird bei den staatsoffiziellen Jubiläumsveranstaltungen ein Wandel im Herangehen an 1848 freilich kaum sichtbar; da bleibt unverändert die bekannte generelle Orientierung auf Parlament und Reichsverfassung charakteristisch. Deutlich artikulierend, daß „wir ... für unser eigenes Selbstbewußtsein, für die Identität unseres Gemeinwesens sehr wohl auswählen, auf welche Traditionen wir uns berufen und an welche wir anknüpfen wollen“, also bewußte Traditionsauswahl und -pflege befürwortend, entschied sich Roman Herzog nicht – wie einst Gustav Heinemann¹² – für die 1848er Volkserhebungen und -bewegungen „von unten“, sondern rückte wie eh und je bei staatsoffiziellen Äußerungen in der Bundesrepublik den Parlamentarismus und die Prinzipien von 1848 ins Zentrum, die von der Paulskirche formuliert und vertreten worden seien. Die „Paulskirchen-Verfassung“ galt ihm als „Urahin aller folgenden deutschen Verfassungen“.

Gleichwohl würdigte Herzog nicht nur ihren „Vorbildcharakter für heutige politische Konstitutionen“, sondern benannte – schärfer als mancher liberale Historiker in Vergangenheit und Gegenwart – auch die Grenzen der 1849er Reichsverfassung. Das Parlament „konstituierte ... keineswegs ein parlamentarisches Regierungssystem“; und es unterließ vor allem, sich ernsthaft der sozialen Frage zu stellen und Konzepte zu ihrer Lösung vorzuschlagen, zu erörtern und zu beschließen. Das habe verhängnisvolle Folgen gehabt. Da die Verfassungsdiskussion „nur einseitig die Interessen einer kleinen bürgerlichen Schicht“ zur Geltung brachte, verlor das Parlament die breite Zustimmung, deren es bedurft hätte, um sich gegen die konservativen Mächte durchzusetzen.

¹¹ Walter Schmidt, *Die Revolution von 1848/49 in der Traditionspflege der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung*, in: *150 Jahre Kommunistisches Manifest und bürgerlich-demokratische Revolution 1848/49*, Wissenschaftl. Redaktion: Gunther Hildebrandt, Walter Wittwer, Berlin 1975, S. 67ff.; Jürgen Kocka, *Arbeit und Freiheit*, S. 5ff.

¹² Peter Münch, *Geschichte und Demokratie. Zu Inhalt und Funktion demokratischer Traditionen in den Reden des Bundespräsidenten Gustav W. Heinemann*, in: *Festgabe E. W. Zeeden*, hg. von H. Rabe u.a. München 1976, S. 478ff.

zen. Die Kritik an der Vernachlässigung der sozialen Verantwortung des Staates durch den 1848er Liberalismus ist nicht zu verkennen, wie denn generell – vor allem im geschichtswissenschaftlichen Diskurs – diese Problematik mit der sozialgeschichtlichen Fundierung des Revolutionsbildes größeres Gewicht erlangt hat.

In der Bundestagsdebatte stand die gegenwartspolitische Instrumentalisierung des Erbes von 1848 gleichermaßen im Vordergrund, wobei Verzerrungen und Fehldeutungen nicht ausblieben. Historisch-politische Vergleiche zwischen der Revolution von 1848/49, dem Prager Frühling von 1968 (so Freimut Duve/SPD) und der Volksbewegung in der DDR im Herbst 1989 (Werner Schulz/Bündnis 90-Die Grünen) spielten ebenso eine Rolle wie die Erörterung der Gefahren eines übersteigerten nationalen Pathos (Hans-Ulrich Klose/SPD), die Warnung vor dem Einfluß der äußersten Rechten, freilich ohne dabei Bezug auf die verhängnisvolle Rolle der staatlich organisierten konterrevolutionären Gewalt in der Revolution zu nehmen, das Gewicht der ungelöst gebliebenen sozialen Problematik als eines „Geburtsfehlers unserer Demokratie“ (Werner Schulz, der immerhin Brechts Kinderhymne als besten Text für eine deutsche Nationalhymne bezeichnete und sie ganz zitierte, und Hans Ulrich Klose). Erwähnenswert ist die scharfe Absage des FDP-Vertreter (Otto Graf Lambsdorf) an jedweden Ansatz von Basisdemokratie und die elitär-aristokratische Verklärung der Repräsentativdemokratie unter Berufung auf eine Rede Thomas Dehlers von 1952. Man verkenne das Wesen der Demokratie, so Lambsdorf, wenn man glaubt, das Parlament sei der Exekutor der Volksüberzeugung; „das Wesen der repräsentativen Demokratie ist ein anderes, es ist das der parlamentarischen Aristokratie. Die Parlamentarier haben die Pflicht und die Möglichkeit, aus einer größeren Einsicht, aus einem besseren Wissen zu handeln, als es der einzelne kann.“ Da kommt einem manches bekannt vor.

Es spricht für die Fixiertheit der Debatte auf das Frankfurter Parlament, daß die eigentliche Revolution, die Kämpfe des Volkes 1848/49 kaum gewürdigt wurden. Lediglich der PDS-Vertreter (Uwe-Jens Heuer) benannte nicht nur den Hauptgrund für das Scheitern der 1849er Verfassung, das „antidemokratische Zusammengehen von ökonomischer Macht der Bourgeoisie und politischer Macht des preußischen Junkertums“, sondern brachte als einziger in der Debatte auch die revolutionären Aktionen der Massen direkt ins Spiel. Mit Nachdruck verwies er darauf, daß erst die revolutionären Taten der Arbeiter, Handwerker und Studenten im März 1848 das Werk der Paulskirche möglich gemacht haben, und mahnte an: „Wir sollten auch ihrer heute gedenken, so wie das die Berliner Stadtverordnetenversammlung vor 50 Jahren – 1948 geschah dies übrigens einmütig – tat.“

Zweitens. Im Hinblick auf den Inhalt des Revolutionsverständnisses traten in Politik und politischer Öffentlichkeit mithin wesentliche Unterschiede zutage, die es zweifelhaft erscheinen lassen, daß mit dem Ende der deutschen Zweistaatlichkeit alle Gegensätze in der 1848er Erinnerungskultur ausgeräumt seien. Bei aller Akzeptanz der achtundvierziger Revolution als des Höhepunkts deut-

scher Geschichte im 19. Jahrhundert taten sich – wie in den vergangenen ein- einhalb Jahrhunderten – nach wie vor gravierende Differenzen in der Schwerpunktsetzung der 1848er Traditionen auf. Die offizielle Politik blieb – in auffälligem Gegensatz zur Revolutionserinnerung an der süd- und westdeutschen Basis – ganz in der Kontinuität früherer bundesdeutscher 1848er Jubiläen. Das offizielle Revolutionsgedenken machte sich unverändert vor allem am Nationalparlament des Revolutionsjahres fest. Im Zentrum stand der 18. Mai und nicht der 18. März.¹³ Als bewahrenswertes Erbe von 1848 wird für die Bundesrepublik nach wie vor vorrangig das Werk der Frankfurter Paulskirche betrachtet. Die Märzrevolution blieb hingegen – nicht selten auch in der Presse – marginalisiert. Die Zeitung des Bundestages „Das Parlament“ ließ in ihrer Ausgabe von Mitte Januar 1998 als – wohl nicht nur für das Parlamentsorgan gültige – offizielle Leitlinie erkennen: „150 Jahre Parlamentarismus in Deutschland“.¹⁴

Die „nationale“ Revolutionsfeier fand auch in diesem Jahr nicht am 18. März, als 1848 auf den Barrikaden die Chance zu einem Aufbruch zu demokratischer Neugestaltung Deutschlands erst erzwungen wurde, und nicht in Berlin statt, sondern am 18. Mai, dem Eröffnungstag der ersten deutschen Nationalversammlung, und in Frankfurt. Die zentrale Revolutionsausstellung „1848 – Aufbruch zur Freiheit“¹⁵ wurde ebenfalls in Frankfurt und nicht in Berlin veranstaltet, obwohl das Deutsche Historische Museum der Bundesrepublik in der alten und neuen deutschen Hauptstadt seinen Sitz hat. Die ursprüngliche Absicht, in Frankfurt und Berlin zwei gleichberechtigte Ausstellungen zu veranstalten, scheiterte, wie man hört, an der Absage des Berliner Zentralmuseums. Damit wurde eine Chance vergeben, nämlich erstmals Märzrevolution und Frankfurter Parlament gleichermaßen als 1848er Traditionselemente ins öffentliche Bewußtsein zu heben. Berlin ist auch im geeinten Deutschland für das offizielle Geschichtsverständnis immer noch kein Zentralort für 1848er Tradition.

Es ist nicht zu übersehen: In offizieller Sicht erscheinen nicht die elementaren demokratischen Volksbewegungen von 1848/49, die das Parlament von Frankfurt erst möglich machten und ohne deren von der Mehrheit der Paulskirche leider nicht erwünschten Rückhalt es zunehmend machtlos wurde, sondern der 1848 in der Tat erstmals im nationalen Rahmen praktizierte Parlamentarismus als bewahrenswerte Revolutionstradition. Die im Parlament institutionalisierte Revolution rangiert nach wie vor deutlich vor der Volkskre-

¹³ Vgl. dazu auch Manfred Gailus, Deutsche Revolutionsfeierlichkeiten 1998. Zwischenbemerkungen zu Politik und Kultur der Erinnerung an 1848, in: Werkstatt Geschichte, 7, 1998, S. 59ff.; Rüdiger Hachtmann, 1898: Bilanz eines Jubiläumsjahres. Anmerkungen zum Problem der Traditionsbildung, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 43, 1998, S. 1489ff.

¹⁴ Das Parlament, Nr. 3-4, 16.1.1998.

¹⁵ Lothar Gall (Hg.), 1848 – Aufbruch zur Freiheit. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums und der Schirn Kunsthalle Frankfurt zum 150jährigen Jubiläum der Revolution von 1848/49, Frankfurt/M. 1998. Dazu: Peter Stein, „1848 – Aufbruch zur Freiheit“ – Revolution als Installation. Ein Rückblick auf die Frankfurter Ausstellung, in: Forum VormärzForschung, Jahrbuch 1998, 4. Jg., Bielefeld 1999, S. 203ff.; Eberhard Dähne, 1848 – Aufbruch zur Freiheit, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Nr. 35, September 1998, S. 224ff.

volution. Trotz einer inzwischen beeindruckend umfang- und ergebnisreichen Forschungsliteratur zur 1848er „Revolution der Straße“ dominiert die „Paulskirche“ immer noch den „Friedrichshain“. Die Konzentration auf die Parlamentsebene als eigentlichen Erinnerungsschwerpunkt korrespondiert zugleich mit Tendenzen einer Harmonisierung des Revolutionsgeschehens.

Gegen die nachdrücklichen Bestrebungen in der jüngeren sozialgeschichtlich orientierten Historikerschaft und namentlich in der Erinnerungskultur des deutschen Südwestens und auch des Rheinlands, die revolutionären Aktivitäten von unten stärker ins Spiel zu bringen und im Sinne Heinemanns als demokratische Traditionselemente zu akzeptieren und zugleich einigen der radikaldemokratischen Protagonisten, insbesondere Hecker und Struve, mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hat der Verantwortliche für die zentrale Revolutionsausstellung in Frankfurt am Main Lothar Gall Front gemacht.¹⁶ Er wandte sich gegen das namentlich im deutschen Südwesten festzustellende Phänomen eines „mystisch-verklärende Züge tragenden Hecker-Kultes“; womit, wie er meint, „ein entschiedener Gegner des parlamentarischen Mehrheitsprinzips und damit des Herzstücks eines demokratischen Verfassungsstaates auf den Schild gehoben“ werde. Ihm mißfällt aufs äußerste „die bis heute andauernde, offenkundig noch wachsende Bewunderung und Verherrlichung der Urheber eines Unternehmens, das sich faktisch gegen Grundforderungen der Revolution – gegen die Durchsetzung des demokratischen Mehrheitsprinzips – wandte und das damit zugleich den Gegnern der Revolution in die Hände arbeitete“. Denn es sei das eigentliche Anliegen von 1848 gewesen, die Forderungen „nicht mit Gewalt, sondern mit den Mitteln des Parlaments durchzusetzen“. Diese Invektiven richten sich nicht allein gegen Hecker, sondern zielen auf alle revolutionären Vorstöße zur Durchsetzung und Sicherung der demokratischen Errungenschaften. Allein das Parlament ist in dieser Sicht zur Gewährleistung demokratischen Fortschritts berechtigt. Verfochten wird nach wie vor das traditionelle liberale Konzept, wonach die Nationalversammlung und ihr Parlamentarismus die eigentliche Revolution gewesen seien und der revolutionäre Druck von unten sowie die Versuche, die revolutionären Prozesse zur Sicherung und zum Ausbau der Märzerrungenschaften in Gang zu halten und mit Gewalt voranzutreiben, nur als kontraproduktive Störfaktoren gewirkt hätten. Dabei bleiben natürlich die Märzrevolution und namentlich der Berliner 18. März auf der Strecke, mithin aber der unbestreitbare Tatbestand, daß die Nationalversammlung selbst nur das Produkt eines siegreichen revolutionären Aufbruchs von unten war. Wie Anfang der siebziger Jahre Theodor Schieder vor Heinemanns Forderung warnte, den revolutionären Freiheitsbewegungen des Volkes größere Aufmerksamkeit zu schenken,¹⁷ so suchte nun Lothar Gall die gegenwärtigen Tendenzen einer Aufwertung radi-

¹⁶ Lothar Gall, Ein großer Tag der deutschen Geschichte. Am 18. Mai trat die erste deutsche Nationalversammlung zusammen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.5.1998, S. 15.

¹⁷ Theodor Schieder, Hat Heinemann recht? Zu einer Rede über unser mangelhaftes Geschichtsbewußtsein, in: Christ und Welt, 12.2.1970.

kaldemokratischer Kräfte in der deutschen achtundvierziger Revolution und ihre Integration ins Traditionsgut der Gesellschaft in der Bundesrepublik als höchst problematisch in Frage zu stellen und allein dem Parlamentarismus der Paulskirche Traditionswürdigkeit für die Gegenwart zuzugestehen.

Drittens. Die offenkundige Schieflage in der 1848er Erinnerungskultur wurde noch dadurch verschärft, daß das offizielle Berlin selbst – der Senat also – schlicht versagte und sich geradezu revolutionsabstinent verhielt. Was sich Berlin als deutsche Hauptstadt im Hinblick auf seine nationale Verantwortung und gedenkpolitische Verpflichtung gegenüber 1848 leistete, kommt einem Skandal gleich. Die wiederholt beklagte deutsche „Traditionsvergessenheit“, natürlich nur gegenüber demokratischem Erbe, erreichte hier fraglos einen Gipfel, zumal wenn man Berlin mit anderen deutschen Regionen, insbesondere mit den auch von der dortigen Landespolitik nachhaltig geförderten Aktivitäten im südwest- und westdeutschen Raum, vergleicht. Mehr als eine offizielle Kranzniederlegung im Friedrichshain kam in Berlin nicht zustande.

Was hier zum 18. März geschah, war nahezu ausschließlich Initiativen von unten zu verdanken, vor allem der „Aktion 18. März“,¹⁸ die seit Jahrzehnten sich um die Berliner 48er Traditionspflege bemüht und immer wieder, freilich erfolglos, Anlauf nahm, um den 18. März zum deutschen Nationalfeiertag zu erklären. Ihr Verdienst war ein Gedenkzug vom Tiergarten, wo 1848 die großen Berliner Volksversammlungen vor den Toren der Stadt stattfanden, zum Friedhof der Märzgefallenen im Friedrichshain.¹⁹ Gemeinsam mit den Volksvertretungen und Bürgermeistern der inneren Bezirke Mitte, Friedrichshain und Tiergarten hatte die „Aktion“ die Umbenennung des westlichen Platzes vor dem Brandenburger Tor in „Platz des 18. März“ in Gang gesetzt, die der Senat jedoch rundweg verbot und statt dessen einer kleinen schäbigen, immer noch recht ungepflegten Ecke in der Nähe der alten Singakademie, dem sogenannten Festungsgraben, diesen Ehrennamen verlieh. Zwar mag man für den Festungsgraben noch positiv zur Geltung bringen, daß in der benachbarten Singakademie immerhin kurze Zeit die preußische verfassungsgebende Versammlung tagte, aber sollte dann doch nicht vergessen, daß diese pikanterweise dort Anfang Juni 1848 den Märzkämpfern die Anerkennung verweigerte, sich um das Vaterland verdient gemacht zu haben, und so die Märzrevolution offiziell desavouierte.

Von einem Volksfest zu Ehren der Revolution wie anderswo in deutschen

¹⁸ Christoph Hamann, (K)ein Denkmal für die 1848er? in: Geschichte, Erziehung, Politik. Magazin für historische und politische Bildung, 8, 1997, H. 4, S. 213ff.; ders., Das Geburtsjahr des Parlamentarismus in Deutschland. Die Märzrevolution von 1848 und der Senat von Berlin oder: Berlin ist nicht Backnang, in: Durchsicht. Forum für Museumspädagogik in Berlin und Brandenburg, 8, 1997, H. 2, S. 3ff.; Heinz Warneke, Hier. Barrikadenstandort 1848. Was geschah hier? Ein Beitrag zur Berliner Heimatkunde, Berlin 1998.

¹⁹ Aufruf zur Platzumbenennung am 18. März 1998, hg. von der Aktion 18. März und Aufruf zum Gedenkzug am 8. März 1998 vom Tiergarten durch Mitte zum Friedrichshain. Inzwischen läuft eine Unterschriftensammlung: Zum Beginn der Berliner Republik ein Zeichen für Freiheit und Demokratie: ‚Platz des 18. März 1848‘.

Landen war in Berlin nie die Rede. Das Revolutionsgedenken blieb im Saale und war dort mit einer gewiß bemerkenswerten wissenschaftlichen Veranstaltung Sache der Berlin-Brandenburgischen Akademie²⁰ sowie einem Forum der Historischen Kommission der SPD, die immerhin nach Berlin kam, um die Revolution als Ganzes in den Blick zu nehmen und zugleich politisch zu instrumentalisieren.²¹ Daneben gab es einige kleine Expositionen, von Bezirksmuseen organisiert, sowie Kolloquien und Vortragsserien, die finanzschwache Bildungsvereine auf die Beine stellten, schließlich mehrere Publikationen.²²

Viertens. Im diametralen Gegensatz dazu steht die Revolutionserinnerung im deutschen Südwesten, in Baden und Württemberg zumal, aber auch in Rheinland-Pfalz und im Rhein-Main- und Neckarraum wie in der ehemaligen preußischen Rheinprovinz. Hier nahm sich die Öffentlichkeit schon seit Herbst 1997 in bislang in Deutschland nicht gekannter Intensität und Breite des Revolutionsgedenkens an. Es scheint, als habe die 1848er Revolution vor allem im sogenannten dritten Deutschland inzwischen Heimatrecht erhalten. Sowohl die Landesregierung in Baden-Württemberg, die dafür mehr als 5 Millionen locker machte, als auch und vor allem die Städte und Gemeinden waren spätestens seit dem 150. Jubiläum des Offenburger Demokratentreffs vom 12. September 1847 dabei, die Erinnerung an 1848/49 zu einer Sache breiter Bevölkerungskreise zu machen.²³ Jeder Ort feierte in Baden seine Revolutionäre. Hier wurde besonders deutlich, daß anders als 1973 oder 1948 ein unverkämpfter öffentlicher Umgang mit dem Revolutionserbe Platz greift.

²⁰ Die Revolution von 1848. Akademievorträge von Jürgen Kocka und György Konrád, gehalten am 17. März 1998, hg. v. der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1998.

²¹ Forum der Historischen Kommission der SPD am 20./21. März 1998 im Abgeordnetenhaus von Berlin: „1848-1998. Tradition und Zukunft sozialer Demokratie in Deutschland“: Johannes Rau, Die Tradition von 1848 und die Deutsche Sozialdemokratie; Klaus Tenfelde, Soziale Frage und soziale Bewegung in der deutschen Doppelrevolution; Jürgen Kocka, Der Beitrag der Sozialdemokratie zur Herausbildung der Bürgergesellschaft; Gesine Schwan, Die Bürgergesellschaft und ihre Tradition. Dazu die Berichte: Jürgen Hofmann, Forum der Historischen Kommission der SPD zum 150. Jahrestag der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49, in: Utopie kreativ, H. 93, Juli 1998, S. 74ff.; Karlen Vesper, Schröders Geschichtsschreiber. Historische Kommission der SPD übersetzte 1848 für den Wahlkampf: Bürgergesellschaft und Neue Mitte, in: Neues Deutschland, 24.3.1998, S. 3.

²² Die Revolution 1848/49 in Brandenburg. Eine Quellensammlung, bearbeitet von Gebhard Falk, Frankfurt /M. 1998; Volker Klemm, Das Revolutionsjahr 1848 im ehemaligen preußischen Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder. Weimar 1998; Bärbel Holtz und Dieter Weigert, Frei und einig. Porträts aus der Revolution von 1848, Berlin 1998; Heinz Warncke, Barrikadenstandorte 1848, Berlin 1999; Matthias Tullner, Die Revolution von 1848/49 in Sachsen-Anhalt, Halle 1998.

²³ Revolutions-Almanach Baden-Württemberg feiert die Revolution von 1848/49. Veranstaltungen in den Jahren 1997-1999, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe im Auftrag der Landesregierung Baden-Württemberg, Lahr 1997; Weg der Revolutionäre 1998; Wanderrouten Deutsche Revolution in Baden 1848/49. Stationen der Deutschen Revolution in Südbaden 1848/49. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg 1998

In den südwestdeutschen, auch offiziellen Äußerungen zum Revolutionsjubiläum klangen neue, von der Forschung freilich bereits seit den endsiebziger Jahren angerissene Akkorde an. Auch die Demokraten, selbst die radikaler Färbung wie Hecker und Struve, erhielten einen Ehrenplatz in der historischen Ahnengalerie. Das Offenburger Demokratenprogramm von September 1847, so der Oberbürgermeister Offenburgs, „sei über die Frankfurter Paulskirche und die Verfassung der Weimarer Republik [man beachte: Die Reichsverfassung von 1871 bleibt außen vor] in das Grundgesetz der Bundesrepublik gelangt, weshalb Offenburg sich rühmen dürfe, eine der Wurzeln der heutigen deutschen Demokratie zu sein.“²⁴

Sicher war den Revolutionsfeierlichkeiten im deutschen Südwesten eine Tendenz zur Entpolitisierung, Harmonisierung und vor allem Kommerzialisierung eigen. Folklore wurde groß geschrieben, die Revolution touristisch vermarktet. Man schwang Heckerhüte, verkaufte Jubiläums-„T-Shirts 1848“, schenkte Revolutions-Wein aus. Revolutionsmenüs zierten die Speisekarten; in Frankfurt wurde ein „Paulskirchen-Wochenende“ als touristische Attraktion präsentiert. In Baden aber empfahl ein Wanderbüchlein als Wanderrouten zugleich den „Weg der Revolutionäre“ aus den beiden badischen Aufständen und der Reichsverfassungskampagne; und eine „Zeit-Zug 1848“ benannte „rollende Wanderausstellung“, die auch nach Berlin kam, vermittelte neben zahlreichen örtlichen Expositionen ein beeindruckendes Bild von der Revolution im deutschen Südwesten.

Man geht hier unübersehbar neue Wege der Wiederaneignung des Revolutionserbes. Nicht selten hört man den Vorwurf, da werde platter Gedenkrummel inszeniert. Da mag sicher etwas dran sein. Doch wie soll heute ein Revolutionsergebnis begangen werden, wenn es nicht nur die Angelegenheit einer kleinen intellektuellen oder politischen Elite sein, sondern dem Mann auf der Straße nahe gebracht werden soll? Auch spielt dabei der Inhalt eine Rolle. Gerade wenn es darum geht, demokratische Traditionen des Volkes, Aktionen der unteren Schichten der Bevölkerung, ihre politischen und sozialen Emanzipationsbestrebungen zu erschließen und heutigen Generationen nahezubringen, wird auf „volkstümliche“ Formen der Rezeption historischen Wissens kaum zu verzichten sein.²⁵

Überblickt man den öffentlichen gedenkpolitischen Umgang mit 1848 in

²⁴ Alfred Behr, Er hängt nur an dem Traume der deutschen Republik. Hecker, Struve und die badische Revolution, in: Die Welt, 11.9.1998; ders., Heckerhüte, Rebellensekt und Bänkelsänger. Wie Offenburg den Auflakt zur badischen Revolution von 1848/49 feierte, in: Die Welt, 15.9.1997

²⁵ Ähnlich auch Hachtmann, 1998. Bilanz eines Jubeljahres, S. 1490f.: „Vereinfachung und Vermarktung sind jedoch der Preis, der zu zahlen ist, wenn eine der wenigen positiven Traditionen, auf die die demokratische Gesellschaft der Bundesrepublik zurückblicken kann, popularisiert werden soll. Die Traditionsbildung selbst, um die es hier geht – und zwar bereits allein die Intensität des Bezugs auf die Revolution von 1848 – ist auf einer politischen Ebene und bei aller Kritik im einzelnen positiv zu bewerten, der angedeutete Preis insofern keineswegs zu hoch.“

Deutschland im 150. Jubiläumjahr, dann fällt ein klares Südwest-Nordost-Gefälle sofort ins Auge.²⁶ Während der deutsche Südwesten, namentlich Baden-Württemberg, die Revolutionserinnerung erstmals zu einer Sache breiter Bevölkerungsschichten machte und auch Rheinland-Pfalz, der Rhein-Main-Neckar-Raum und Nordrhein-Westfalen in zahlreichen Ausstellungen und Gedenkveranstaltungen das Erbe der Revolution zum Teil auf neue Art nahezubringen suchten, blieben der Norden und Osten Deutschlands mit Erinnerungsaktivitäten in der politischen Öffentlichkeit weit zurück.

Wo liegen die Gründe für den in vieler Beziehung neuartigen, unverkrampften Umgang mit dem Erbe einer deutschen Revolution, auch mit ihren radikal-demokratischen Elementen? Da wäre mehreres zu nennen. Sicher läßt die Distanz von eineinhalb Jahrhunderten vieles abgeklärter erscheinen. Selbst in Frankreich wurde die Marseillaise erst in der Dritten Republik in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, also ein Jahrhundert nach 1789, zur Nationalhymne. Auch spielt für die unterschiedliche Intensität des Erinnerns sicher regional verschieden ausgeprägtes demokratisches Traditionsbewußtsein eine Rolle. Nicht zuletzt wäre der allgemeine Trend zur Regionalisierung, zum Stolz eher auf die Leistungen der engeren Heimat als der fernerer Nation in Anschlag zu bringen.

Daß die Revolution als Ganzes überhaupt akzeptiert und als Positivum in der deutschen Geschichte bewertet und auch radikalen Demokraten – wenngleich nicht un widersprochen – ein Ehrenplatz eingeräumt wird, erklärt sich indes vor allem aber wohl aus der gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Konstellation. Weder ist – trotz großem Problemstau – eine gesellschaftspolitisch kritische oder gar krisenhafte Situation vorhanden, keine Revolution in Sicht; noch sieht sich die bundesrepublikanische Gesellschaft der Konkurrenz durch ein anderes, ein nichtkapitalistisches, sozialpolitisches System ausgesetzt. Die von Theodor Schieder 1970 gegen Heinemanns Konzept der Integration revolutionärer Traditionen ins bundesdeutsche Geschichtsverständnis vorgebrachte Warnung vor der Gefahr des Umschlagens revolutionärer Traditionspflege in aktives revolutionäres Handeln gegen das bestehende Gesellschaftssystem ist nicht gegeben. Birgit Bublies-Godau spricht in diesem Zusammenhang recht offen von der „nach dem Ende der ‚deutsch-deutschen Erbschaftsfehden‘ und der Befreiung vom ideologischen Ballast möglichen Neubewertung der politischen Rolle von Demokraten und Republikanern in der Revolution“.²⁷

Wie immer man auch dazu stehen mag, das Revolutionsjubiläum in reichlich nostalgisch inszenierten Volksvergütungen zu begehen, wobei Kommerz und Markt in der Tat voll zu ihrem Recht kamen; verglichen mit dem, was sich Berlin an Mißachtung leistete, wie schwer sich Senat und Abgeordnetenhaus in der deutschen Hauptstadt mit der Revolution von 1848 taten, die an

²⁶ Gailus, Deutsche Revolutionsfeierlichkeiten 1998, S. 60.

²⁷ Birgit Bublies-Godau, Von der Revolution zu den Revolutionen, S. 223.

diesem Ort nun einmal ihren ersten und wohl wichtigsten Höhepunkt erlebte, bleiben die baden-württembergischen Bemühungen schon sehr bemerkenswert. Der auffällige Unterschied in der Haltung zur Revolution von 1848 ist auch nicht damit zu erklären, daß sich die historischen Vorgänge in Baden leichter volkstümlich vereinnahmen lassen als die erbitterte Berliner achtundvierziger März-Barrikadenschlacht. Die militärischen Abwehrschlachten der Reichsverfassungskämpfer von Mai bis Juli 1848 gegen die Intervention der preußischen Konterrevolution standen dem Berliner März an Härte nicht nach, waren eher klareres und bewußteres politisches Handeln. Auch reicht das sicher recht unterschiedlich ausgeprägte, in Baden – verglichen etwa mit Berlin – seit jeher stärker demokratisch durchdrungene Traditionsbewußtsein nicht aus, die süddeutsche Unbefangenheit wie die offizielle Berliner Distanziertheit gegenüber 1848 verständlich zu machen. Eher schon mag dies mit der ganz verschiedenen gegenwärtigen politischen Gemengelage, konkret mit dem unterschiedlichen Gewicht linken Potentials in Baden und in der deutschen Hauptstadt, zusammenhängen. Das von der DDR vermittelte revolutionäre Traditionsverständnis von 1848 schien möglicherweise noch zu vital, um die Ereignisse des Revolutionsjahres vor 150 Jahren in Berlin und anderswo im Osten Deutschlands ebenso locker und unbefangen mit dem einfachen Volke feiern zu lassen wie im deutschen Südwesten.

Allerdings muß hinsichtlich der neuerlichen Pflege auch radikaldemokratischer Traditionen eine generelle Einschränkung gemacht werden. Schweigend übergangen wurde nämlich zumeist der egalitär-soziale – auch heute noch weitgehend uneingelöst gebliebene – Forderungskatalog der 1848er Radikaldemokraten.²⁸ Auch ist – gegenüber den vorangegangenen Jahrzehnten in der Alt-BRD, von der DDR gar nicht zu reden – nicht zu übersehen, daß sowohl in der Forschungsliteratur als auch in der Erinnerungskultur des Jubiläumjahres die Arbeiterbewegung und ihre Emanzipationsbestrebungen als Traditionselemente kaum noch eine Rolle spielten. Lediglich einige gewerkschaftliche und sozialdemokratische Aktivitäten nahmen sich dieses Aspekts an,²⁹ nur eine einzige von ostdeutschen Vereinen organisierte Konferenz behandelte das Thema „Arbeiterbewegung und Demokratie in der 1848er Revolution“.³⁰ In den geschichtspolitischen Stellungnahmen wie in der Medienbehandlung der

²⁸ Gerhard Engel, Vom Zweiten Demokratenkongreß 1848 zum „Dritten Demokratenkongreß“ Oktober 1998. in: Utopie kreativ, Nr. 93, Juli 1998, S. 5ff. Detlef Joseph, Die 48er und die unerfüllten Grundrechte (Pankow Vorträge, H. 12), Berlin 1998; Helmut Bleiber, Ablehnen oder umarmen. Vom schwierigen Umgang mit dem Erbe von 1848, in: junge Welt, 8.6.1998, S. 10-11.

²⁹ Gewerkschaftliche Monatshefte, 49, 1998, H. 4, insbes. S. 193ff. (Klaus Zwickel), S. 240ff. (Toni Offermann: Die frühe Arbeiterbewegung und die Revolution von 1848), S. 246ff. (Franz Neuland: Proletarier und Bürger). Siehe auch: Forum der Historischen Kommission der SPD am 20./21. März 1998 im Abgeordnetenhaus von Berlin: „1848-1998 Tradition und Zukunft sozialer Demokratie in Deutschland“, insbes. Klaus Tenfelde, Soziale Frage und soziale Bewegung in der deutschen Doppelrevolution. Siehe ferner FN 34.

³⁰ Siehe FN 5.

Revolution wurde vielmehr generell auf eine Erörterung der sozialen Komponente, des Aufbrechens der sozialen Konflikte der kapitalistischen Gesellschaft, des Gegensatzes von Kapital und Arbeit, des Tatbestands der Massenarbeitslosigkeit mit ihren Konsequenzen ganz verzichtet oder nur beiläufig eingegangen. Ausgeblendet blieben in der Regel die zentralen sozialen Forderungen der arbeitenden Massen in der Revolution, vor allem die nach dem „Recht auf Arbeit“, die auf die soziale Ausgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft, auf den später so genannten „Sozialstaat“ hinausliefen, von den bürgerlichen Eliten 1848/49 indes rigoros abgeblockt wurden. Der Grund dafür ist nicht zu übersehen. Eine gebührende Behandlung der sozialen Probleme paßt nicht in die politische Landschaft. Wer diese Aspekte hinreichend erörtert und als ein wesentliches Traditionselement bewußt macht, der muß eine andere als die der gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaft genehme Traditionslinie ziehen, daß nämlich die Grundprobleme des Kapitalismus, die 1848 erstmals offen auf die Tagesordnung traten, ungeachtet inzwischen abgerundeter wichtiger sozialstaatlicher Konzessionen immer noch ungelöst sind. So läßt man die sozialen Hintergründe und Ausmaße dieser Revolution in der Geschichtspolitik zu 1848 lieber außen vor.³¹

Fünftens. Die sparsamen staatsoffiziellen Stellungnahmen wie auch andere öffentliche Revolutionserinnerungen lassen erkennen, daß die Frage der nationalen Einheit, die zum Zentenarium ganz im Mittelpunkt stand, 1973 hingegen nicht nur in der DDR, sondern auch in der Bundesrepublik nur recht zurückhaltend ins Spiel gebracht wurde, auch angesichts der wiederhergestellten staatlichen Einheit Deutschlands keineswegs unter der alten 1848er Losung von der „Einheit und Freiheit“ euphorisch und vordergründig behandelt wird. Wiewohl Herzog in seiner Festansprache den Fall der Mauer vordergründig und fraglos stark überhöht als das nach 1848 angeblich zweite „große Symbol des Strebens der Deutschen nach Einigkeit und Recht und Freiheit“ qualifizierte, erscheint die nationale Problematik politisch-propagandistisch eher im Hintergrund gehalten. Lediglich Lothar Gall suchte einen direkten Zusammenhang zwischen der 1848er Revolution und der staatlichen Vereinigung Deutschlands 1990 herzustellen.³² Statt dessen spielten die regionalen Traditionen eine vorrangige Rolle. Nachdem sich die Forschung schon seit längerem der regionalen Revolutionsvorgänge angenommen hatte, läßt sich zu diesem Jubiläum auch eine neue Qualität der Regionalisierung des Revolutions-

³¹ Siehe auch Hachtmann, 1998: Bilanz eines Jubeljahres, S. 1496: „Der gründlichere Blick auf die sozialen Probleme 1848 würde die Interpretation der Revolution als einer Erfolgsgeschichte empfindlich stören und damit auch den komplikationslosen Bezug der Politiker heute auf die Revolution schwieriger machen. ... Eine stärkere Thematisierung der sozialen Dimension der Revolution würde sichtbar machen, daß sich bereits vor 150 Jahren die Zeitgenossen mit Fundamentalproblemen herumpflagen, die bis heute nicht gelöst sind. ... Die Verflechtung, die gegenseitige Abhängigkeit von sozialer Frage und politischer Demokratie ist von eigenartiger, bedrückend ähnlicher Aktualität.“

³² Lothar Gall, Das Erbe der Revolution, in: Damals, 30. Jg., Spezial 1848. 1848/49: Für die Freiheit streiten, S. 106ff.

verständnisses wie -gedenkens feststellen.³³ Der südwestdeutsche Raum, dessen Revolutionsprozesse allerdings zumeist gesamt nationales Gewicht besaßen, steht da mit Ausstellungen und Publikationen keineswegs allein. Auch andere Regionen haben ihren spezifischen Anteil am 1848er Revolutionsgeschehen auf mannigfache Weise öffentlich zu machen gesucht.

All dies ist nicht zuletzt gewiß einem Forschungstrend der letzten beiden Jahrzehnte geschuldet, reflektiert in erster Linie aber vor allem wohl die gewandelten Interessen der Menschen, den nostalgischen Rückzug vom Nationalen ins Regionale und Lokale. Sicher sind für diesen Trend der Denationalisierung des Revolutionsbildes auch Rücksichtnahmen auf das Ausland im Spiel. Doch möglicherweise würde angesichts des Scheiterns der konservativen Einigungspolitik im Hinblick auf das Zusammenwachsen von Ost und West selbst gedämpfter nationaler Trommelwirbel auch in Deutschland als Zumutung empfunden. Und schließlich muß der in letzter Zeit sichtbar gewordene Mißbrauch des Nationalen durch die äußerste Rechte im Auge behalten werden.

Sechstens. Stärkere Beachtung fand in den medialen Reflexionen des Revolutionsjubiläums der europäische Charakter der achtundvierziger Revolutionsergebnisse. Betont wurde der internationale Aspekt vor allem in publizistischen Arbeiten aus gewerkschaftlicher und sozialdemokratischer Sicht.³⁴ Aber auch Roman Herzog berief sich auf die europäische Dimension der 1848er Ereignisse und deren traditionsbildende Möglichkeiten. Wesentlich waren für ihn allerdings nicht die Volksbewegungen. Er suchte vielmehr die Ideen und Prinzipien, die europäische Dimension des zu 1848 hinführenden „geistigen Dialogs“ zu nutzen, um daraus Traditionselemente für die Europäische Union als „Schicksals- und Solidargemeinschaft“ zu erschließen: „Die gemeinsame Tradition der Freiheitsbewegungen, die seit 1848 die europäischen Staaten verband“, konstatierte er – harmonisierend und die Völker und deren revolutionär-demokratische Ambitionen weitgehend aus dem Blick lassend – apodiktisch, „war und ist auch heute das geistige Fundament des vereinten Europa.“³⁵ Von den Historikern suchte vor allem Wolfgang J. Mommsen historisch-politische und ideologische Verbindungsfäden zwischen 1848 und den Bestrebungen zur Schaffung eines vereinten Europas am Ende des 20. Jahr-

³³ Wolfram Siemann, 1848-1998, S. 279; Kocka, Arbeit und Freiheit, S. 17f.; Langewiesche, Populäre und professionelle Historiographie, S. 616 spricht gar von einer „lokal- und regionalgeschichtliche(n) Erntzeit“; Bublies-Godau, Von der Revolution zu den Revolutionen, S. 245 ff.; Gailus, Deutsche Revolutionsfeierlichkeiten 1998, S. 60.

³⁴ Zu nennen wäre hier u.a. Gerhard Beier, Freiheit, Gleichheit, Arbeit. Zur Sozialgeschichte der europäischen Revolutionen 1848/49 mit besonderer Berücksichtigung der Ereignisse in Hessen-Nassau. Schriftenreihe der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung, Wiesbaden 1998, wo Internationales und Regionales direkt miteinander verknüpft wurden und zugleich der soziale Aspekt herausgehoben ist; siehe auch: 1848-1998. Der lange Weg zu Freiheit und sozialer Demokratie. Dokumentation des Festaktes der SPD Hessen-Süd am 9. Mai 1998, Frankfurt a.M. 1998.

³⁵ Herzog, Ein neues Zeitalter der Demokratie, S. 10.

hundreds zu knüpfen.³⁶ Wiewohl die Forschung schon seit geraumer Zeit den europäischen Charakter der 1848er Revolutionsbewegungen ins Visier genommen hat und 1998 eine Reihe gewichtiger Publikationen diesem Komplex gewidmet sind,³⁷ forciert wurde die über das Nationale hinausweisende Richtung der Revolutionsbetrachtung im 150. Jubiläumjahr auf geschichtspolitischem Felde vor allem durch politische Legitimationsbedürfnisse, durch die aktuellen Entwicklungen der Europäischen Union.

Freilich scheint man sich bei der Berufung auf 1848 als einer vermeintlich wesentlichen Wurzel gegenwärtiger europäischer Gemeinsamkeitsbestrebungen angesichts der unübersehbaren großen Widersprüche im Damals wie im Heute nicht ganz sicher zu sein. Nicht zufällig bleibt es in der Regel meist bei der Beschwörung von Ideen und Prinzipien des Revolutionsjahres, während die realen revolutionären Volkskämpfe von 1848/49 in der Geschichtspolitik weniger zur Geltung gebracht werden. Ganz abgesehen davon, daß – außer in Äußerungen linker Provenienz – die in der Mitte des 19. Jahrhunderts europaweit aufbrechenden sozialen Konflikte und deren gewichtiger sozialpolitischer Traditionswert kaum zur Sprache kommen. Die Aversion gegen revolutionäre Aktivitäten und soziale Emanzipationsbestrebungen von damals in den verschiedenen Ländern Europas ist in offiziellen Stellungnahmen deutlich spürbar. Das offenkundige Demokratiedefizit der EU, vom Euro gar nicht zu reden, setzt solcherart Traditionspflege eindeutige Grenzen. Und ist angesichts von Bemühungen zur Integration neoliberaler Konzepte durch die Sozialdemokratie offenbar auch immer weniger gefragt. Schließlich bereitet das damalige Scheitern sämtlicher europäischer Einigungsbestrebungen, auch der radikaldemokratischen, am erstmals massenhaft aufbrechenden nationalen Selbständigkeitswillen der Völker einer politischen Instrumentalisierung dieses Aspektes von 1848 unverkennbar Schwierigkeiten.

³⁶ „Die Begründung eines vereinten Europas stellt sich aus dieser Sicht als endgültige Einlösung der großen Vision einer freiheitlichen Neuordnung Europas dar, für welche die Männer und Frauen der Revolution von 1848/49 vergeblich gekämpft haben.“ (Wolfgang J. Mommsen, 1848. Die ungewollte Revolution. Die revolutionären Bewegungen in Europa 1830-1849, Frankfurt a.M., S. 324.)

³⁷ Die Betonung des europäischen Charakters der 1848er Revolution ist ein unübersehbares Kennzeichen der historischen Jubiläumsliteratur. Noch zu keinem früheren Jubiläum wurde dieser Aspekt so deutlich gemacht. Vgl. Heinz Rieder, *Die Völker läuten Sturm. Die europäische Revolution 1848/49*. Bearbeitet von Wolfgang Froese, Gernsbach 1997; Manfred Botzenhart, *1848/49: Europa im Umbruch*, Paderborn, München, Wien, Zürich 1998; Dieter Dowe/Heinz-Gerhard Haupt/Dieter Langewiesche (Hg.), *Europa 1848. Revolution und Reform*. Bonn 1998; Dieter Langewiesche (Hg.), *Demokratische Bewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen*, Karlsruhe 1998; von Olenhusen, Irmtraud Götz (Hg.), *1848/49 in Europa und der Mythos der Französischen Revolution*, Göttingen 1998; Heiner Timmermann (Hg.), *1848. Revolution in Europa*. Verlauf, politische Programme, Folgen und Wirkungen, Berlin 1999.

Horst Hanke

Auf unterschiedlichen Wegen in die Marktwirtschaft

Privatisierung in mittel- und osteuropäischen Transformationsländern

Nach dem Zusammenbruch der politischen Strukturen in den Ländern Mittel- und Osteuropas gab es die weitverbreitete Annahme, dass die Expansion des Marktes und des Privateigentums in der Wirtschaft rasch der kränkelnden Wirtschaft in diesen Ländern auf die Beine helfen würde. Jedoch schon bald wurde klar, dass sich solche Reformen als langsamere und mühevollere Prozesse erweisen. Der Grad der Privatisierung ist in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich.¹

Das Aushöhlen der Substanz ehemaliger Staatsbetriebe durch ihre neuen Besitzer in den mittel- und osteuropäischen Ländern, in deren Folge die exsozialistischen Giganten mit ihren Schulden zusammenbrechen und die Beschäftigten begraben werden, während sich die Eigentümer gesund stoßen, wird von den westlichen Ökonomen „als durchaus wohltuend empfunden“. Zu dieser Feststellung kommt eine Studie von Gabor Hunya vom Wiener Institut für internationale Wirtschaftsvergleiche (WIIW).² Ohne eine solche Aufspaltung von Kombinat in verwertbare Teile und hoffnungslos veraltete Anlagen wäre man in der Tat nicht in der Lage gewesen, die unproduktiven Maschinenparks auf die Marktwirtschaft umzustellen. Wenn dies nicht mit enormen Bereicherungen und unsozialen Folgen verbunden wäre, könnte man gegen diese Methode eigentlich nichts einwenden.

In Ungarn ist ein Beispiel das Budapester Unternehmen Videoton. Nachdem dort die Herstellung von Video-Rekordern eingestellt werden musste, wurde das Betriebsgelände mit seiner brauchbaren Infrastruktur zu einem Industriepark umgewandelt. Philipps und IBM mieteten sich unter anderen ein. Einschließlich Zulieferern entstanden nach Schätzungen von Experten wieder 10.000 Arbeitsplätze. Der Eigentümer des bankrott gegangenen Konzerns ist dabei einer der reichsten Ungarn geworden.

Die Methode der Privatisierung beschränkt sich jedoch keineswegs auf die oben beschriebene. Mit zahlreichen Instrumenten wird am offenen Wirtschaftsherz operiert. Die verschiedensten Modelle sind nie in Reinkultur angewandt worden, der Preis wurde beim Verkauf an die westlichen Geldgeber

¹ Vgl. Terry Cox, Strukturelle Barrieren für marktwirtschaftliche Reformen in Osteuropa, in: Initial Nr. 5/1992.

² Vgl. auch BMWi, *Wirtschaftslage und Reformprozesse in Mittel- und Osteuropa*, Sammelband 1999.

meist durch deren Investitionszusagen einerseits und zu erwartende Verluste andererseits relativiert. Der einst mächtige russische Nachbar gilt weder bei den Vorgehensweisen noch beim Privatisierungsvolumen als maßgebend. Jedoch es ist absehbar, dass der rein nationale Weg in der Sackgasse endet. Auch in Mittel- und Osteuropa wirken die Kräfte der Globalisierung. Die beachtliche Stärke der ungarischen Exportwirtschaft und die Solidität des wirtschaftlichen Aufschwungs sind in Ungarn vor allem auf die umfangreiche Privatisierung und industrielle Umstrukturierung zurückzuführen. Dabei hatte man nur geringe Scheu, ausländische Investoren in solchen sensiblen Bereichen wie Telekommunikation, Energie und Bankensektor (dort zu 70 Prozent) zu beteiligen. Den Anlagen des Privatisierungsgesetzes von 1997 ist zu entnehmen, dass langfristig 116 Unternehmen (26 davon im Agrarbereich) im Staatsbesitz bleiben. Ein Problembereich sind die kleineren und mittleren Unternehmen, die sich im Gegensatz zu den exportorientierten Großunternehmen mit ausländischer Beteiligung nur unzureichend entwickelt haben. Der Grund für die konsequente Privatisierung war unter anderem die enorme Auslandsverschuldung. Der Staat war gezwungen, Kasse zu machen. Ungarn wurde gemessen an seiner Größe bei den Auslandsinvestitionen an die Spitze der mittel- und osteuropäischen Länder katapultiert. Weltunternehmen von General Motors bis Sony siedelten sich an. Ein wesentlicher Teil der Gewinne wird ins Ausland transferiert. Der Abfluss von mehr als 3,5 Mrd. Mark Gewinn zieht ernste Probleme für die Leistungsbilanz nach sich.

In *Russland* hat sich auf ordnungspolitischem Gebiet³ der nach Ausbruch der Finanzkrise im August 1998 zu beobachtende Konzeptionsmangel verstärkt. Das zeigte auch der Beginn der Reformen. Die Präsidentenerlässe Ende 1991 zur Förderung von kleinen Privat- und Familienunternehmen in der Landwirtschaft wurden durch das Management kollektiver und staatlicher landwirtschaftlicher Betriebe sowie durch fehlende infrastrukturelle Unterstützung blockiert. Bis 1. April 1992 waren nur 0,7 Prozent der kleinen Unternehmen sowohl im Einzelhandel als auch im staatlichen gastronomischen Gewerbe und 0,5 Prozent im Dienstleistungssektor privatisiert. Damals befanden sich lediglich 2 Prozent des Grund und Bodens in privatem Besitz, obwohl 26.500 neue private landwirtschaftliche Betriebe registriert waren.⁴ In einer 1991 verfassten Studie über die neuen privaten Besitzer von Großbetrieben wurde eingeschätzt, dass von den 2.500 Personen, die private Unternehmen mit einem Betriebsvermögen von über einer Million Rubel besitzen oder persönlich kontrollieren, 12 Prozent Positionen in der früheren Nomenklatura innehatten. Viele bekleideten Ämter in der KPdSU oder in zentralen Ministerien.⁵ In der

³ Zur Wirtschaftslage Russlands siehe: Bureau of Economic Analysis, Moscow, Russian Economy: Main Macroeconomic Trends of 1999 and Prospects for 2000, December 1999. www.beafnd.org/russian.

⁴ G. Javlinsky, Spring '92: Reforms in Russia, Moscow News Nr.21/92; O. Kryshantovskaja, Soviet Millionaires, in: Moscow News, Nr. 29/1991.

⁵ M. Jackson, The Progress of Privatisation, 1991.

Folgezeit ging es weiterhin sehr schleppend voran. Die Privatisierung war bereits im ersten Halbjahr 1998 ins Stocken geraten. Nach den Ereignissen von August 1998 und der Rubelabwertung waren geplante Verkäufe großer Unternehmen, auch an ausländische Investoren, verschoben worden. Erst im Dezember 1998 wurden 2,5 Prozent der Anteile von Gazprom an die deutsche Ruhrgas für 660 Millionen US-Dollar verkauft. Im Jahr 1999 war der Verkauf von Anteilen weiterer großer Unternehmen wie Svjazinvest und Aeroflot geplant. Unternehmen aus dem strategisch wichtigen Bereich der Energie werden nur zögerlich privatisiert. In der Duma wurde ein Gesetz eingebracht, mit dem die Anteile und damit der Einfluß ausländischer Aktionäre an 1150 strategischen Unternehmen auf unter 25 Prozent beschränkt werden soll. Nur 106 von 37.000 staatlichen Unternehmen wurden bisher in Aktiengesellschaften umgewandelt. Insgesamt wurden 721 Objekte einschließlich Immobilien mit etwa 29.000 Beschäftigten privatisiert.⁶

Polen hat bei der Privatisierung mit dem von der Gewerkschaft Solidarnosc propagierten Konzept, die Staatsbetriebe „wirklich“ in die Hände ihrer Beschäftigten zu legen, schlechte Erfahrungen gesammelt. Die bedeutenden Fortschritte Polens im Übergang zur Marktwirtschaft dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass es insbesondere zwischen 1994 und 1997 zu Verzögerungen in der Privatisierung kam. Seit 1998 wurden im Zusammenhang mit dem Beitrittswunsch zur EU dann wieder die Anstrengungen verstärkt. Es wurden u.a. mehrere Banken und das Kupferkombinat privatisiert, die polnische Telekom ging an die Börse. 1998 wurden jedoch nur fünf sog. Kapitalprivatisierungen unter Beteiligung von ausländischen Investoren durchgeführt. Gemessen am Umsatz sind noch immer zwei Drittel aller Großunternehmen im Staatsbesitz. Die im Mai 1998 veröffentlichten Privatisierungsrichtlinien sehen vor, bis 2001 den überwiegenden Teil der Staats- sowie der Großunternehmen in der Infrastruktur, der Schwerindustrie, im Bergbau und im Finanzsektor in privatkapitalistische Verfügung zu überführen. Die Privatisierungspläne umfassen auch die veraltete Rüstungsindustrie, da das Land im Zuge der Nato-Mitgliedschaft vor der Aufgabe steht, seine Waffensysteme zu modernisieren.

In *Tschechien* gab es 1997/98 Rückstände bei den Strukturveränderungen in der Wirtschaft. Zunächst war die Tschechoslowakei auf den Kurs gegangen, die volkseigenen Betriebe mittels einer „Kuponprivatisierung“ an die Bevölkerung zu übergeben. Jeder Erwachsene konnte sich gegen eine geringe Gebühr in einem gewissen Umfang Anteile an Unternehmen seiner Wahl überschreiben lassen. In der Masse wurden dann jedoch diese Anteilscheine auf Privatisierungsfonds übertragen, in deren Händen sich rasch riesiger Einfluß konzentrierte. Auf dieser Basis wurden märchenhafte Karrieren ermöglicht. Die heutigen Mehrheitseigentümer, zumal wenn sie aus dem westlichen Ausland kommen, nehmen auf faule Kredite zur Stützung von Betrieben im Koma kei-

⁶ Die wirtschaftliche Lage Russlands – Schuldenstreichung statt Reformen? In: DIW-Wochenbericht 19/99.

ne Rücksicht und schicken die Firmen in Liquidation. Auch deshalb verdoppelte sich im Vorjahr die Arbeitslosenrate binnen Jahresfrist auf 8 Prozent und ist weiter im Ansteigen begriffen.

In der *Slowakei* wurde bald nach der Teilung der CSFR die in Prag beschlossene Kuponpolitik abgebrochen. Bei der Privatisierung des Stahlgiganten VSZ in Kosice z. B. stand auf der einen Seite das ausschweifende Luxusleben der neuen Eigentümer, während auf der anderen Seite das Hütten- und Walzwerk um das Überleben kämpfte. Mit günstigen Krediten seitens des Staates mußte eingegriffen werden. Im Februar 1999 kündigte die Regierung eine Überprüfung der Privatisierungsprojekte und eine eventuelle vorübergehende Renationalisierung betroffener Unternehmen an.

In *Rumänien* hat die Privatisierung der Industriebetriebe kaum Fortschritte zu verzeichnen. Das Privatisierungsministerium erwies sich bald als bürokratisches Hemmnis und wurde wieder abgeschafft. Erst dann beschleunigte sich das Privatisierungstempo. Zu Beginn 1999 waren jedoch noch 4.330 Betriebe im Besitz des Vermögensfonds, von denen ein Teil verkauft, ein Teil aber auch geschlossen werden soll. Die Reformen treffen auf den wachsenden Widerstand der Bevölkerung. Bereits angekündigte Maßnahmen mussten zurückgenommen werden.

In *Bulgarien* hat nach jahrelangen Verzögerungen die Privatisierung an Dynamik gewonnen. Der IWF hatte auf klare Zielvorgaben insbesondere für die Privatisierung der Geschäftsbanken gedrängt. Im Rahmen des angestrebten EU-Beitritts ist ein auf drei Jahre ausgelegtes wirtschaftspolitisches Programm in Kraft gesetzt worden. Dringendste Aufgabe im Bereich der Restrukturierung ist die Sanierung der stark angeschlagenen Industrie.

Weissrußland liegt im Vergleich zu anderen Transformationsländern bei der Unternehmensprivatisierung deutlich zurück. Von den 4.423 für die Privatisierung vorgesehenen Unternehmen in Republikseigentum war bis Ende 1998 tatsächlich nur ein Fünftel in die Privatisierung einbezogen worden. Ein Großteil der Unternehmen war zudem in staatliche Kapitalgesellschaften umgewandelt worden. Oftmals ist die Privatisierung rein formaler Natur, die sich darin äußert, daß der Staat seine direkte Einflußnahme auf die privatisierten Unternehmen bewahrt z.T. sogar noch erhöht.

Die *Ukraine* ist offenbar in eine entscheidende Phase der Transformationskrise eingetreten. Es gibt einen weitgehenden Stillstand bei den strukturellen Reformen. In den zentralen Bereichen der Strukturpolitik - bei der Reform und Durchsetzung der Eigentumsrechte, der Schaffung neuer Unternehmen sowie dem Aufbau funktionierender Märkte - sind keine durchgreifenden Maßnahmen zu erkennen. Die Umsetzung des staatlichen Privatisierungsprogramms bleibt weit hinter den ursprünglichen Zielsetzungen zurück. Dementsprechend sind die Haushaltseinnahmen aus der Privatisierung deutlich geringer als geplant. Ein grundsätzlicher Mangel der Privatisierung besteht darin, dass sie wegen Unzulänglichkeiten des Verfahrens kaum zur Verbesserung des Betriebsverhaltens führt. Außerdem waren die nur von der Haushaltsseite und

nicht als Bestandteil eines strukturpolitischen Konzepts betriebenen Privatisierungsschritte nicht geeignet, effizientere Unternehmenskontrollen herbeizuführen. Es mangelt an einer klaren Zuweisung von Management- und Eigentümerfunktionen sowie einer Abgrenzung der Unternehmensrechte und Einflußmöglichkeiten von Behörden.

In *Moldawien* begann der Privatisierungsprozess 1993. 1996 wurde die Kuponprivatisierung abgeschlossen. Ein großes Manko der Privatisierung liegt im akuten Kapitalmangel vieler privatisierter Betriebe, da es zwar zu einer schnellen Zuordnung von Eigentumsrechten kommt, den Unternehmen aber kein neues Kapital zugeführt wird. Die Regierung hat ein neues Privatisierungsprogramm für die Jahre 1999 bis 2000 in Kraft gesetzt.

Estland hat auf dem Wege zum EU-Beitritt seine wirtschaftspolitischen Anstrengungen verstärkt. Der Zufluß ausländischer Direktinvestitionen erreichte Höchstwerte und erleichterte die Finanzierung des Leistungsbilanzdefizits. Ein Teil der ausländischen Direktinvestitionen resultiert aus der Privatisierung großer Staatsunternehmen. Estland wird mit seiner konsequent marktwirtschaftlich orientierten Politik als Brückenkopf für die Länder der ehemaligen UdSSR betrachtet.

In *Lettland* tritt die Privatisierung auf der Stelle. Bei der Privatisierung vieler Großunternehmen wurden keine wirtschaftlichen Erfolge erreicht. Streitigkeiten bei Personalfragen, die auch um die Privatisierungsagentur keinen Bogen machen, behindern den Privatisierungsprozess.

In *Litauen* war mit der Konstituierung des Staatlichen Vermögensfonds die dritte Phase der Privatisierung eingeläutet. Dies stellte insofern einen Fortschritt dar, weil der Vermögensfonds zugleich über das Eigentum an den staatlichen Unternehmen verfügt. Damit ist die institutionelle Zersplitterung im Privatisierungsbereich überwunden und die Voraussetzung geschaffen, den bislang erlahmten Privatisierungsprozess zu beschleunigen.

In der Gegenwart werden vielfältige Untersuchungen zum Fortschreiten des Privatisierungsprozesses in Mittel- und Osteuropa durchgeführt. Dabei wird deutlich, dass die Privatisierung und die Einführung marktwirtschaftlicher Verhältnisse, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf ernstzunehmende und komplexe soziale und institutionelle Barrieren treffen. Bei einer Reihe von Ländern ist es noch nicht sicher, ob die Privatisierung eine umfassende Einführung marktwirtschaftlicher Verhältnisse wirklich fördern wird.

Ulla Plener

Erfordernis sozialer Gerechtigkeit

Das 20. Jahrhundert habe eine Masse ungelöster Probleme hinterlassen, „aber auch ein Arsenal von produktiven Ideen und Potenzen, die nur angeeignet bzw. wiederbelebt werden müssen“, so Oskar Negt in einem Interview Ende des vergangenen Jahres.¹ Zu den liegengelassenen – und inzwischen weitgehend auch als Idee verdrängten – Problemen des 20. Jahrhunderts gehört eine ursprünglich vor allem von sozialdemokratisch orientierten Gewerkschaften verfochtene „Ur-Idee“ der sozialen Gerechtigkeit: die bis 1989 geforderte Wirtschaftsdemokratie. In der aktuellen Diskussion um soziale Gerechtigkeit und um die Lösung weltweit anstehender Probleme gehört sie zu jenen Ideen aus der alten Arbeiterbewegung, die wiederbelebt und neu, nicht im Sinne einer einfachen Übernahme, angeeignet werden sollten.

Was beinhaltete diese Idee?² Ihren Ausgangspunkt bildete „das Kardinalproblem der Gerechtigkeit“ in der kapitalistischen Gesellschaft, das Hermann Klenner so auf den Punkt brachte: Es besteht „in dem Spannungsverhältnis zwischen der Gleichheit der Menschen als Bürger vor dem Gesetz und der Ungleichheit eben dieser Bürger als Menschen unter dem Gesetz“³ – also zwischen der politischen Gleichheit der Bürger im Staat und ihrer sozialen Ungleichheit als Menschen in der Gesellschaft, die weitgehend von Produktionsweise und Wirtschaftsordnung bestimmt wird. Hier setzten schon die Vorläufer der Arbeiterbewegung an, indem sie an „die Forderung der Gleichheit als Bedingung der bürgerlichen Existenz ... die proletarische Konsequenzzieherei von der politischen auf die soziale Gleichheit knüpf(t)en“.⁴ Und genau hier setzte die moderne Arbeiterbewegung an, die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts formiert hatte: Die politische Freiheit der Staatsbürger sollte zur sozialen Freiheit der Wirtschaftsbürger, also aller an der Wirtschaft Beteiligten, auch und gerade der Lohnarbeitenden, ausgeweitet und so soziale Gerechtigkeit realisiert werden. Die Arbeiterbewegung griff dabei die Ideen der europäischen Aufklärung auf und entwickelte diese – angereichert mit eigener Erfahrung und Marxschen Erkenntnissen – weiter.

¹ Neucs Deutschland, Berlin, 31. Dezember 1999.

² Eine von der Autorin am 1. Mai 1999 durchgeführte mündliche Umfrage nach Material zum Thema Wirtschaftsdemokratie bei den Gewerkschaftsständen vor dem Roten Rathaus in Berlin ergab: Keine der Gewerkschaften hatte solches zu bieten, stattdessen Schulterzucken, fragende, ungläubige Blicke. Der von mir angesprochene Vorsitzende einer als links geltenden Gewerkschaft des DGB meinte kurz angebunden, Wirtschaftsdemokratie sei kein Thema, 100 000 Jugendliche in Arbeit zu bringen wichtiger, als die Deutsche Bank zu enteignen.(?)

³ Vgl. H. Klenner, Aufklärungshistorisches zur sozialen Gerechtigkeit, in: Z 40 (Dezember 1999).

⁴ F. Engels, Vorarbeiten zum „Anti-Dühring“, MEW 20, S. 580. Ebenda: „Der Zusammenhang zwischen bürgerlicher Gleichheit und proletarischer Konsequenzzieherei näher zu entwickeln.“

Die alte Arbeiterbewegung – Erbin der bürgerlichen Aufklärung

Als Erbin der Aufklärung hatte die europäische Arbeiterbewegung insbesondere drei Ideenstränge aufgenommen und weitergeführt:

1. Die Gleichheit aller Menschen und ihrer Würde von Natur aus – ergänzt durch Gleichheitsvorstellungen aus der Gleichheit der allgemeinen menschlichen Arbeit in der Warenproduktion.⁵ Die drei von Hermann Klenner benannten Inhalte (Richtungen) des Gerechtigkeitsdenkens der europäischen Aufklärer⁶ wurden durch die spezifische Sicht der Lohnarbeitenden gebrochen: Als Erkenntnisquellen dienten Erfahrungen der proletarischen Existenz und das Wissen, welches Karl Marx mit der Analyse der kapitalistischen Ökonomie erarbeitet hatte; als fundamentale Ungerechtigkeit wurde nunmehr die erlebte soziale Ungleichheit in der kapitalistischen Gesellschaft für illegitim erklärt; das für diese Gesellschaft charakteristische – real erfahrene – Zusammenspiel von politischer Gleichheit und sozialer Ungleichheit wurde zum Kardinalproblem der *sozialen* Gerechtigkeit.

2. Aus der ungerechten, mit der Würde des Menschen unvereinbaren „Ungleichheit der Bürger als Menschen unter dem Gesetz“, also in der Gesellschaft, im besonderen in deren Kernbereich – der Wirtschaft, wo die Lohnarbeitenden zwar die wichtigste Produktivkraft, aber vom Eigentum an Produktionsmitteln ausgeschlossen und deshalb den Unsicherheiten ihrer sozialen Existenz ausgesetzt sind, folgerten Akteure der Arbeiterbewegung das Recht auf Mitbestimmung in Produktion und Wirtschaft – auf gleiche Teilhabe am Arbeitsprodukt und am Produktionsmitteleigentum (oder zumindest an der Verfügungsgewalt über dieses) als Grundlage für soziale (ökonomische) Gleichheit. Zur ethischen Begründung der Gerechtigkeit trat die politökonomische hinzu.

3. Es wurde die Aufklärer-Auffassung „von der Gerechtigkeit als einer den Menschen nicht vorgegebenen, sondern von ihnen selbst zu gestaltenden sozialen und politischen Ordnung“ und in diesem Zusammenhang von der Verpflichtung des Staates, über die Realisierung formaler Gleichheit hinaus gesellschaftliche Abhängigkeiten – „und zwar wegen ebenderselben Menschenwürde“ – abzubauen⁷ aufgegriffen und weiter ausgeprägt. Die Hegelsche Verknüpfung von Herrschaft/Knechtschaft mit dem Antagonismus Reichtum/Armut mündete – vor allem aufgrund der eigenen Lebenserfahrung, nicht theoretischer Hegelstudien – (in Umkehrung seines Satzes, wer Herrschaft und Reichtum wolle, müsse Knechtschaft und Armut wollen⁸) in die Schluß-

⁵ Vgl. K. Marx/F. Engels, MEW 23, S. 74; MEW 20, S. 580.

⁶ Vgl. H. Klenner, a.a.O., S. 27.

⁷ Ebenda, S. 26, 30/31.

⁸ Vgl. Ebenda, S. 32/33.

folgerung: Wer Knechtschaft und Armut überwinden will, muß Herrschaft und Reichtum bekämpfen.

Gerechtigkeitsideal und politische Ökonomie der Lohnarbeitenden

Wenn von Erfahrungen und Wissen als Erkenntnisquellen der Arbeiterbewegung für ihren Anspruch auf soziale Gleichheit als Kern sozialer Gerechtigkeit die Rede ist, so geht es beim Wissen vor allem um das an Marx und Engels anknüpfende Verständnis von Gerechtigkeit und sozialer Gerechtigkeit. Auch da soll an die von Hermann Klenner vor längerer Zeit zusammengetragenen und analysierten Aussagen der beiden Klassiker der sozialistischen Bewegung angeknüpft werden.⁹

1. Gerechtigkeit ist keine ewige, abstrakte Kategorie. Sie ist in der klassengespaltenen kapitalistischen Gesellschaft jeweils an bestimmte Klasseninteressen (bzw. die sozialer Gruppen oder Schichten) gebunden. Da die kapitalistische Produktionsweise auf dem Widerspruch von Kapital und Lohnarbeit beruht, der zwar nicht der einzige, aber der grundlegende ist, gibt es auf ihrer Basis (mindestens) zwei Gerechtigkeiten: die der Kapitalisten, einer Minderheit, und die der Lohnarbeitenden, der großen Mehrheit.

2. Die kapitalistische Gerechtigkeit entspricht der politischen Ökonomie des Kapitals. Die Gerechtigkeit dieser politischen Ökonomie – fixiert in Gesetzen, die „die bestehende Gesellschaft beherrschen“, – „ist ganz auf der einen Seite – der Seite des Kapitals“.¹⁰ Sie enthält die „allerungerechteste Teilung des vom Arbeiter geschaffenen Produkts“ zugunsten der Kapitalisten, die nicht arbeiten, aber (und weil sie) Eigentümer der Produktionsmittel sind.¹¹ Engels nannte sie „eine sehr sonderbare Sorte von Gerechtigkeit“, denn: „Der Arbeiter hat keinen gerechten Ausgangspunkt“, „im Wettlauf mit dem Kapital sind die Arbeiter ... benachteiligt“ gegenüber den Besitzern der Arbeitsmittel, nicht zuletzt aufgrund der Existenz einer Reservearmee von Arbeitslosen, besonders infolge technologischer Entwicklung.¹² Engels empfahl deshalb der englischen Arbeiterbewegung statt ihres alten Wahlspruchs „gerechter Lohn für gerechtes Tagwerk“ den Wahlspruch: „Besitzer der Arbeitsmittel ... soll das arbeitende Volk selbst sein“.¹³

3. Gegen die kapitalistische politische Ökonomie und deren „sonderbare Sorte von Gerechtigkeit“ steht im Kapitalismus die politische Ökonomie der Lohnarbeitenden und deren Gerechtigkeitsverständnis. Dieses stützt sich nicht zu-

⁹ Vgl. H. Klenner: *Marxismus und Menschenrechte*, Berlin 1982, S. 147-158.

¹⁰ F. Engels, MEW 19, S. 249.

¹¹ Ebenda, S. 251.

¹² Ebenda, S. 247/248.

¹³ Ebenda, S. 249.

letzt auf das „sittliche Gefühl“ der Ungerechtigkeit kapitalistischer politischer Ökonomie gegenüber dem „(lohn)arbeitenden Volk“. Engels: „Nach den Gesetzen der bürgerlichen Ökonomie gehört der größte Teil des Produkts nicht den Arbeitern, die es erzeugt haben. Sagen wir nun: das ist unrecht, das soll nicht sein, so geht das die(se) Ökonomie zunächst (!) nichts an. Wir sagen bloß, daß diese ökonomische Tatsache unserm sittlichen Gefühl widerspricht.“ Marx habe daher „nie seine kommunistischen Forderungen hierauf begründet, sondern auf den notwendigen ... Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise“.¹⁴

Dennoch bleibt überaus wichtig: Das sittliche Gefühl der Lohnarbeitenden wendet sich gegen die Tatsachen der kapitalistischen politischen Ökonomie. Dieses sittliche Gefühl stand, verbunden mit Marxschen Erkenntnissen, am Beginn der modernen sozialistischen Arbeiterbewegung – es motivierte ihren Kampf um die Durchsetzung der politischen Ökonomie der Lohnarbeit (und deren Fixierung in Gesetzen gegen diejenige des Kapitals).¹⁵ Dazu gehörte nicht zuletzt die von Engels so zusammengefaßte politökonomische Erkenntnis: Das Kapital zahle die (nach seiner Ansicht) „überaus gerechten Löhne“ aus dem Kapital, aber dieses produziere keine Ware. „Arbeit ist, abgesehen vom Grund und Boden, die einzige Quelle des Reichtums; Kapital selbst ist nichts weiter als angehäuften Arbeitsprodukt. Hieraus folgt, daß der Arbeitslohn aus der Arbeit bezahlt wird und daß der Arbeiter aus seinem eigenen Arbeitsprodukt entlohnt wird. Entsprechend dem, was man gewöhnlich Gerechtigkeit nennt, müßte der Lohn des Arbeiters aus dem Produkt seiner Arbeit bestehen. Aber das würde nach der (kapitalistischen) politischen Ökonomie nicht gerecht sein. Im Gegenteil, das Arbeitsprodukt des Arbeiters geht an den Kapitalisten ... Und das Ende dieses ungewöhnlich ‚gerechten‘ Wettlaufs der Konkurrenz ist somit, daß das Arbeitsprodukt derer, die arbeiten, unvermeidlich in den Händen derer angehäuften wird, die nicht arbeiten, und in ihren Händen zu dem mächtigsten Mittel wird, eben die Menschen zu versklaven, die es hervorgebracht haben.“¹⁶ Das Ideal der „ewigen Gerechtigkeit“ war nach Engels immer nur der ideologisierte, also interessengeleitete „Ausdruck der bestehenden ökonomischen Verhältnisse, bald nach ihrer konservativen, bald

¹⁴ F. Engels, MEW 4, S. 561.

¹⁵ Eduard Bernstein schrieb 1910 zu Recht: Die Arbeiterbewegung sei damit, „daß sie auf die materielle Vermehrung der Lebensgenüsse der Arbeiterklasse gerichtet ist, auch notwendig von der Idee der irdischen Glückseligkeit beherrscht“, und das könne „in einem hohen Grade mit ethischem Idealismus verbunden sein“. – „Nur die theoretische Begründung des Sozialismus kann – wie der Marxismus zeigt – auf ethische Beimischungen verzichten ... Aber sobald der Arbeiter seinen Kampf als Teil der sozialen Bewegung der Klasse auffaßt, fängt er an, sozialer Idealist zu sein. Als Bewegung der Arbeiterklasse ist eine unethische Arbeiterbewegung unmöglich. Schon der Klassenbegriff enthält hier ein ethisches Element.“ (E. Bernstein: *Arbeiterbewegung, in der Monographiensammlung „Die Gesellschaft“*, hrsg. von Martin Buber, Doppelband 35/36, 1910, S. 192/193.)

¹⁶ F. Engels, MEW 19, S. 249.

nach ihrer revolutionären Seite hin“¹⁷ So wie seinerzeit für die Bourgeoisie im Kampf gegen feudale Zustände wurde das „sittliche Gerechtigkeitsgefühl“ der Lohnarbeitenden gegen die Ungerechtigkeiten der kapitalistischen politischen Ökonomie zu einer bewegenden Idee „nach ihrer revolutionären Seite hin“. Die sozialistische Arbeiterbewegung, im besonderen die freie Gewerkschaftsbewegung, setzte im 19. Jahrhundert hier an: Sie stritt für die Durchsetzung der politischen Ökonomie der Lohnarbeitenden gegen die „allerungerechteste Teilung des vom Arbeiter geschaffenen Produkts“, für die gerechte (gleichberechtigte) Teilhabe daran – und an den Produktionsmitteln.

4. Wenn Lohnarbeitende – von ihrem Gerechtigkeitsideal geleitet – gegen die politische Ökonomie des Kapitals stritten, so handelten sie damit im Sinne der historischen Gerechtigkeit, die Hermann Klenner, Engels folgend, als „Übereinstimmung einer Erscheinung mit den objektiven Erfordernissen... der gesellschaftlichen Vorwärtsentwicklung“ definierte.¹⁸ Engels: „... erklärt das sittliche Bewußtsein der Masse (!) eine ökonomische Tatsache für unrecht, so ist das ein Beweis, daß die Tatsache sich selbst schon (heute wissen wir: allgemeinhistorisch, noch nicht konkrethistorisch – U. Pl.) überlebt hat, daß andere ökonomische Tatsachen eingetreten sind, kraft deren jene unhaltbar geworden sind“.¹⁹ Diese „ökonomischen Tatsachen“ bildeten die Bewegung der (zunehmend gewerkschaftlich organisierten) Lohnarbeiterschaft und das reale Einwirken ihrer politischen Ökonomie auf die kapitalistische Gesellschaft. Marx definierte diese politische Ökonomie 1864 als „Kontrolle sozialer Produktion durch soziale Ein- und Vorsicht“²⁰ Dazu gehört die *gesetzliche* Beschränkung der Arbeitszeit: Das von der englischen Arbeiterklasse 1847 erkämpfte Gesetz über den zehnstündigen Arbeitstag nannte Marx „nicht bloß eine praktische Errungenschaft, sie (die Zehnstundenbill) war der Sieg eines Prinzips. Zum ersten Mal erlag die politische Ökonomie der Mittelklasse in hellem Tageslicht vor der politischen Ökonomie der Arbeiterklasse.“²¹

5. Die Durchsetzung eines *Gesetzes* gegen die politische Ökonomie der Kapitalistenklasse als „Sieg eines Prinzips“ weist auf das Ringen von (zumindest) zwei politischen Ökonomien in der Gesellschaft auf politischer Ebene – *im Staat* – hin. Der Staat, so die Marxsche Erkenntnis, ist in erster Linie ein Instrument der ökonomisch herrschenden Klasse. Aber er entstand aus dem gesellschaftlichen Bedürfnis, gesellschaftliche Erfordernisse „unter eine gemeinsame Regel zu fassen“, und blieb immer auch Träger gesamtgesellschaftlicher Anliegen.²² In wel-

¹⁷ F. Engels, MEW 18, S. 277.

¹⁸ H. Klenner, *Marxismus*, a.a.O., S. 156.

¹⁹ F. Engels, MEW 4, S. 561.

²⁰ K. Marx, MEW 16, S. 11. Ebenda, S. 12, bezeichnete Marx die Genossenschaftsbewegung als ein Prinzip der politischen Ökonomie der Arbeiterklasse gegen die politische Ökonomie des Kapitals.

²¹ Ebenda.

²² F. Engels: „Diese Regel, zuerst Sitte, wird bald Gesetz. Mit dem Gesetz entstehen notwendig Organe, die mit seiner Aufrechterhaltung betraut sind – die öffentliche Gewalt, der Staat“

chem Maße die eine bzw. die andere Seite seines Wesens zum Tragen kommt, hängt vom Kräfteverhältnis – nicht zuletzt in den gesetzgebenden Körperschaften – ab. Darüber schrieb Engels 1881: „... die herrschende Klasse verteidigt ihre politische Vorherrschaft, das heißt (!) ihre sichere Mehrheit in den gesetzgebenden Körperschaften; die untere Klasse kämpft zuerst um einen Anteil an dieser (!) Macht, später um die ganze Macht, um in die Lage zu kommen, die bestehenden Gesetze entsprechend ihren eigenen Interessen und Bedürfnissen zu ändern“. Und an anderer Stelle: „Überall kämpft der Arbeiter um die politische Macht, um die direkte Vertretung seiner Klasse in den gesetzgebenden Körperschaften ...“²³ In den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts, als die deutsche Sozialdemokratie eine starke Kraft in Parlamenten wurde, setzte Engels auf die Gesetzlichkeit für den weiteren Aufstieg der „sozialistischen Streitkräfte“: Sie müßten „in hartem, zähem Kampf von Position zu Position langsam vordringen“ durch „langsame Arbeit der Propaganda und parlamentarische Tätigkeit“.²⁴ Wirtschaftsdemokratie – Kern sozialer Gerechtigkeit

Die *evolutionäre* Veränderung der gegebenen ökonomischen Verhältnisse auf dem Wege der in hartem Kampf (das NB!) durchzusetzenden entsprechenden Gesetzgebung (in Umkehrung von Engels) „nicht gesetzlich, also revolutionär“²⁵ – d. h. vermittels staatlicher Machtmittel – wurde seitdem zu einem Angelpunkt im Wirken eines großen Teils der sozialistisch orientierten Arbeiterbewegung, die zugleich „das aufklärerische Prinzip der Nichtanwendung von Gewalt zur Durchsetzung eigener vernunftbegründeter Ziele“ (Helga Grebing) aufgenommen hatte.

Zusammengefaßt: Das Gerechtigkeitsideal der alten Arbeiterbewegung enthielt ethische, politökonomische (soziale) und politische (auf den Staat bezogene) Aspekte. Es ging um individuelle soziale Rechte ebenso wie um die Gleichberechtigung der Lohnarbeitenden als Klasse in Staat *und* Gesellschaft, vor allem in der Wirtschaft als deren Mittelpunkt. Gerechtigkeit allgemein ist eine ethische Kategorie. Soziale Gerechtigkeit wird ökonomisch begründet und meint das Recht auf gleiche (gleichberechtigte) Teilhabe der Lohnarbeitenden an dem von ihnen geschaffenen Arbeitsprodukt ebenso wie an der Verfügungsgewalt über Produktionsmittel und somit zumindest auf Mitbestimmung bei Entscheidungen in Betrieb und der gesamten Wirtschaft.

Das Gerechtigkeitspostulat Wirtschaftsdemokratie enthielt dem entsprechend stets dreierlei:

(MEW 18, S. 276) Vgl. auch ders. in MEW 21, S. 28: „... Gesellschaft, zusammengefaßt im Staat...“; ders., ebenda, S. 170f.: „Die Zusammenfassung der zivilisierten Gesellschaft ist der Staat, der in allen mustergültigen Perioden ausnahmslos der Staat der herrschenden Klasse ist und in allen Fällen wesentlich (!) Maschine zur Niederhaltung der unterdrückten, ausgebeuteten Klasse bleibt.“

²³ F. Engels, MEW 19, S. 258, 278.

²⁴ F. Engels, MEW 22, S. 515, 523.

²⁵ F. Engels, MEW 36, S. 239.

1. Das ethische Moment der Menschenwürde – der Freiheit von entwürdigenden Abhängigkeiten – als Ausgangspunkt.

2. Inhaltlich den politökonomisch begründeten Anspruch auf gleichberechtigte Teilhabe an der Wirtschaft als Tätigkeitsfeld aller aktiven Gesellschaftsmitglieder, artikuliert in Forderungen nach gleicher Teilhabe am Arbeitsprodukt sowie nach gleichberechtigter Mitbestimmung in der Wirtschaft und deren demokratischer Gestaltung (Einflussnahme der unmittelbaren Produzenten, der Lohnarbeitenden, auf wirtschaftliche Entscheidungen); nach (staatlicher oder gemeinschaftlicher) Kontrolle privaten (Groß-) Eigentums an Produktionsmitteln; nach dessen mehr oder weniger umfangreichen Sozialisierung (Überführung in verschiedene Arten des Gemeineigentums) als Formen der Demokratisierung der Wirtschaft.

3. Politisch die Verpflichtung des Staates (auch) für die Lohnarbeitenden – die große Mehrheit der „Staatsbürger als Menschen“ – tätig zu sein: mit entsprechender sozialer Gesetzgebung sowie im Sinne der Demokratisierung der Wirtschaft vermittelt öffentlichen Eigentums, staatlicher Lenkung (u. a. wirtschaftliche Gesamt- bzw. Rahmenplanung) und Kontrolle der Wirtschaftstätigkeit.

Eine Analyse gewerkschaftlicher (und sozialdemokratischer) Programmatik zwischen 1891 und 1989 weist aus: Die vorstehend genannten drei Punkte gehörten stets zu deren Kernaussagen. Das trifft, wenn auch in abgeschwächter Form, auch für das 1996 angenommene und heute gültige Grundsatzprogramm des DGB zu.²⁶ Im Verlauf dieser einhundert Jahre hatten die freien Gewerkschaften für die Durchsetzung der Wirtschaftsdemokratie als einer Anforderung sozialer Gerechtigkeit gekämpft und einiges erreicht: nach der Jahrhundertwende zunächst mit Tarifverträgen, später, nach der Revolution 1918/1919, mit der Weimarer Reichsverfassung und der sozialen Gesetzgebung der 20er Jahre.²⁷ Dazu gehörten:

1. eine Beschränkung der Autokratie des Unternehmertums – der „Freiheit des Marktes“ – im Umgang mit der Arbeitskraft. Hans Mommsen hatte das 1977 so zusammengefaßt: „In allen wesentlichen Punkten ist das sozialstaatliche Instrumentarium der Bundesrepublik während der Weimarer Zeit entwickelt oder institutionalisiert worden. Das gilt für das Arbeits- und Tarifvertragsrecht, das System der Arbeitslosenversicherung, die Arbeitsschutz- und Ar-

²⁶ Dazu mehr in den nächsten Hefen von „Utopie kreativ“: Kommunisten schlossen in ihren Konzepten ethische Gesichtspunkte weitgehend aus, bauten ausschließlich auf die ökonomische Begründung und orientierten auf einen „Bruch“, der früher die (auch gewaltsame) Ausrückung der „Diktatur des Proletariats“ und sofortige umfassende Enteignung der Produktionsmittel beinhaltete. Auch heute fordern sie den „revolutionären Bruch“, ohne allerdings zu erläutern, was dieser inhaltlich bedeuten und wie er vorstatten gehen soll. Vgl. UZ-Magazin, Dezember 1999, S. 52–54. Transformation oder revolutionärer Bruch?

²⁷ Vgl. dazu u. a. die Monographie der Autorin: Theodor Leipart (1867-1947). Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz. Ein Lebensbild mit Dokumenten. I. Halbband: Biographie (ISBN 3-89626-079-0).

beitszeitregelungen wie den Komplex der Betriebsverfassung“ – „Vergleicht man das, was während jener 14 krisenhaften Jahre der Weimarer Republik, die unter denkbar ungünstigen ökonomischen Bedingungen standen, auf sozialpolitischem Gebiet getan worden ist, mit den entsprechenden Maßnahmen in den mehr als zweieinhalb (und nunmehr fünf – U. Pl.) Jahrzehnten bundesrepublikanischer Entwicklung, so ergibt sich für Weimar eine bemerkenswert positive Bilanz ...“²⁸

2. Praktisch erprobte Schritte hin zu einer „Sozialisierung von unten“, hin zu demokratischen, nicht profitbestimmten, am gesellschaftlichen Interesse orientierten Wirtschaftsformen (gewerkschaftseigene Unternehmen und Bank, Genossenschaften). Ihre Weiterentwicklung wurde in den Krisenjahren 1930-1932 ökonomisch untergraben und 1933 politisch durch die vom deutschen Industrie- und Bankkapital betriebene Machtübergabe an die Nazis abgebrochen. Nach 1945 wiederaufgelebt, wurden sie in den 70er und 80er Jahren durch Teile der Gewerkschaftsbürokratie diskreditiert. Sie bleiben aber im „Arsenal produktiver Ideen und Potenzen“ für die Lösung „liegendegebliebener Probleme des 20. Jahrhunderts“ – und verschränken sich mit Netzwerkideen und ähnlichen Formen der Gegenwart.

3. Theoretische und konzeptionelle Überlegungen zur notwendigen Demokratisierung der Entscheidungsbefugnisse in der Wirtschaft, darunter: neben möglichen, von der Staatsverfassung – auch dem Grundgesetz der Bundesrepublik – legitimierten Enteignungen (z.B. im Falle der Verletzung gebotener „Sozialpflichtigkeit des Eigentums“) vor allem die Demokratisierung der Verfügungsgewalt über das Eigentum an wichtigen, das Leben der gesamten Gesellschaft betreffenden Produktionsmitteln sowie Banken durch wirksame Mitbestimmung der Gewerkschaften und anderer gesellschaftlicher Kräfte; die Aufgaben staatlicher Organe (der Parlamente, Exekutivorgane, Kommunen), als Träger gesamtgesellschaftlicher Interessen in dieser Richtung mit entsprechender Gesetzgebung, mit Kontroll- und Planungsorganen u.a. aktiv zu sein; die demokratisierende Rolle des öffentlichen – staatlichen, kommunalen – Eigentums und seine demokratische Organisation.

Diese Ideen wurden 1945 von den Gewerkschaften bis einschließlich 1989 mehr oder weniger aktiv verfochten. Sie scheinen erst in den 90er Jahren, als der Kapitalismus allein „übriggeblieben“ und nunmehr weitgehend schrankenlos geworden ist, verdrängt worden und fast zum Erliegen gekommen zu sein. Es wird Zeit, sich an sie zu erinnern und ihre produktiven Potenzen – gebrochen durch Probleme und Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart – in die linken, soziale Gerechtigkeit anstrebenden Alternativen wieder aufzunehmen. Dabei sollten ethische, politökonomische und staatspolitische (rechtliche) Aspekte des „Gerechtigkeitspostulats Wirt-

²⁸ H. Mommsen: Staatliche Sozialpolitik und gewerkschaftliche Strategie in der Weimarer Republik, in: Gewerkschaftliche Politik: Reform aus Solidarität, Hg. U. Borsdorf u. a., Köln 1977, S. 64, 65.

schaftsdemokratie“ gleichermaßen zum Tragen kommen: Die viel zitierten Prozesse der Individualisierung werden vermutlich ethische Fragen, auch und gerade in der Wirtschaft, aufs neue stellen; die geforderte „Demokratisierung der Demokratie“²⁹ wird ohne die Demokratisierung der Entscheidungsbefugnisse in der Wirtschaft – zu der die Arbeitnehmerschaft und ihre Organisationen auch heute mindestens genauso gehören wie das Unternehmertum! – auf Dauer nicht möglich sein; und: „die Erfüllung der Ideen der Gerechtigkeit muß staatlich legalisiert“ (Oskar Negt), auch per Gesetzgebung „organisiert“ werden – gegen den Widerstand des Unternehmertums.

Kann eine solche evolutionäre, reformorientierte (nicht reformistische – diese schließt den Faktor Massenaktionen aus) wirklich „nie etwas anderes sein als eine Variante des kapitalistischen (politischen) Managements“?³⁰ Das hängt nicht zuletzt davon ab, ob Wirtschaftsdemokratie – auch und gerade im Zuge der gegenwärtigen Diskussion um soziale Gerechtigkeit – als eine (die) Grundfrage der sozialen Gerechtigkeit, als ein dringendes gesellschaftliches Erfordernis ins gesellschaftliche Bewußtsein gehoben wird, damit diese Idee (wie seit den 70er Jahren der Umweltschutz und die Frauengleichstellung) einmal gesellschaftsverändernd wirksam wird. In diese Richtung zu wirken, sollte eine Aufgabe aller Linken, ganz besonders in den Gewerkschaften, sein.

Marxisten in Sachsen

Tagung „Marxistisches Forum Sachsen“ am 4. März 2000 in Leipzig

Unter dem Titel „Marxisten in Sachsen – für eine wissenschaftlich begründete Programmatik der PDS“ veranstaltete das „Marxistische Forum Sachsen“ am 4. März 2000 in Leipzig eine theoretische Konferenz. Das Forum hatte Anfang Januar einen Aufruf verabschiedet, in dem die Bildung regional eigenständiger marxistischer Gruppen in und bei der PDS angeregt sowie die Einladung zur Konferenz ausgesprochen wurde. Initiator des Aufrufes war das schon längere Zeit bestehende „Marxistische Forum Leipzig“. Die ca. 140 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung kamen vornehmlich aus Sachsen, aber auch aus Thüringen, Sachsen-Anhalt, Berlin, Hamburg, Bayern und Niedersachsen.

Mit dem Untertitel der Konferenz „PDS vor Bad Godesberg?“ reagierten die Veranstalter auf die drastischen Versuche des Parteivorstandes und der Programmkommission im Vorfeld des Münsteraner Parteitag, den im geltenden Programm festgeschriebenen Grundkonsens der PDS auszuhebeln. Dieser besteht darin, dass im Sinne von Marx die Herrschaft des Kapitals durch eine Gesellschaft abgelöst werden muss, in der die Dominanz des kapitalistischen Privateigentums überwunden und dessen reale Vergesellschaftung erreicht wird.

In seinen einleitenden Bemerkungen betonte Dieter Götze (Vorsitzender des Marxistischen Forums Leipzig), die Kritik der Marxisten an der programmatischen Debatte der PDS sei auf folgende Schwerpunkte gerichtet: die ungenügende antiimperialistisch-demokratische Standortbestimmung, das Abgehen vom Primat des außerparlamentarischen Kampfes, den Austausch des Konsensprinzips durch das Mehrheitsprinzip, die Verabschiedung vom Marxismus unter Nutzung der „Modemethode“, die Verwässerung des wissenschaftlichen Sozialismusbegriffes, die sehr abwertende Haltung zum Sozialismusversuch in der DDR und zur Oktoberrevolution, die verklärende Darstellung der BRD in Geschichte und Gegenwart sowie die überaus fatalen Wandlungsprozesse in der Auffassung der Friedensfrage. Scharf wandte er sich gegen die Denunziation von Andersdenkenden in der PDS als „linke Dogmatiker“. Götze wörtlich: „Wir erwarten morgen weder die Oktoberrevolution, noch den Abschluss des marxistischen Denkens. An der Kritik des Kapitalismus halten wir genauso fest, wie am demokratischen Sozialismus als einer erstrebenswerten Gesellschaftsordnung.“

Die beiden Hauptreferate wurden von Ekkehard Lieberam (stellv. Vorsitzender des Marxistischen Forums Leipzig) und Ingo Wagner (Mitglied des Marxistischen Forums Leipzig) gehalten.

Ekkehard Lieberam sprach zum Thema „Programmpräzisierung aus marxistischer Sicht oder 'Gang nach Godesberg'“. Als Einstieg wählte Lieberam das Bild aus der Apostelgeschichte von Lukas (Kap. 19, Vers 12): „Etliche rede-

²⁹ Vgl. jüngst André Bric, Die Zukunft des Politischen, in: Utopie kreativ, H. 111 (Januar 2000).

³⁰ Frank Deppe: Die Linke in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Supplement der Zeitschrift „Sozialismus“, Hamburg, H. 1/2000, S. 9.

ten so, etliche anders, und die Gemeinde ward irre, und die meisten wussten nicht, warum sie zusammengekommen waren.“ Er skizzierte anschaulich den Weg, den die programmatische Debatte bislang genommen hat. Dabei werde nicht nur deutlich, dass selbst die Frage nach der Notwendigkeit eines programmatischen Handlungsbedarfes bis heute unbeantwortet geblieben ist, sondern auch, dass noch gar keine echte Debatte stattgefunden hat. Die konträren Meinungen innerhalb der PDS stehen sich vor allem in Gestalt der Mehrheitsthesen und des Minderheitenvotums der Programmkommission gegenüber. Damit sei nunmehr „die Chance gegeben, endlich zu einer wirklichen Debatte um inhaltliche Fragen in der PDS zu kommen.“ Lieberam zeigte die hiermit verbundenen Anforderungen auf. Er nahm Bezug auf das Vorbild des Erfurter Programms von 1891 und machte deutlich, dass es darum gehen müsse, ausgehend von einer wissenschaftlichen Analyse der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sozialistischer Politik, programmatische Konsequenzen zu diskutieren und zu entwickeln. Im Mittelpunkt stünden dabei: die Veränderungen in der Ökonomie und Politik des Kapitalismus seit 1993; der Beginn einer neuen Epoche der Weltgeschichte, charakterisiert durch entfesselten Kapitalismus und grundlegend veränderte hegemoniale Machtverhältnisse zugunsten des großen Kapitals; die Vertiefung der sozialen Spaltung der Gesellschaft; die Förderung und Organisierung des Widerstandes gegen die Politik der sozialen Demontage und der sozialen Ausgrenzung. „Die ideologische Hegemonie der Rechten darf nicht durch die ideologische Kapitulation der Linken ergänzt werden.“ Lieberam betonte, die Qualität programmatischer Aussagen sei wesentlich an ihrer Prognosefähigkeit zu messen. So habe sich die im geltenden Programm prognostizierte Tendenz zum kriegerischen Kapitalismus bestätigt, woraus nur eine Verstärkung ihrer antimilitaristischen Politik abgeleitet werden könne. Im weiteren ging Lieberam den programmatischen Konsequenzen nach, die sich aus der gestärkten Stellung der PDS im politischen System der BRD gegenüber 1993 ergeben. Er machte deutlich, dass diese Konsequenzen im Zusammenhang mit der Verschlechterung des politischen Kräfteverhältnisses zu sehen sind und wandte sich scharf gegen das Ausspielen von Prinzip und Taktik in der Politik der PDS - gegen jegliche Art von „integrationistischem Reformismus“ (W. Abendroth), die Entwicklungen in der PDS in Richtung Anpassungsopposition und Staatspartei programmatisch abzusegnen. Er sah darin keine „unauffhaltsame Gesetzmäßigkeit“. „Um allerdings wirklich den Weg nach Godesberg zu stoppen und im Zuge der Überarbeitung des geltenden Programms der Dramatik der Entwicklung zum ungezügelten und kriegerischen Kapitalismus politisch wie auch programmatisch gerecht zu werden, bedarf es schon einer sehr ernsthaften Debatte, großer Anstrengungen und auch struktureller Veränderungen in der PDS.“

Ingo Wagner sprach zum Thema „Sozialreformistische Anpassung oder radikale Kapitalismusreform? – Kritische Notate zur programmatischen Debatte der PDS“. „Quo vadis PDS?“ – so lautete seine Ausgangsfrage. Gleich einleitend machte er deutlich, dass sich die Gefahr einer gespaltenen PDS vor allem aus dem unüberbrückbaren Gegensatz von sozialreformistischer Anpassung

und radikaler Kapitalismusreform ergibt. Das Programm der PDS enthalte Momente einer marxistischen Gesellschaftsbetrachtung. Würden sie „eliminiert, wird die Partei des Demokratischen Sozialismus künftig vollständig als eine Partei des kleinbürgerlichen Sozialreformismus agieren.“ Mit den Thesen der Programmkommission werde versucht, „das geltende Programm grundlegend ‘modern sozialistisch’ zu korrigieren“. Wagner sah darin die Konsequenz einer Politik der reformistischen Anpassung, wie sie von der Führung der PDS schon seit langem betrieben werde. „Weil dies aber so ist, wurde der bisherige Konsens durch den totalen Übergang der ‘Reformer’ auf die Positionen des Sozialismus der Moderne (Moderner Sozialismus) aufgekündigt; denn er ist der Kulminationspunkt der Thesen zur programmatischen Debatte und die Scheidelinie zum geltenden Programm.“ Wagner zeigte auf, dass der ‘Moderne Sozialismus’ weiter zurückreichende Wurzeln hat. Er wurde bereits in der Endzeit der DDR als bürgerliche Modernisierungstheorie aus der Taufe gehoben. Das Ergebnis der angestrebten Verbindung von Sozialismus und Moderne könne nur ein modernisierter und insofern moderner „Bourgeoisie sozialismus“ sein. Der „Moderne Sozialismus“ verzichte auf eine wissenschaftliche Begründung des Sozialismusbegriffes und verabschiede sich nicht nur vom Marxismus, sondern vom Sozialismus überhaupt. Dies unterscheide ihn deutlich vom „evolutionären Sozialismus“ Bernsteins. Der Sozialismus der Moderne sei der Zeitgeist der modernen kapitalistischen Gesellschaft selbst. Nach Wagner fungiert er bereits jetzt als Blankoscheck für einen „Realismus“ der Anpassung an die kapitalistische Gesellschaft. Die Mehrheitsthesen seien „als Kulminationspunkt des Modernen Sozialismus das Bad Godesberg der PDS“. Ein Hauptanliegen der Auseinandersetzung mit diesem Sozialismus müsse sein, der Marxschen Sozialismuskonzeption eine zeitgemäße und insofern moderne Fassung zu geben. Der Weg zum Sozialismus führe über eine konsequent demokratische Kapitalismusreform. Als deren Eckpunkte nannte er: die grundlegende Demokratisierung der Gesellschaft, die Optimierung der ökologischen Nachhaltigkeit, ein Optimum an Menschenrechtsverwirklichung, Eingriffe in das monopolkapitalistische Eigentum, Umformung der kapitalistischen Regulationsweise. Eine marxistische Kapitalismusanalyse müsse das „Ausbrüten des Sozialismus im Schoße des Kapitalismus“ aufspüren.

In der Diskussion (ca. 30 Wortmeldungen) beschäftigte sich eine erste Gruppe von Beiträgen mit Grundfragen sozialistischer Programmatik. Es gehe vor allem darum, die Widersprüche des heutigen Kapitalismus aus marxistischer Sicht zu analysieren und den Erkenntnisfortschritt (insbesondere in der Sozialismusauffassung) deutlich zu machen (E. Teumer). Dabei dürfe die Dialektik von objektiven Bedingungen und subjektivem Faktor nicht aus dem Blick geraten (P. Frost). Es bestehe ein Unterschied zwischen Parteiprogramm und Wahlprogramm. Grundsätzlich falsch sei ein Standpunkt, der den politischen Standort der PDS abhängig vom Standort anderer Parteien mache. Eine Debatte über sozialistische Programmatik könne auch nicht auf die Erfahrungen der 150-jährigen Geschichte der Arbeiterbewegung verzichten, in der Parteiprogramme stets eine besondere Rolle gespielt haben. Die Mehrheitsthesen

ignorierten diese Erfahrungen. Aber Aufbau und Methodik sozialistischer bzw. kommunistischer Programme folgten bestimmten Grundsätzen, die aus den praktischen Kämpfen geschöpft seien. Das Vorbild des geltenden Programms sei das Erfurter Programm (H. Münchow, H. J. Krusch). Die in den Thesen unterbelichtete Rolle der Frau sei für die Ausarbeitung sozialistischer Programmatik stärker zu beachten. Der Kampf um ihre gesellschaftliche Gleichberechtigung habe für die sozialistische Bewegung zentrale Bedeutung (S. Scholze). Besondere Anforderungen seien an die begriffliche Klarheit sozialistischer Parteiprogramme zu stellen. Eine adäquate Gesellschaftstheorie mit exakt definierten Termini sollte auch entscheidendes Korrektiv für die Sprache linker Politik sein (B. Koenitz). Dabei komme es nicht zuletzt auf den richtigen Umgang mit Marx' theoretischem Erbe an. Die Thesen enthielten regelrechte Fälschungen und ignorierten die Genesis z.B. der ökonomischen Anschauungen des Marxismus völlig. Die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln erscheine als ein „verführerischer Gedanke“, nicht aber als die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Produktionsweise selbst (S. Liebig).

In mehreren Beiträgen wurde zum Leitantrag des Parteivorstandes an den Münsteraner Parteitag Stellung genommen, besonders umfassend von U.-J. Heuer. Der Leitantrag, so Heuer, verkörpere nur ein „bisschen“ Fortschritt, aber nicht viel. Er habe den Eindruck, am ursprünglichen Zeitplan solle festgehalten werden. Eine ausführliche Diskussion programmatischer Fragen in Arbeitsgruppen sei bislang nicht in Sicht. Werde dieser Prozess in Münster fortgesetzt, sei ein reformistischer Richtungswechsel in der PDS unvermeidlich. Der theoretische Ausgangspunkt für die Beantwortung jeder praktisch-politischen Frage sei die richtige Bestimmung des Charakters unserer Epoche. Wir stünden am Beginn einer „neuen Epoche“. Sie werde gekennzeichnet durch die weltweite Kapitaloffensive. Zu den dringlichsten Aufgaben gehöre es daher, deutlich zu machen, dass die Mehrheit der Parteibasis gegen einen Richtungswechsel in der PDS sei.

Eine zweite Gruppe von Diskussionsbeiträgen widmete sich dem Thema: Programmatik und subjektiver Faktor. Ein vorschnelles Verabschieden von der durch Marx begründeten Rolle der Arbeiterklasse als das entscheidende revolutionäre Subjekt sei nicht zu rechtfertigen (S. Kretschmar). Aufgabe der PDS müsse es sein, sich mit den Verhältnissen anzulegen, ihre Umwälzung zu befördern (K. Glaser, O. Walther, K. Radtge). Ohne revolutionäre Veränderungen habe es bis jetzt keine Evolution gegeben. Zur Revolution gehöre aber auch eine bestimmte Qualität der gesellschaftlichen Erkenntnis (J. Gildemeister). Daher gehe es vor allem darum, das geltende Programm nicht nur zu verteidigen, sondern weiterzuentwickeln. Dieser Aspekt sei in der bisherigen Diskussion, auch bei U.-J. Heuer, zu wenig berücksichtigt worden (K. Glaser). Das Konzept der „Moderne“ sei eine Farce. Niemand frage, was an der Denkmethode von Marx „modern“ sei. Wir hätten es gegenwärtig mit einem Rückfall in die Utopie zu tun. Notwendig sei es, die Defizite des geltenden

Programms herauszuarbeiten und in die Debatte einzubringen. Dazu gehöre nicht zuletzt der Zusammenhang von ökologischer Politik und radikaler Kapitalismuskritik. Nur wenige in der PDS hätten die radikale Sprengkraft ökologischer Fragestellungen verstanden. Es dürfe auch nicht dazu kommen, die Duldung von Kommunisten in der PDS als „Wert an sich“ misszuverstehen (M. Mäde).

Eine dritte Gruppe von Diskussionsbeiträgen beschäftigte sich mit der Friedensfrage sowie der damit verbundenen antiimperialistischen Politik. Der Krieg sei kein Gesetz der Natur, der Frieden kein Geschenk. Die Aussagen des geltenden Programms der PDS zur Friedens- und Sicherheitspolitik müssten erhalten bleiben. Man möge sich die von Paul Levi und Max Seydewitz gemeinsam mit anderen als Angebot für die SPD im Februar 1929 verfassten „Vorschläge für Programmformulierungen zum Wehrproblem“ anschauen (H. Schneider). Krieg sei kein Reformprojekt. Für den heutigen Kapitalismus habe er existenzielle Bedeutung (K. Radtge). Nach dem Krieg werde die gleiche Politik wie vor und während dem Krieg fortgesetzt. Die Einführung der DM im Kosovo sei ein beredtes Beispiel für die Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates (K. Barlow). Es berühre PDS-Mitglieder schmerzlich, wenn ein Stabsfeldwebel der Bundeswehr UN-Kriegeinsätze realistischer bewerte als die eigene Partei (H. Bilau).

Eine vierte Gruppe von Beiträgen widmete sich dem komplexen Thema: Wirtschaftspolitik/Demokratisierung der Wirtschaft. Hervorzuheben sind u.a. die Ausführungen von W. Roß. Die Frage der Demokratisierung der Wirtschaft sei in der programmatischen Debatte unterbelichtet. Ohne diese Forderung sei keine Demokratisierung des politischen Systems und der Gesellschaft möglich. Drei unterschiedliche Problemfelder seien zu beachten: die Ebene des Unternehmens, der volkswirtschaftliche Maßstab, die Eigentumsfrage. Verständigung sei vor allem geboten, wenn es um die Eindämmung der Verfügungsmacht über das Kapital gehe. Notwendig sei auch, die Verfilzung von Kapital, Parteien und Staat offenzulegen. Ohne die Vergesellschaftung des Eigentums durch Gemeineigentum sei soziale Gerechtigkeit nicht erreichbar. Es dürfe keine Vergesellschaftung der Produktionsmittel ohne die Vergesellschaftung des Staates geben. Die Bändigung des Kapitals mit dem Ziel, eine humane Gesellschaft zu schaffen, müsse durch die Bürger politisch erzwungen werden. Notwendig sei die Formierung der sozialen Emanzipationsbewegung als außerparlamentarische Bewegung.

Die fünfte und letzte Gruppe von Diskussionsbeiträgen befasste sich mit dem Thema: Informationsgesellschaft und Programmatik. Es sei verfehlt, den Begriff des Kapitalismus durch den der Informationsgesellschaft zu ersetzen. Offensichtlich gerate die bestehende Gesellschaft mit den in ihr entwickelten Produktivkräften in einen unlösbaren Konflikt (Massenarbeitslosigkeit, Monopolisierung des Wissens). Durch die sprunghafte Entwicklung der rendite-trächtigen Informationsindustrie und infolge der eigentümlichen Beschaffenheit von „Informationen“ würden Prozesse in Gang gesetzt, die das Fortbeste-

hen der Wertform des Produktes als Grundlage der kapitalistischen Produktionsweise zu einem Anachronismus erklären (L. Brückner, H. G. Gräbe). Nicht mehr die austauschbare Arbeitskraft, sondern die individuelle Kompetenz spiele eine zentrale Rolle. Damit werde eine Gesellschaft notwendig, in der sich das Luxemburg-Wort von der „Freiheit der Andersdenkenden“ in seiner ursprünglichen Bedeutung realisieren lasse (H. G. Gräbe).

Ausgewählte Beiträge der Konferenz sind inzwischen als Heft 28/29 des Bulletins „Marxistisches Forum“ veröffentlicht. Bezug: GNN Buchversand, Badeweg 1, 04435 Schkeuditz, Tel.: 034204/65711, Fax.: /65893. Internet: <http://www.gnn-verlag.de>

Herbert Münchow

Shareholder-Kapitalismus

Tagung des „Forums Gewerkschaften“ am 15. April 2000 in Frankfurt/Main

Am 15. April 2000 fand im Frankfurter Gewerkschaftshaus eine Tagung des „Forums Gewerkschaften“ der Zeitschrift „Sozialismus“ zum Thema „Verteilungskonflikte im Shareholder-Kapitalismus“ statt.

Begrüßt wurden die Teilnehmer des voll besetzten großen Saales vom DGB-Landesvorsitzenden Dieter Hooge. Zu dem Thema „Megafusionen und neue Ökonomie“ referierten Jörg Huffs Schmid von der Memo-Gruppe und Joachim Bischoff, Redakteur von „Sozialismus“. Der Tarifpolitik widmeten sich Helmut Schauer von der Abteilung Tarifpolitik im Vorstand der IG Metall und Michael Wendl, Vorsitzender der ÖTV in Bayern. In der abschließenden Podiumsdiskussion diskutierten zum Thema „Was heißt offensive Verteilungspolitik heute?“ die 2. Vorsitzende der Gewerkschaft HBV, Franziska Wiethold, die Vorsitzende der IG Medien Baden-Württemberg, Sybille Stamm, der Leiter der Abteilung Tarifpolitik der IG Metall, Heribert Karch, sowie Klaus-Peter Loewen, Betriebsrat von Alcatel. Moderiert wurde diese Runde von Hans-Jürgen Urban, Abteilungsleiter Sozialpolitik beim Vorstand der IG Metall.

Dieter Hooge begrüßte die zahlreich erschienenen Teilnehmer in der „Stadt des europäischen Shareholder-Kapitalismus“. Er verwies darauf, dass Bundeskanzler Schröder seine früheren Bedenken gegen die Macht der Banken nun zurückgezogen und eine radikale Wende in der Wirtschaftspolitik vollzogen habe. Das Schröder-Blair-Papier sei keinesfalls tot, sondern lebe in der Steuerpolitik Eichels fort. Hooge warnte vor der Einbindung in eine falsche sozialdemokratische Steuerpolitik und plädierte für mehr Eigenständigkeit der Gewerkschaften, weil diese sonst einen Image-Schaden erleiden könnten.

Jörg Huffs Schmid untersuchte die Hintergründe der neuen Fusionswelle, die er vor allem als Produkt der Krisenerscheinungen sah, die in den letzten beiden Jahrzehnten sichtbar wurden, als nämlich die günstigen ökonomischen und politischen Bedingungen der Nachkriegskonjunktur erschöpft waren. Das Kapital sieht seitdem seinen Ausweg in einer schnellen Rationalisierung und einer massiven Umverteilung von unten nach oben. So sei der Anteil der Löhne und Gehälter am Sozialprodukt von 75 auf 65 Prozent gesunken, und zugleich habe sich die Arbeitslosigkeit vervielfacht. Da die Nachfrage nicht mitwachse, werde der Ausweg nicht in neuen Investitionen, sondern im Kauf bestehender Unternehmen gesucht, oder die flüssigen Mittel würden auf den Finanzmärkten angelegt. Durch die Konzentration auf das Kerngeschäft werde die Weltmarktführerschaft angestrebt.

Als Antwort auf die Fusionen empfahl er aktive Gegenwehr gegen die Umverteilungspolitik, gesetzliche Regelungen bei Übernahmen zum Schutz der Kleinaktionäre und Beschäftigten, einschließlich eines Vetorechts bei Fusionen, um die Hemmungslosigkeit bei Fusionen einzudämmen. Die Steuer- und Sozialpolitik dürfe sich nicht länger an den Interessen der global player orientieren und die paritätische Finanzierung der Sozialversicherung nicht zerstört werden. Demgegenüber seien Spekulationsgewinne steuerlich besser und vollständiger zu erfassen.

Joachim Bischoff verwies auf die Shareholder-Value-Strategie, mit der die Verteilungsverhältnisse auf den Kopf gestellt würden. Die finanzielle Basis der sozialen Sicherungssysteme erodiere, die soziale Verfassung der Bundesrepublik werde ausgehöhlt und damit auch die demokratische Verfasstheit. Es habe sich eine grundlegende Veränderung des Kräfteverhältnisses herausgebildet. Er erinnerte an die Konzentrations- und Zentralisationsprozesse am Ende des vorigen Jahrhunderts im Ergebnis einer sprunghaften Entwicklung der Produktivkräfte und an Untersuchungen Hilferdings, Luxemburgs und Lenins. Waren damals Dampfmaschinen und Eisenbahnen die Verursacher, so sei dies heute die Schlüsseltechnologie Mikroelektronik. Ein riesiger Niedriglohnsektor, Ausweitung der Schattenökonomie und gebrochene Erwerbsbiographien seien die Folge.

Nur die Tarifpolitik neu zu orientieren würde zu kurz greifen. Die gesellschaftliche Verteilung müsse insgesamt auf den Prüfstand gestellt werden. Die Gewerkschaften seien sich noch nicht im Klaren, was tatsächlich ablaufe. Es genüge folglich nicht zu protestieren, sondern es müssten komplexe Antworten gefunden werden, um überhaupt agieren zu können.

Die anschließende Diskussion zeigte weitgehende Einigkeit über die Wirkungen des Bündnisses für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerbsfähigkeit. Die letzten Tarifabschlüsse zeigten, dass die Gewerkschaften in einen Wettbewerbskorporatismus eingebunden wurden. Das Ergebnis sei daher negativ zu werten.

Helmut Schauer konstatierte einen Zerfall des wohlfahrtsstaatlichen Kapitalismus. Dadurch werde der Stellenwert der Tarifpolitik verändert. Die Lohn-

quote sinke seit den achtziger Jahren. Trotz Arbeitszeitverkürzung steige auch die Arbeitslosigkeit. Im Ergebnis der Herausbildung des Shareholder-Kapitalismus habe nicht nur ein Niedergang der gewerkschaftlichen Tarifpolitik, sondern auch ein Zerfall des sozialdemokratischen Reformismus eingesetzt. Nun werde versucht, sich den angeblichen ökonomischen Sachzwängen anzupassen, auf Kosten der Arbeitnehmer und ihrer Einkommen. Diese Strömung widerspiegele allerdings eine allgemeine Stimmung, die durch Angst vor der sich vollziehenden realen Entwicklung geprägt sei. Schauer verwies in diesem Zusammenhang auf die negative Lohndrift, d.h., dass im Gegensatz zu früheren Jahren die effektiven Löhne hinter den Tariflöhnen zurückblieben. In den neunziger Jahren sanken daher die Nettorealeinkommen. Wohl werde verschiedentlich das Ende der Bescheidenheit postuliert. Dies sei aber mehr ein populistischer Akt, der von der praktischen Politik nicht gedeckt werde.

Unter der rot-grünen Regierung komme aber nun die Shareholder-Gesellschaft erst so richtig in Gang, und der Kurs, der unter der Kohl-Regierung eingeschlagen worden war, werde nun noch verschärft. Der noch vorhandene relative Wohlstand eines erheblichen Teils der Bevölkerung werde nun für den Shareholder-Kapitalismus mobilisiert. Schauer verwies hier insbesondere auf die Pläne zur Privatisierung der Altersvorsorge.

Die trinitatische Formel, die früher Lohnforderungen zugrunde lag, nämlich Produktivitätssteigerung, Preissteigerung und Umverteilung, gebe es nicht mehr. Das Bündnis für Arbeit orientiere auf Lohnabschlüsse unterhalb der Produktivitätssteigerung. Es komme deshalb darauf an, die politische Rolle bei der Lohnfindung wiederzugewinnen und den Unterbietungswettlauf, der sich in der zu Ende gegangenen Lohnrunde gezeigt habe, zu beenden.

Schauer wies nach, dass die Tarifautonomie, das Schmuckstück der Sozialverfassung, auf dem Altar des Bündnisses für Arbeit geopfert werde. Damit werde aber eine Säule der Massendemokratie beseitigt. Es müsse immer wieder verdeutlicht werden, dass Verteilungspolitik mehr sei als Tagespolitik. Er verwies hierbei auf Persönlichkeiten im gewerkschaftlichen Bereich, die dafür standen, wie Victor Agartz und Otto Brenner.

Michael Wendl wertete den Shareholder-Kapitalismus im Vergleich zum rheinischen Kapitalismus als instabiler und krisenanfälliger. Deshalb dürften die Gewerkschaften auch nicht SPD-hörig bleiben. Seiner Auffassung nach müssten Tarifabschlüsse zumindest auf der Grundlage von Produktivitäts- und Preissteigerung erfolgen. Dies sei verteilungsneutral und ändere nichts an den Verteilungsrelationen zwischen Arbeit und Kapital. Daran müsse sich die Tarifpolitik orientieren, die Lohnquote dürfe nicht weiter fallen. Daraus ergebe sich allerdings, dass die Forderungen nicht von Anfang an auf dieser Höhe liegen dürften, denn dann sei ein Abschluss unterhalb dieses Niveaus die logische Folge.

Im Hinblick auf die bisherigen Lohnabschlüsse habe die Bindung an die Ideen des Bündnisses für Arbeit dazu geführt, dass es eine Rente mit 60 nicht gäbe. Gleichzeitig seien eine vernünftige Lohnpolitik und die Arbeitszeitverkürzung

mit vollem Lohnausgleich vorläufig unter den Tisch gefallen. Es komme darauf an, und hier unterschied sich Wendl von Schauer, in der Tarifpolitik jetzt sinnvolle Konzepte durchzusetzen. Denn wer nicht in der Lage sei, die tarifpolitischen Aufgaben zu erledigen, könne größere Aufgaben schon gar nicht bewältigen.

Schwerpunkte in der Diskussion waren die gegenwärtige Lohnrunde, aber auch das Interview, das Klaus Zwickel am Vortag der Konferenz dem „Handelsblatt“ gegeben hatte, und das in der Presse als „Kurswechsel“ (Handelsblatt) gedeutet und von Gesamtmetall-Präsident Stumpfe begrüßt oder als Versuch gewertet wurde, „Metallern Aktien schmackhaft“ zu machen (Frankfurter Rundschau).

Zwickel hatte erklärt, dass die Gewerkschaft mit der Festschreibung der 35-Stunden-Woche aktuell kein herausragendes Mobilisierungsthema mehr habe. Die IG Metall wolle ihre Position zur Vermögensbeteiligung neu definieren, „da gehören Pensionsfonds genauso dazu wie Aktien“. Zwickel hatte vorgeschlagen, zu prüfen, wie Tarifverträge weiter zu differenzieren und unterschiedliche Branchenkonjunkturen zu berücksichtigen seien. Vehement hatte Zwickel das Bündnis für Arbeit verteidigt, das bekanntlich ein Kind von ihm ist und an allen Organen der Gewerkschaft vorbei, geschaffen von seinen Mitarbeitern Klaus Lang und Rudolf Kuda, im Herbst 1995 das Licht der Welt erblickte. Wenngleich das bonapartistische Gehabe Zwickels die linken Gewerkschafter zu Recht empörte, sollte jedoch nicht darauf verzichtet werden, abzuklopfen, was an realen Inhalten in Zwickels Konzept steckt. Vor allem würde es sich lohnen, zu untersuchen, ob dem Erwerb von Aktien auch positive Seiten abzugewinnen sind, wobei es darauf ankommt, wie dieser Erwerb erfolgen soll. Sicherlich könnten hier Anregungen von Marx nützlich sein, die er im Hinblick auf die Kooperativfabriken der Arbeiter gab (MEW, Band 16, S. 11 und MEW, Band 25, S. 456).

Sybille Stamm plädierte in der Diskussionsrunde dafür, die Gewerkschaften sollten aus dem Bündnis für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerbsfähigkeit aussteigen. Von einem toten Pferd müsse abgestiegen werden. Von diesem Bündnis ein besseres Arbeitszeitgesetz oder Betriebsverfassungsgesetz zu erwarten, sei illusionär.

Indirekt übte *Heribert Karch* Kritik an Zwickels erneutem Vorpreschen. Er plädierte dafür, solche grundlegenden Fragen zuerst mit den in der Gewerkschaft vorhandenen Fachleuten zu besprechen, dann die Vorschläge in den Gremien zu diskutieren und zu prüfen, und erst dann die so erarbeiteten Vorschläge zu popularisieren, nicht aber den umgekehrten Weg zu gehen und Vorschläge einzelner Gewerkschaftsrepräsentanten über die Medien zu lancieren („Telepolitik“).

Franziska Wiethold stellte die Frage, ob der Ausstieg aus dem Bündnis für Arbeit etwas bringe und ob die jetzige Regierung überhaupt bereit sei, irgendetwas gegen den Widerstand der Unternehmer auf den Weg zu bringen. Sie verwies auf die Schwäche der Gewerkschaften, die doch durch die Bindung an

die Vorgaben des Bündnisse bei der Umverteilung von unten nach oben mitgemacht hätten, zumindest mit den Abschlüssen für das nächste Jahr. Sie verwies auf die wachsenden Ränder und auf die Aufgaben des Staates, für neue soziale Mindeststandards zu sorgen. Dabei brachte sie auch den Gedanken gesetzlicher Mindestlöhne in die Diskussion ein.

Loewen verwies - mit kritischem Blick auf Zwickel - auf Bestrebungen „seines“ Unternehmens, Gelder der betrieblichen Altersversorgung in Aktien anzulegen. Gegen solche Pläne wehrten sich die betrieblichen Funktionäre. Er übte heftige Kritik an dem Verlauf der letzten Tarifrunde der IG Metall, wo sich im Stuttgarter Raum die Belegschaften auf Warnstreiks vorbereitet hätten und durch den Abschluss in NRW überrascht worden seien. Dies sei demoralisierend, demobilisierend und enttäuschend gewesen. Er kritisierte auch die zunehmende Verlautbarungsdemokratie. In den Tarifkommissionen zeige sich dann eine Mischung von falsch verstandener Loyalität und Resignation. Deshalb müsse die Gewerkschaftslinken diesen Empfindungen der gewerkschaftlichen Multiplikatoren politischen Ausdruck geben. Die gewerkschaftliche Bildungspolitik müsse forciert werden, dann es zeige sich ein erschreckender Verfall an Wissen. Die handwerklichen Fehler beim Abschluss in NRW schriegen zum Himmel, so seien den Gewerkschaften auf Jahre die Hände gebunden worden.

In der Diskussion wurde darauf verwiesen, dass der Bezirksleiter in NRW, Harald Schartau, seit längerem eine Linie verfolge - so auch in einem kürzlichen „Spiegel-Interview -, wie sie jetzt auch von Klaus Zwickel andeutungsweise vorgezeichnet worden sei.

Die Schwäche der Linken zeige sich daran, dass sie zwar Kritik an dem Tarifabschluss übten, aber in der Stunde der Wahrheit, in den Tarifkommissionen nicht gegen die Abschlüsse stimmten. In Bereichen wie im Handel, wo es Gehälter zwischen 2500 und 3000 DM gäbe, würden die geringen prozentualen Erhöhungen den Niedriglohnsektor verfestigen.

Es wurden die Tarifabschlüsse auch im Hinblick auf die Nachbarländer kritisiert, weil sie der Tarifunterbietung Vorschub leisteten. Die langjährige Bündnisbindung der österreichischen Gewerkschaften habe letztlich den Erfolg Haider begünstigt. In der IG BCE würden jetzt sogar Plaketten mit der Aufschrift „Pro Bündnis“ herausgegeben.

Es sei falsch gewesen, der Tarifpolitik die Forderung einer Rente mit 60 aufzuladen. Es genüge aber nicht, nur die rote Fahne zu hissen, sondern es müsse konkret auf die Politik eingewirkt werden.

Sowohl die Referate als auch die Diskussion zeigten, dass die Linke viele offene Fragen zu Mega-Fusionen und dem Shareholder-Kapitalismus hat. Allerdings verfügt sie noch über wenige Antworten, die mobilisierungsfähig sind. Es bestand Übereinstimmung, dass daran intensiv gearbeitet werden müsse.

Heinz Schäfer

Zur Verteidigung der Neuen Linken

Eine Erwiderung auf Georg Fülberths politische Archäologie derselben (Z 40, Dezember 1999)

Bei seiner Suche, „wo in dem gegenwärtig herumliegenden Gedanken-, Publikations- und Organisationsmaterial Ausgangspunkte für politische Initiativen gewonnen werden können“, hat sich Georg Fülberth jüngst des „akademischen Marxismus“ und nun der Neuen Linken angenommen. Nicht daß, sondern wie er dies tut reizt hier zum Widerspruch.

In Fülberths Augen ist die Neue Linke wesentlich dadurch gekennzeichnet, daß sie explizit jenseits des Systemkonfliktes und in Abgrenzung gegen die alte Arbeiterbewegung eine radikaldemokratische, linksliberale und konsequent pazifistische Intellektuellenbewegung der 60er Jahre gewesen sei. Durch Rezeption vermeintlich undogmatischer Sozialismus-Auffassungen, so Fülberths Formulierungen, habe sich die 68er-Bewegung sozialistisch eingefärbt. Diese Färbung habe sie mit dem Aufstieg der Grünen in den frühen 80er Jahre verloren. Mit dem Kosovo-Krieg schließlich habe sie auch ihren Pazifismus abgelegt.

In der Bilanz sei die Neue Linke ein „Produkt dessen gewesen, was sie selbst als 'Restauration' bezeichnete“. Gegen die Erfahrung mit den aus der Neuen Linken weltweit entstandenen Parteien und Gruppen, die das Widerspruchspotenzial im herrschenden Kapitalismus „von einer radikaldemokratischen Position aus und unter bald starker Betonung auch kulturalistischer Themen“ bearbeitet hätten, setzt er die klassische Arbeiterbewegung, die „letztlich ... - so schwach und desorientiert sie gegenwärtig ist - weniger unter die Räder gekommen (ist) als das, was früher die Substanz der Neuen Linken ausmachte“.

In der Fülberth eigenen Manier mischt sich auch hier wieder wissenschaftliche Analyse mit Feuilletonismus, vermengen sich Einsicht in einzelne Aspekte mit dem Unvermögen, das Ganze seines Gegenstandes zu erkennen.

Das Ganze und seine Teile

Fülberth weist der Neuen Linken wie so viele andere vor ihm eine politische, soziale und theoretische Homogenität zu, die sie nicht besaß. Schon die Einengung auf das Jahr 1968 tut dem Phänomen Gewalt an. Doch selbst wenn wir nur dieses Jahr und innerhalb dieser Chiffre nur die sie dominierende anti-autoritäre Bewegung betrachten, so gilt noch immer, was Peter Cardorff bereits vor zwanzig Jahren über sie schrieb: „Die antiautoritäre Bewegung ist von Beginn an eine Koalition verschiedener, widersprüchlicher Kräfte - auch im Innern vieler sie tragender Individuen -, die für kurze Zeit einen Zusammenhalt finden und eine verhältnismäßig große Wirkung erzielen, weil diese Strömungen sich an einem Punkt der gesellschaftlichen Entwicklung kreuzen. Sie verbindet den reformkapitalistischen Sturm gegen Institutionen, die im

technokratischen Sinne disfunktional geworden sind; die quasi-gewerkschaftliche Verteidigung unmittelbarer Interessen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen; ein ohnmächtig-unpolitisches Aufbegehren gegen eine als fremd empfundene Umgebung durch eine Verabsolutierung von Mitteln, die im normalen bürgerlichen Leben der Kompensation dienen; den Versuch, die bürgerlich-demokratischen Ansprüche der Gesellschaft ernstzunehmen und in der Solidarität mit allen Unterdrückten (von Vietnam bis zu Nonkonformisten in der BRD) zu verwirklichen; und Bestrebungen zu einer sozialistischen Gesellschaft.¹

Die meisten Adjektive, die Fülberth der Neuen Linken zuordnet, sind also nicht verkehrt, betreffen jedoch nur einzelne Elemente einer darüber hinausweisenden Bewegung. Wenn man führende Denker und Aktivisten der Neuen Linken wie Herbert Marcuse, Frantz Fanon, Malcolm X oder, was Deutschland betrifft, Rudi Dutschke nennt und deren Massenwirkung bedenkt, wird schnell einsichtig, wie verfehlt es ist, die Neue Linke beispielsweise auf einen konsequenten Pazifismus festlegen zu wollen. Gerade die Gewalt gegen Sachen explizit einschließende „Provokationsstrategie“ zeichnete bekanntlich den aktiven Kern der APO-Rebellen aus.

Sicherlich haben wir es bei der Neuen Linken mit einer Intellektuellenbewegung zu tun, doch sie darauf zu begrenzen und zu „vergessen“, daß es im Kontext derselben Ende der 60er Jahre zu einem massenweisen Aufbegehren gerade auch von SchülerInnen, Auszubildenden und JungarbeiterInnen gekommen ist, heißt, der bürgerlichen Mythenbildung aufzusitzen. Wenn Fülberth die antiautoritäre Revolte „teilweise in einem bewußt anarchistischen Kontext“ verortet, ist dies genauso richtig wie falsch.² Im Zusammenhang seiner Rede von der „sozialistischen Einfärbung“ wird die denunzierende Stoßrichtung allerdings sehr deutlich.

Radikaldemokratisch und kulturalistisch - auch diese hingeworfenen Begriffe bezeichnen sicherlich elementare Argumentationsstränge der Neuen Linken, doch finden wir ebenso Gegenteiliges, wenn wir beispielsweise an die RAF oder die K-Gruppen denken. Fülberth entledigt sich dieses Problems, indem er diese und andere Gruppen einfach aus der Neuen Linken weginterpretiert. Originelle Konsequenz dieser Willkür ist, daß bei ihm eigentlich nur der ehrenwerte Ekkehart Krippendorff als Inbegriff des Neuen Linken übrigbleibt.

Alle diese Zuordnungen sind willkürlich, treffen nicht den Kern der Sache: Hier hat eine durch und durch heterogene Bewegung einen Punkt der historisch bedingten Gemeinsamkeit gefunden. Und dieser fokussierende Punkt war nur vordergründig die aktuelle Verfasstheit des Metropolenkapitalismus. Vielmehr war es der welthistorische Zustand der sozialistischen Linken, ihre Spaltung und Verknöcherung in sozialdemokratischen Revisionismus auf der einen und in „kommunistischen“ - sprich stalinistischen - Politbürokratismus auf der anderen Seite, der zum Dreh- und Angelpunkt einer Neuen Linken wurde.

Das Neue und seine Berechtigung

Während sich die Sozialdemokratie mit der Integration in das bürgerliche Gesellschafts- und Staatsmodell auf eine bestenfalls reformerische Arbeit innerhalb des herrschenden, von den Neuen Linken als ausbeuterisch und repressiv verstandenen Systems zurückzog, ordnete der „real existierende Sozialismus“ „kommunistische“ Politik im Westen dem Ziel der Bewahrung und Festigung seiner friedlichen Koexistenz mit dem Weltkapital unter. Auch diese Politik ging nicht über schlechten Reformismus hinaus, wie man - um nur dieses ein Beispiel zu nennen -, an der KPF-Politik im französischen Mai 1968 nochmals sehen konnte.

Emanzipative, echt sozialistische Politik stand also vor der programmatischen Aufgabe, den zeitgenössischen Kapitalismus in seiner sozialstaatlichen, konsumgesellschaftlichen Variante und den zeitgenössischen Nominalsozialismus in seiner spätstalinistischen Variante kritisch zu analysieren und daraus mögliche Strategien ihrer Überwindung abzuleiten. Die zentrale Frage war, ob und wie es gelingen kann, die bürokratisch verknöcherte Arbeiterbewegung in West und Ost „wach zu küssen“. Daß nicht wenige aus diesen Diskussionen und Versuchen die Konsequenz zogen, dies sei strukturell nicht möglich, ist nicht zu bestreiten und notwendiger Teil einer Kritik derselben. Daß die Neue Linke als solche oder als Ganze so gedacht habe, ist eine abwertenden Unterstellung.

Der Fülberth (zu Unrecht) sicherlich nicht des „Neuen Linkstums“ verdächtige Leo Kofler hat bereits Ende der 50er Jahre betont, daß mit der weitgehenden Integration von Sozialdemokratie und Gewerkschaften auf der einen Seite und der stalinistischen Entartung im Osten und in den westlichen KP'en auf der anderen die Geburtsstunde einer humanistischen, einer progressiven Elite gekommen sei, die sich quer zu den bestehenden Organisationen und Parteien bilde und der die historische Aufgabe der Erneuerung einer revolutionären Arbeiterbewegung zufalle.³ So betrachtet wird deutlich, warum die Neue Linke überwiegend eine Intellektuellenbewegung nicht nur gewesen ist, sondern auch sein mußte.

Der von Fülberth verächtlich konnotierte Radikaldemokratismus war nicht nur ein wesentliches Produkt der verarbeiteten Erfahrung mit dem stalinistischen Realsozialismus. Er ist auch der politisch-logische Ansatzpunkt jeder neuen, über die kapitalistische Demokratie hinausdrängenden Bewegung. Und der ebenfalls von Fülberth genannte Kulturalismus spiegelt eben die Erkenntnis, daß Herrschaft im Spätkapitalismus auf wesentlich verinnerlichte Weise ausgeübt wird. Deswegen ist es falsch, wenn Fülberth meint, die Neue Linke als „Produkt der Restauration“ abqualifizieren zu können. Auch die damalige „alte Arbeiterbewegung“ war Produkt der Nachkriegsrestauration. Was soll's: Wir alle sind Produkte unserer Verhältnisse... Es war jedoch die 68er Bewegung, die diese Restaurationsverhältnisse aufgebrochen (zumindest dies sollte Fülberth ihr zugute halten) und erstmals nach Jahrzehnten den massenhaften Ausbruch aus dem Reformismus versucht hat.⁴

Der Archäologe und seine terra incognita

So wortgewaltig Fülberth die Neue Linke zu Grabe trägt, so undifferenziert hält er die klassische Arbeiterbewegung hoch, als ob es diese in den 50er und 60er Jahren jenseits von „ethischem Sozialismus“ und Stalinismus noch als ernsthafte Alternative zur neuen Linken gegeben hätte.

Dies gilt heute noch viel mehr. Die real existierende Arbeiterklasse spiegelt sich vor allem in den Gewerkschaften: Ist der heutige Gang der Gewerkschaftsbürokratie an die Börse (bildlich gesprochen) eine Alternative zur historischen Substanz der Neuen Linken? Gibt es irgendwo eine organisierte, programmatisch selbstbewußte linke Gewerkschaftsopposition, auf die sich ein Fülberth im Gegensatz zu eventuellen neuen sozialen Bewegungen stützen könnte? Jene Sozialdemokratie, die gerade ihre letzten Verbindungen zur sozialstaatlichen Vergangenheit kappt, wird er auch nicht meinen können? Meint er also die postkommunistische Linke? Pflügt diese denn die Traditionen der klassischen Arbeiterbewegung und/oder verweist sie auf mehr als (als solche durchaus berechnete) nostalgische Identitätspolitik? Oder meint Fülberth gar jene nostalgischen Neostalinisten, die „mit einem Bein in der leeren Vergangenheit, mit dem anderen in Moskau oder Peking“ (Rudi Dutschke) stehen? Welche Arbeiterdivisionen bringen sie auf die Straße?

Man kann es drehen und wenden, wie man will, der - von Fülberth selbst ausführlich beschriebene⁵ - historische Niedergang des ehemals real existierenden Sozialismus von der Oktoberrevolution über Stalinismus, Spätstalinismus, Eurokommunismus und Gorbatschowismus ist mindestens genauso beeindruckend wie der Niedergang der Neuen Linken - gerade auch in Bezug auf die Zerstörung sozialistischer Bewußtseins bei ihren jeweiligen Anhängern!⁶

Historisch betrachtet ist die Neue Linke wesentlich eine Antwort auf den Stalinismus. Daher ja auch ihr bevorzugter Rückgriff auf vor- und nichstalinistische Denktraditionen (Luxemburg, Trotzki, Lukács, Korsch, die Anarchosyndikalisten, die Frankfurter Schule etc.). Ihre historische Geburtsstunde war, als der Stalinismus im aufkommenden Kalten Krieg bewies, daß er nicht kriegs- und faschismusbedingt war, sondern auch danach als kaum nennenswert veränderter weiterwirkte. Vor allem der Ungarneinmarsch 1956 und die Chruschtschowschen Enthüllungen des XX. Parteitagess gaben dieser Absetzbewegung einen Massencharakter.⁷ Als vorläufiges Ende dieser Hoffnung auf einen neu-linken Aufbruch wird im allgemeinen die Niederschlagung der portugiesischen Revolution angesehen.⁸ Danach kommt es zum Aufschwung jener neuen sozialen Bewegungen, die sich aus dem Zerfall der 68er Revolte in deutlicher Distanz zu derselben herausentwickelten.

Wir sollten also, wenn wir von der Neuen Linken reden, nicht nur von einem Jahrzehnt, sondern von zwei Jahrzehnten reden. Doch genau so, wie es einen Vorlauf vor 1956 gab (vor allem. Trotzlisten und Reformkommunisten), gibt es auch einen Nachlauf, womit wir wieder in der Gegenwart wären.

Die Neue Linke und ihre Aktualität

Fülberth hält es für einen Anachronismus, sich heute auf die Neue Linke zu berufen. Aber stehen wir nicht vor einer Situation, in der das Programm der Neuen Linken (im weitesten Sinne des Wortes, also im Sinne der Suche nach einem Dritten Weg nicht zwischen Kapitalismus und Sozialismus, sondern innerhalb der sozialistischen Linken) auf dramatische Art und Weise aktuell geworden ist? „Neu beginnen!“, dieser alte Kampfruf einer der ersten neu-linken Gruppen trifft die heutige Sache noch schärfer als in den 30er Jahren. Die alten politischen und sozialen Milieus und Traditionen, auf die sich eine erneuerte sozialistische Linke stützen könnte, sind heutzutage noch zerstörter als damals, die politische Legitimation der sozialistischen Restgruppen noch geringer.

Eine neue sozialistische Linke wird wohl kaum Glaubwürdigkeit erlangen, wenn sie sich nicht unmißverständlich von den Traditionen und Bezugsrahmen der Sozialdemokratie und des Stalinismus abgrenzt und wenn sie nicht in der Lage ist, deren mit viel Blutzoll und Bewußtseinszerstörung bezahlte politischen Irrwege aufzuarbeiten.

Eine solche neue sozialistische Linke kann, will sie erziehungsdiktatorische Konzepte ernsthaft vermeiden, nur von einem radikaldemokratischen Standpunkt aus beginnen. Sie muß die Erkenntnis zurückgewinnen, daß eine Demokratie ohne Sozialismus nicht demokratisch, sondern allenfalls liberal ist, daß andererseits kein Sozialismus wünschenswert ist, der nicht von Beginn an demokratisch ist.

Nicht zuletzt die heute vorherrschende Identitätspolitik, bei der ethnische, soziale, sexuelle, politische und andere Gruppen jeweils für sich selbst die gesellschaftliche Anerkennung fordern, verweist einmal mehr darauf, daß auch die neue sozialistische Linke ohne einen gewissen Kulturalismus nicht auskommen wird. Ihre Aufgabe wird vielmehr sein, diese einzelnen Bewegungen auf die sozialistische Umwälzung zu orientieren, ohne deren Autonomie zu verletzen.

All dies waren Grundimpulse jener, die sich als Neue Linke verstanden, und an denen auch heute anzuknüpfen ist. Erst nach dieser grundlegenden Anerkennung der historischen Neuen Linken lassen sich ihre Fehler und Sackgassen sinnvoll aufarbeiten.

So verselbständigen, verabsolutieren und enthistorisieren sich beispielsweise demokratische und kulturelle Impulse zu Demokratismus, Kulturalismus usw., wenn sie sich aus dem Kontext eines emanzipativ-sozialistischen Bezugsrahmens lösen.

Der für viele 68er so typische Intellektuellen-Voluntarismus war historisch notwendig, um eine verknöcherte alte soziale Bewegung wachzurütteln. Nicht ganz erfolglos, wenn man die Folgen erinnert. Läßt man dieses Ziel jedoch fallen, verselbständigt sich dieser Voluntarismus und Intellektuelle setzen sich substitutionistisch an die Stelle der einzigen sozialen Kraft, die - wenn über-

haupt - die bürgerliche Gesellschaft umzuwälzen imstande ist.⁹ Auf diesem Wege endet man in der Tat organisatorisch bei der grünen Partei und intellektuell in der Postmoderne. Hier wären endlich die Lehren der Kohl-Ära selbstbewußt zu ziehen: Es waren eben nicht die neuen sozialen Bewegungen und nicht die Grün-Alternativen, die die von Kohl 1983 angekündigte „geistig-moralische Wende“ wesentlich eingedämmt haben, es waren die gewerkschaftlichen Kämpfe um die 35-Stunden-Woche. Es war nicht der Bankrott der Konservativen oder die Überzeugungskraft der Sozialdemokraten, sondern nicht die der Bündnisgrünen, die die Kohl-Regierung 1998 zu Fall brachten, sondern es waren die Kämpfe der LohnarbeiterInnen 1996/97.

Hier haben wir den richtigen Kern der Fülberthschen Intervention. Er vermag diesen nur nicht rationell zu entfalten, weil er sich - trotz aller ihm persönlich eigenen Fortschritte - nicht aus seinen alten ideologischen Eierschalen zu befreien vermag.

Es ist ja richtig, den „akademischen Marxismus“ in Frage zu stellen.¹⁰ Nur ist dessen Problem weniger, daß er akademisch ist, als vielmehr die Tatsache, daß es keine Bewegungskultur mehr gibt, die ihn intellektuell nicht abheben läßt. Sich so wie Fülberth in seinem Zeit-Artikel mit einer gewissen Schadenfreude über die Verdrängung von Marxisten aus den Universitäten zu äußern, ist deswegen politisch töricht. Auch hier gilt wieder: 1968 steht für den wenn auch gescheiterten, so doch anzuerkennenden Versuch, Intellektuelle nicht sozialdemokratisch oder nominalsozialistisch zu ignorieren oder zu bevormunden, sondern in soziale Bewegung zu integrieren.

Es ist ja richtig, zu vermerken, daß eine „Äquidistanz zum Systemkonflikt“ seine Problematik hat. Die liegt jedoch nicht in der „Äquidistanz“ als solcher, sondern darin begründet, daß diese dazu neigt, sich im reinen Negativismus häuslich einzurichten.

Es ist ja richtig - wenn Fülberth dies meinen sollte -, daß die Arbeiterklasse im klassischen Sinne bemerkenswert aktuell ist und daß dagegen die neuen sozialen Bewegungen ziemlich alt aussehen. Die klassische Arbeiterbewegung gibt es nur leider nicht mehr, dafür haben Stalinismus und Faschismus mit durchaus vereinten Kräften gesorgt. Eine solche für die 50er und 60er Jahre zu unterstellen und die Neue Linke dagegen auszuspielen, ist historisch und politisch ungerecht und verhindert, an dem anzuknüpfen, was bemerkenswert aktuell ist. Dazu muß man jedoch nicht, wie Fülberth in seiner kokettierenden Selbstüberschätzung meint, bis zum Jahr 3000 warten. Es genügt, zur Kenntnis zu nehmen, was jenseits der deutschen Grenze, im angelsächsischen Marxismus seit einiger Zeit diskutiert wird.¹¹

Ellen Meiksins Wood z.B. knüpft an die sich dort in den letzten Jahren durchsetzende Unterscheidung einer ersten und zweiten Generation Neuer Linken an und betont die partielle Scheidung zwischen jenen „alten“ Neuen Linken, die noch in den 30er und 40er Jahren im antifaschistischen Kampf der klassischen Arbeiterbewegung groß geworden sind (Miliband, Thompson) und jenen „neuen“ Neuen Linken, die in der Prosperitätsphase des von Eric Hobs-

bawm so genannten „Golden Zeitalters“ sozialisiert wurden (Anderson, Nairn und andere). Hier sieht sie die Ursache für teilweise weitreichende politische und philosophische Konzeptionsunterschiede und reflektiert deren ideengeschichtliche Bedeutung und Aktualität. Eine ähnlich gelagerte Auseinandersetzung läßt sich m.E. auch für Westdeutschland aufzeigen, denkt man an Leo Kofler, Wolfgang Abendroth, Fritz Lamm und andere auf der einen, Horkheimer/Adorno und die 60er Jahre-SDSler auf der anderen Seite.¹² Sie alle zählen letztlich zur hiesigen Neuen Linken, doch auch hier finden sich persönliche und politisch-philosophische Spannungen, die von bemerkenswerter Aktualität sind.

Vielleicht wollte uns Fülberth ja in diese Richtung lenken, dann wäre ihm zuzustimmen. Der Ausgangspunkt einer solchen Diskussion wäre aber nicht, die historischen Errungenschaften der Neuen Linken in Frage zu stellen. Der Ausgangspunkt wäre eine Selbstkritik innerhalb der Neuen Linken.

Christoph Jünke

Anmerkungen

- ¹ Peter Cardorff, Irrationalismus und Rationalismus in der sozialistischen Bewegung. Über den Zugang zum sozialistischen Handeln, Hamburg 1980, S.153f.
- ² Einer der prominentesten Ankläger des 68er Anarchismus, der Fülberth politisch nahe stehende Wolfgang Harich (Zur Kritik der revolutionären Ungeduld, Basel 1971, Neuaufgabe Berlin 1998), fühlte sich bereits in seinem Nachwort von 1970 gezwungen, seine diesbezügliche Pauschalisierung partiell einzugrenzen, da er merkte, was Lied er dort sang...
- ³ Siehe v.a. Leo Kofler, Staat, Gesellschaft und Elite zwischen Humanismus und Nihilismus, Ulm 1960. Hier zitiert nach der Neuaufgabe: ders., Vergeistigung der Herrschaft, Frankfurt/M. 1986ff. Der Begriff der Elite wird bei Kofler empirisch-analytisch, nicht moralisch benutzt.
- ⁴ Cardorff, S.160.
- ⁵ Vgl. seine beiden Bücher „KPD und DKP“ (1992) und „Der große Versuch“ (1994).
- ⁶ Warum diese Zerstörung sozialistischen Bewußtseins keine Sache des Verrats eines Gorbatschows gewesen ist, warum sie strukturell im östlichen und westlichen Stalinismus angelegt ist, dies läßt sich wunderbar bei Peter Cardorff nachlesen.
- ⁷ Diese Ursprünge lassen sich am britischen Beispiel besonders klar erkennen, ähnlich in Frankreich. Vor allem die Zerschlagung der alten linken Kader während des Faschismus, und danach die Illegalisierung der KPD im Westen, sowie die Existenz des SED-Staates im Osten haben im deutschen Fall eine besondere Entwicklung zur Folge gehabt.
- ⁸ Eine analytisch gehaltvolle und spannend zu lesende Geschichte dieser beiden Jahrzehnte bietet Tariq Ali: Street Fighting Years. Autobiographie eines '68ers, Köln 1998.
- ⁹ Vgl. hierzu den zwar nicht unproblematischen, aber ausgesprochen anregenden Artikel von Ellen Meiksins Wood: „A Chronology of the New Left and Its Successors, Or. Who's Old-Fashioned Now?“, in: Socialist Register 1995, S.22-49.
- ¹⁰ Vgl. Fülberths Zeit-Artikel „Marxismus Emeritus“ vom 22.7.1999.
- ¹¹ Neben dem genannten Text von E.M. Wood vgl. v.a. die 1996 erschienenen Hefte 215 und 219

der New Left Review. Auf deutsch liegt aus dieser Diskussion vor das Buch von Lin Chun: Wortgewitter. Die britische Linke nach 1945, Hamburg 1996.

- ¹² Vgl. hierzu meine Einführung in das Leben und Werk Koflers in: Leo Kofler. Zur Kritik bürgerlicher Freiheit, Ausgewählte politisch-philosophische Texte eines marxistischen Einzelgängers, Hamburg 2000.

Anmerkungen zu Lothar Peter, „Korporatismus des Universellen?“ (Z 41)

1. Lothar Peters Beitrag ist zum *einen* wertvoll, weil er sorgsam zwischen progressiver und reaktionärer soziologischer Theorie unterscheidet und doch die soziologischen Positionen von Pierre Bourdieu als progressives Denken dieser Zeit benennt und als „scharfe Angriffe gegen den Neoliberalismus, die mediale Bewußtseinsindustrie und die Ausgrenzung sozialer Minderheiten“ (107) sieht. Tatsächlich ist das progressive Denken, so auch das zum Inhalt „Intelligenz“, auffällig umfassender als das marxistische Denken hierzu.

Wertvoll zum *anderen*, weil er selbst den Inhalt nicht ideell, sondern vor allem ökonomisch und sozial bestimmt sieht (vgl. 117-119). Weil das soziologische Denken Pierre Bourdieus letztlich nur das Ideelle als bestimmend sieht, kommt er zu jener (keineswegs neuartigen!) Überhöhung der Intellektuellen bis hin zur erneuerten Elite-Theorie.

2. Der Beitrag hätte gewonnen, wenn Lothar Peter ihn noch auffälliger auf die unterschiedlichen Positionen im heutigen Denken zur Intelligenz konzentriert hätte. Vor allem fehlt eine eindeutige Unterscheidung und Abgrenzung der „sozialen Klassen“ und „sozialen Schichten“, was notwendig Mißverständnisse setzt. „Soziale Klassen“ sind soziale Gruppen aus der Sicht der Eigentumsverhältnisse, im jeweiligen historischen Bündel die soziale Grundstruktur der Gesellschaft. „Soziale Schichten“ sind soziale Gruppen aus der Sicht der Arbeitsverhältnisse, der Produktivkräfte „Mensch“ und „Wissenschaft“.

3. Nach der „Qualität ihres Denkens“ (im Sinne von Pierre Bourdieu) sind die Intellektuellen differenziert, wenn wir die soziale Schicht „Intelligenz“ als selbständige soziale Gruppe prüfen. Aus der Sicht der sozialen Grundstruktur differenzieren sich die Intellektuellen jedoch nach den existenten sozialen Klassen und deren Eigenheiten. Das gilt auch für jene Teile der Intelligenz, die eine *hohe* Qualität des Denkens tragen.

4. Da die große Mehrheit der heutigen Intelligenz in den Ländern des Spätkapitalismus vom „Verkauf der Arbeitskraft“ lebt, gehört sie zur „Lohnarbeiterklasse“. Die ihr Zugehörenden sind, grundsätzlich gesehen, in gleicher sozialer Lage wie „ihr Bruder, der Handarbeiter“. ² Denn die „Bourgeoisie (hat) alle bisherigen ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt“ ³.

Das „gesellschaftlich wertvolle Denken“ trägt jede soziale Klasse insoweit, als zu ihr gehörende Intellektuelle wertvolles Denken in das gesellschaftlich Gesamte einbringen.

Arno Lange

- ¹ Sozialstruktur als Gegenstand der Soziologie und der empirischen soziologischen Forschung. Beiträge zu einem Kolloquium in memoriam Manfred Lötsch, hrsg. von Ingrid Lötsch und Hansgünter Meyer, Berlin 1998, S. 251ff., 286ff.
- ² Engels, F.: An den Internationalen Kongress sozialistischer Studenten, in: MEW, Bd. 22, Berlin 1963, S. 415
- ³ Marx, K./Engels, F.: Manifest der Kommunistischen Partei, in: MEW, Bd. 4, Berlin 1959, S. 465

Bemerkungen zum Beitrag von Ulrich Briefs „Mythos ,Informationsgesellschaft““(Z 41)

Ich stimme mit Briefs darin überein, daß uns der Entwicklungsstand der Informationsverarbeitungs- und Kommunikationstechnik nicht an die Schwelle zu einer neuen, als Informationsgesellschaft, Wissensgesellschaft oder Technologiegesellschaft bezeichneten Gesellschaft gebracht hat.

Ich widerspreche dieser Behauptung, weil ich - gestützt auf die Erkenntnisse von Karl Marx und Friedrich Engels über die Naturgesetzlichkeit gesellschaftlicher Entwicklung - der Ansicht bin, daß eine Veränderung der gesellschaftlichen Erscheinungsform nur dann Ausdruck des Wandels in eine neue Gesellschaft ist, wenn diesem eine dem Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus entsprechende Veränderung der politischen Machtverhältnisse zugrunde liegt.

Briefs lehnt das Gerede von einer Informationsgesellschaft ab, weil er darin einerseits eine Überbewertung der IuK-Technik im Allgemeinen und der Informationen im Besonderen sieht und weil er andererseits gemäß seiner Ablehnung der Theorie, nach der die „*Information ... vom begleitenden, omnipräsenten vermittelnden Element zum bestimmenden, prägenden, dominierenden Element gemacht*“ wird, der Auffassung ist, daß die Gesellschaften den Techniken und den Infrastrukturen *ihren Stempel aufgedrückt haben und nicht umgekehrt*.

Briefs bestreitet damit den Kausalzusammenhang zwischen Entwicklung der Produktivkräfte und Entwicklung der gesellschaftlichen Daseinsweise, eine der grundlegenden Erkenntnisse von Marx, der sich der Komplexität und Vielseitigkeit der gesellschaftlichen Daseinsweise durchaus bewußt war.

Was die Gesellschaft gemäß dieser Erkenntnis von Marx tut, ist: Sie verändert durch zweckbestimmte Entwicklung und weitgehende Nutzung von Produktions-, Transport- und Kommunikationstechniken gemäß dem Gesetz der Arbeitsteilung die Gesellschaftsstruktur und damit die gesellschaftliche Interes-

senstruktur sowie unter besonderen Umständen die ökonomische Machtstruktur und dadurch letztlich auch die politischen Machtverhältnisse.

Bevor ich auf die gesellschaftliche Bedeutung der IuK-Technik eingehe, möchte ich meine Ansicht zu der von Briefs angeschnittenen Rolle von Informationen als Produktivkraft darlegen.

Briefs schreibt: „Informationen sind ein untrennbarer Aspekt jeder Produktivkraft und jeden Lebensaktes und nicht eine eigenständige Produktivkraft oder Lebenskraft, deren beliebige Vermehrung bereits Fortschritt verkörpert. Mit anderen Worten: Informationen haben den gleichen Stellenwert wie Materie und Energie.“ Letzteres ist insofern richtig als Informationen, Materie, Energie und Produktionsinstrumente, d. h. Arbeitsmittel sowie Prozeßsteuerungsmittel, die Komponenten der Produktion materieller Güter sind. In diesem Produktionsprozeß bestimmen Informationen (in Gestalt von Verfahren-Know-how), wie Informationen (in Gestalt von Erzeugnis-Know-how) von Energie durch Umformung oder Umwandlung von Materie (in Gestalt von Ausgangsmaterialien) mit Hilfe von Produktionsinstrumenten vergegenständlicht werden. Das bedeutet: Alle materiellen Güter sind, sofern sie nicht Produkte der ursprünglichen Natur sind, vergegenständlichte Informationen, d. h. vergegenständlichte Produkte schöpferischer geistiger, zum Zweck der Bedürfnisbefriedigung geleisteter Arbeit. Informationen sind die wesentliche menschliche, da die gesellschaftliche Bedeutung der Erzeugnisse begründende, Komponente der materiellen Produktion und haben als solche doch einen besonderen Stellenwert. Das bedeutet, daß jede menschliche Einflußnahme auf die Umwelt, abgesehen von rein körperlichen Tätigkeiten, wie z. B. Pflücken und sofortiger Verzehr von Früchten, das durch Energie bewirkte Zusammenwirken von Informationen und vergegenständlichten Informationen darstellt.

Aus dieser Betrachtungsweise ergibt sich, daß Energie und Informationen als Produkt wissenschaftlich-technischer Kreativität die Hauptproduktivkräfte der materiellen Produktion darstellen. Weitere Produktivkräfte sind die den Wirkungsgrad der Hauptproduktivkräfte erhöhenden Kooperationen und Fähigkeiten materieller Produktionsmittel.

Wie sehe ich nun die Bedeutung der IuK-Technik für die Entwicklung der heutigen Gesellschaft?

Die Computertechnik ermöglicht die Entwicklung sich selbst regelnder vollautomatisierter Produktions- und Verwaltungsprozesse und macht damit die Entscheidung über Produktionsstandorte vom Vorhandensein benötigter Arbeitskräfte unabhängig. Zusammen mit den Techniken der Informationsübertragung bzw. als Teil dieser Techniken erlaubt sie eine von Entfernung und Standort unabhängige sowie faktisch ohne Zeitverlust zu realisierende Steuerung und Kontrolle von Produktions-, Verwaltungs- und Transportprozessen und von Finanzoperationen. Mit dieser Entwicklung der Automatisierungstechnik und Kommunikationstechnik schafft die IuK-Technik die technische Voraussetzung für die künftige Herausbildung einer globalen monopolisti-

schon, d. h. konkurrenzfreien und den Maximalprofit erzielenden Produktionsstruktur. Es war sicher diese logische Konsequenz des Wirkens des Gesetzes der Akkumulation des Kapitals, die Marx erkennen ließ, daß die kapitalistische Produktionsweise erst dann reif für eine Ablösung ist, wenn sie die Grenze ihrer Entwicklungsfähigkeit erreicht hat. Und zwar tritt nach Marx diese Situation bekanntlich ein, wenn die kapitalistische Produktions- und Verteilungsweise Profit nicht mehr in Kapital verwandeln kann und ihr Interesse an der Entwicklung neuer Produktivkräfte, d. h. ihre Fähigkeit dazu, verliert. Mit dem Entstehen einer globalen monopolistischen Produktionsstruktur wird also eine der Vorbedingungen für eine Umwälzung der bestehenden Gesellschaftsordnung erfüllt.

Die Computertechnik bewirkt jedoch auch, daß die andere Vorbedingung für das Abtreten der kapitalistischen Gesellschaftsordnung erfüllt wird, nämlich das Entstehen einer revolutionären gesellschaftlichen Kraft sowie eines Widerspruchs zwischen deren ökonomischen Interessen und denen der politisch Herrschenden. Sie kann somit als Dampfmaschine der kommenden neuen Gesellschaftsordnung bezeichnet werden. Die Computertechnik tut dies, indem der Computer als Arbeitsmittel der geistigen Produktion die bereits begonnene Verselbständigung vor allem der im Bereich der Erzeugnis- und Verfahrensentwicklung Tätigen, d. h. ihre Befreiung von der Ausbeutung ihrer wissenschaftlich-technischen Kreativität, ermöglicht sowie vorantreibt und nach einem Prozeß der Kreativitätsakkumulation gesellschaftliche Formen der Produktion von Erzeugnis-, Verfahrens- und Organisations-Software im Rahmen eines globalen Computerverbundsystems begründen wird. Damit wird ein hohes naturwissenschaftlich-technologisches Forschungs- und Entwicklungspotenzial entstehen, das an einer vollständigen und schnellen Umwandlung der in der Wirtschaft erzielten Profite in gesellschaftliche Kaufkraft interessiert ist. Die im Bereich der Erzeugnis- und Verfahrensentwicklung Tätigen werden in dem Maße, in welchem die Entwicklung dieser ihrer geistigen Produktionsweise mit der Stagnation der Produktion materieller Güter und der darauf basierenden Interessenslage der politisch Mächtigen in Konflikt gerät, zu jener gesellschaftlichen Kraft werden, welche willens und vor allem auch ökonomisch fähig ist, die bestehenden Machtverhältnisse zu beseitigen und der Gesellschaft die Tür zu einer neuen Ordnung zu öffnen.

Wird die IuK-Technik uns an die Schwelle zu einer neuen Gesellschaft führen? Ich denke: Ja.

Alfred Granowski

Das neue Heft:



Armeen und Aktionäre; Theodor Bergmann: Export von Waffen und von Konterrevolution; Joachim Bischoff: Abschied vom »Rheinischen Kapitalismus«; Karl Georg Zinn: Mega-Fusionen – Wer sind die Gewinner, wer die Verlierer? Rudolf Hickel: Steuerpolitik im Dienste der Neuordnung der Deutschland AG; André Bric/Klaus Dräger: New Europe – New Economy?

Bernd Rixinger: Tarifrunde Banken; Leonhard Regneri: Bleibt von der Streikbewegung bei Banken und Sparkas-

sen nur ein Scherbenhaufen? Harald Werner: Betriebsrat als Standortvorteil; Mathias Neumann: Gewerkschaften zwischen Tradition und Moderne; Ralf Brodesser/Sabine Gröngröft: Arbeitsbedingungen in Call-Centern

Joachim Bischoff/Christoph Lieber: Die »nonkonformistischen Intellektuellen« der Frankfurter Schule; Oliver Schöller u.a.: Bildung als Wettbewerbsfaktor; Volker Stork: Die Misere der Arbeitsutopie (zu André Gorz); Peter Gowan: Die Hintergründe des NATO-Krieges in Jugoslawien; Heinz Loquai: Wege in einen vermeidbaren Krieg – Der Kosovo-Konflikt – November 1997 bis März 1999

Supplement: Steffen Lehndorff/Hans-Jürgen Urban (Hrsg.)
Wiederaneignung der Zeit, Elemente einer neuen Regulation

Einzelheft: DM 12,-; Abo: DM 120,-
Probeheft: Red. Sozialismus, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Fax 040/280 505 68, e-mail: artikel@sozialismus.de

Anthony Giddens' dritter Weg

Anthony Giddens, *Der dritte Weg – Die Erneuerung der sozialen Demokratie*. Edition Zweite Moderne, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1999, 180 Seiten, DM 29,80.

Sozialdemokraten und Sozialisten haben in Europa die Mehrheit. Als die traditionsreiche SPD gemeinsam mit Bündnis 90/Die Grünen vor knapp eineinhalb Jahren die Regierungsverantwortung in der Bundesrepublik übernahm, träumten viele den Traum von einem »linken Europa«. Dem süßen Rausch folgte schnell die Ernüchterung. Zwar gibt es nach wie vor sozialdemokratische und sozialistische Mehrheiten in den europäischen Parlamenten; eine Gestaltungsmehrheit haben sie nicht.

Zu groß sind die Unterschiede beispielsweise zwischen den französischen Sozialisten und der britischen New Labour. Die SPD, die noch in den achtziger Jahren die theoretische Debatte innerhalb der Sozialistischen Internationale (SI) bestimmte, ist nur wenige Monate nach der Übernahme der Regierungsverantwortung in (mindestens) zwei Lager gespalten. Daran ändert auch die auf dem SPD-Parteitag im Dezember 1999 in Berlin demonstrierte Geschlossenheit nichts.

Spätestens seit dem spektakulären Rücktritt Lafontaines von seinem Posten als (Super-)Finanzminister und seinem Amt als Vorsitzender der Partei im vergangenen Frühjahr ist die Auseinandersetzung zwischen den »Traditionalisten« und den sogenannten Modernisierern entschieden. Schröder und mit ihm die SPD

konnte den – bereits im Bundestagswahlkampf 1998 sich ankündigenden und im sogenannten Schröder/Blair-Papier erstmals formulierten – »Paradigmenwechsel« hin zur unverbindlichen »neuen Mitte« und zum »dritten Weg« vollenden.

Die Linke in der SPD begab sich nach dieser Niederlage endgültig in die Defensive. Detlev von Larcher, Andrea Nahles, Hermann Scheer u.a. sind lediglich Feigenblätter der SPD. Der lange Marsch der Sozialdemokratie zu einer weiteren neoliberalen Partei im parlamentarischen Spektrum der Bundesrepublik Deutschland war besiegelt.

Als Vordenker des sogenannten dritten Weges in der europäischen Sozialdemokratie gilt der britische Sozialwissenschaftler Anthony Giddens. Giddens ist Direktor der einflussreichen London School of Economics und zählt zu den engsten politischen Beratern Tony Blairs. Bereits in seinem Buch »Jenseits von Rechts und Links« (1998) sorgte der Brite mit seinen Thesen für eine lebhafte Debatte, die nicht nur von der akademischen und politischen Kaste geführt, sondern auch von der kritischen Öffentlichkeit mit Interesse verfolgt wurde. Kein Wunder, ging es doch im Kern um die Frage »what's left?«. Vor dem Hintergrund des Scheiterns des Sozialismus und der gesellschaftlichen und ökonomischen Umbrüche in den letzten zehn Jahren versuchte Giddens zu begründen, dass auf der Grundlage des klassischen und zu eng gefassten Verständnisses von »rechts« bzw. »konservativ« und »links« keine innovative Politik mehr betrieben werden könne.

Giddens jüngstes Buch „Der dritte Weg“ (1999) knüpft an dieses Programm an. Er betont explizit, dass er in die Debatte um die Zukunft der Sozialdemokratie eingreifen will. Als Gründe für die Notwendigkeit einer solchen Diskussion nennt er die Krise des Sozialstaats, die Diskreditierung des Marxismus und jenen Prozess, der als Globalisierung bezeichnet wird. Giddens ist der festen Überzeugung, dass die Sozialdemokratie noch lange nicht am Ende ist. Sie wird auf theoretischer wie auf praktisch-politischer Ebene nicht nur überleben, sondern wachsen. „Das wird ihr (der Sozialdemokratie, K.S.) aber nur gelingen, wenn sie bereit ist, ihre überkommenen Ansichten grundsätzlicher in Frage zu stellen, als sie dies in den meisten Fällen bisher getan hat. Sie muß einen neuen dritten Weg finden“. (7)

Was aber ist der dritte Weg? Nachdem Marxismus und Sozialismus endgültig ihre historische Chance verspielt haben und auch der Neoliberalismus an der inneren Spannung zwischen Marktfundamentalismus und Konservatismus zu zerbersten droht, besteht für die moderne Sozialdemokratie, nach Auffassung von Giddens, die Notwendigkeit einer neuen Balance zwischen freiem Markt und staatlicher Lenkung. Das Ziel des dritten Weges ist letztlich der Versuch, den Menschen dabei behilflich zu sein, sich im Dschungel, der sich aus den Revolutionen der Globalisierung, dem Wandel in den persönlichen Beziehungen und der Bedrohung durch die ökologische Krise ergibt, zurecht zu finden.

Die wirtschaftliche Globalisierung wird grundsätzlich bejaht, wenn

gleich kein Blankoscheck für den Freihandel ausgestellt werden dürfe. Giddens erhebt darüber hinaus die Forderung, dass sozialdemokratische Politik jeden wirtschaftlichen und kulturellen Protektionismus bekämpfen muss, also jenen Bereich, der von der extremen Rechten, die den Prozess der Globalisierung als einen Angriff auf die Einheit der Nation und die tradierten Werte ansehen besetzt wird.

Natürlich sei die moderne Sozialdemokratie auch in Zukunft Garant sozialer Gerechtigkeit. Allerdings sei die soziale Frage nicht mehr ausschließlich im Rahmen des Links-Rechts-Schemas zu diskutieren und zu beantworten, denn Gleichheit und individuelle Freiheit, so das neue Credo, könnten in Konflikt geraten (wenngleich nicht von der Hand zu weisen ist, dass Maßnahmen zum Abbau vorhandener Ungleichheiten den Handlungsspielraum der Individuen erweitern). Das Zauberwort – das auch die Konservativen und Wirtschaftsliberalen locker auf ihren Lippen führen – lautet: Eigenverantwortung: „Freiheit sollte für Sozialdemokraten selbstbestimmtes Handeln bedeuten, das seinerseits das gesellschaftliche Umfeld einbeziehen muß. Nach dem Verzicht auf kollektive Lösungen will die Politik des dritten Weges ein neues Verhältnis von Individuum und Gesellschaft herbeiführen, Rechte und Pflichten neu bestimmen. Vielleicht könnte das zentrale Motto der neuen Politik so lauten: *Keine Rechte ohne Verpflichtungen*“. (81ff)

In eine verständliche Sprache übersetzt bedeutet Giddens Forderung nichts anderes, als dass Arbeitslose

nur dann in den Genuss von Arbeitslosengeld kommen, wenn sie sich zur aktiven Arbeitssuche verpflichten (und auch schlechter bezahlte Tätigkeiten mit geringerem sozialen Schutz annehmen müssen?), dass Sozialhilfeempfänger nur dann Hilfe zum Lebensunterhalt erhalten sollen, wenn sie bereit sind, „gemeinnützige Arbeit“ auf dem städtischen Bauhof oder auf dem Friedhof zu leisten. Die Fragen nach Maßnahmen zur Bekämpfung der Massenarbeitslosigkeit durch Beschäftigungsprogramme, dem Ausbau öffentlicher Beschäftigung in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Kultur, Erziehung und Pflege sowie die Frage nach Verkürzung der Arbeitszeit haben in Giddens Ausführungen nur ganz am Rande Platz.

„Keine Rechte ohne Verpflichtungen“ begreift Giddens als ethisches Prinzip, das nicht nur für die Empfänger staatlicher Transferleistungen Gültigkeit besitzt, sondern für jeden Bürger eines Gemeinwesens. Die Frage, wie diese Pflicht – vor allem von den Modernisierungsgewinnern, den Reichen und den Super-Reichen – eingefordert werden soll, bleibt jedoch im Nebel. Von Besteuerung der Einkommen unter Berücksichtigung aller Kapital- und Vermögenserträge oder der aktiven Bekämpfung der Steuerhinterziehung ist zumindest keine Rede.

Nach Giddens gibt es noch ein zweites ethisches Prinzip, dem sich moderne Gesellschaften zu stellen haben. Demzufolge darf es keine Entscheidungsmacht geben, die nicht durch demokratisches Verfahren legitimiert ist. Giddens: „In einer Gesellschaft, in der Tradition und Ge-

wohnheiten an Einfluß verlieren, führt der einzige Weg zur Begründung von Entscheidungsbefugnissen über demokratische Verfahren“. (82) Überflüssig zu betonen, dass die neue Individualisierung durchaus mit Autorität kompatibel ist, wenn sich die in diesem Prozess befindlichen Menschen an deren Begründung beteiligen.

Ein weiteres Zauberwort des dritten Weges ist die Zivilgesellschaft. Der Begriff der Zivilgesellschaft korrespondiert unübersehbar mit Giddens Auffassung von der Notwendigkeit einer Reform oder Modernisierung des Wohlfahrtsstaates. Während die Linke dazu neigte, den Zerfall des Sozialverhaltens in der Gesellschaft zu relativieren, muss die Politik des dritten Weges, so Giddens, die Erosionsprozesse ernst nehmen und eine Strategie entwickeln, um dafür zu sorgen, dass Staat und Zivilgesellschaft partnerschaftlich zusammenarbeiten. Dabei soll die Akzentuierung des Gemeinschaftsbegriffs nicht als Versuch missverstanden werden, „verschwundene Formen lokaler Solidarität wiederherzustellen, sondern impliziert (sie) praktische Maßnahmen, um Stadtviertel, Städte und größere kommunale Gebiete sozial und materiell wiederzubeleben“ (96).

Giddens Konzept der Zivilgesellschaft oder des Bürgerengagements wird jedoch dort fragwürdig, wo er sich mit der Frage sozialer Gleichheit (119ff) und der Reform des Sozialstaats (130) auseinandersetzt. Die Geschichte des Wohlfahrtsstaates hält er für problematisch, einige Kritikpunkte der Rechten für akzeptabel. Nicht nur dass die Standards der sozialen Leistungen unangemessen

hoch und damit fast unerschwinglich teuer sind (was nur eingeschränkt stimmt, da der Anteil der staatlichen Ausgaben im Ressort Soziales in den vergangenen zehn Jahren relativ stabil geblieben ist); der Sozialstaat ist „prinzipiell undemokratisch“ (132), weil er auf der Umverteilung der Mittel von oben nach unten beruht.

Giddens übersieht, dass z.B. die Sozialversicherung auf dem Solidaritätsprinzip basiert und eine Umverteilung nicht von oben nach unten, sondern vor allem horizontal stattfindet. Die Gemeinschaft der Beitragszahler alimentiert die Bürger, die wegen Krankheit, Invalidität, Alter oder Arbeitslosigkeit nicht selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen können. (Auf die Probleme der beitragsfinanzierten Sozialversicherung kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. K.S.) Die zweite Schlussfolgerung: Verteilungsgerechtigkeit ist undemokratisch!

Unausgesprochen bedient sich Giddens des Vorwurfes des Missbrauchs sozialer Leistungen, des „Sozial-schmarotzertums“, wenn er darüber schreibt, dass Sozialleistungen in manchen Fällen das Gegenteil dessen bewirken, was eigentlich erreicht werden soll. Zwar wird der Autor nicht müde zu betonen, dass die Politik des dritten Weges nicht die Absicht verfolge, den Sozialstaat zu verschlanken; aber mit Leistungskürzungen als disziplinarisches Instrumentarium drohen, das dürfe man doch wohl. „Wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen erreichen häufig nicht ihr Ziel oder verführen zu unehrlichem Verhalten. (...) Wenn beispielsweise Arbeitslosenunterstützung dazu verwendet wird, um sich

den Zumutungen des Arbeitsmarktes abzuschirmen, trägt sie im Endeffekt zur Steigerung der Arbeitslosigkeit bei.“ (134)

Auch hier ist Giddens Sprache ver-räterisch: Wer sich also *Zumutungen* entzieht, der handelt wider das erste Gebot: „Keine Rechte ohne Verpflichtungen“. Ist nur durch Zumutungen – z.B. einer Arbeit als Erdbeerpflücker, Spargelerntehelfer, Dienstbote oder Schuhputzer mit geringem Entgelt auf Sozialhilfeniveau – das Jobwunder im globalisierten Kapitalismus zu schaffen? Diese und ähnliche Fragen drängen sich bei der Lektüre des Buches immer wieder auf.

Dass weniger mehr ist, gehört zum Markenzeichen des „dritten Weges“. Ein Weniger an Sozialstaat, die De-regulierung und Flexibilisierung der Arbeit sind zwar mit Risiken für die betroffenen Menschen verbunden – „aber das Eingehen solcher Risiken ist oft für den einzelnen und für die Gesellschaft insgesamt von Vorteil“ (136). Als Kompensation sind deshalb nicht-staatliche gemeinnützige Organisationen verstärkt für wohlfahrtsstaatliche Leistungen heranzuziehen. „Allgemeiner gesprochen: Die Umgestaltung des Wohlfahrtsstaates sollte Hand in Hand gehen mit der Weiterentwicklung der Zivilgesellschaft“ (137). Wer von den „neuen Solidaritäten“ der Modernisierungsgewinner mit den Modernisierungsverlierern, die den Kitt einer auseinander driftenden Gesellschaft abgeben sollen, nicht profitieren kann, der hat das Nachsehen.

Die Reformen, die z.B. zur Zeit von New Labour in Großbritannien auf

den Weg gebracht werden, sind dabei nur konsequente Schritte auf dem von Giddens proklamierten „dritten Weg“: Im Herbst 1999 stimmten die britischen Parlamentarier einer *Welfare Reform Bill* zu, einem Gesetz, das u.a. vorsieht, jedem Behinderten, der mehr als 85 Pfund (ca. 260 DM) wöchentlich aus anderen Einkommensquellen bezieht, die staatliche Unterstützung zu streichen. Erwerbslose, die in den vergangenen drei Jahren keiner festen Beschäftigung nachgingen, sollen in Zukunft ebenfalls keine Hilfe mehr erhalten. Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Schließlich soll die Behinderten-Unterstützung nach Auffassung von New Labour keine Langzeitarbeitslosen unterstützen. Doch während Behinderte eine relativ starke Lobby haben, wurden die restriktiven Gesetze gegen Langzeitarbeitslose und Sozialhilfeempfänger oft sogar positiv kommentiert.

Die deutsche Sozialdemokratie bewegt sich in dieselbe Richtung. Auch wenn sie den Beschäftigten wieder verbesserten Kündigungsschutz einräumt, die Karenztage im Krankheitsfalle wieder zurückgenommen und das Kindergeld für die ersten beiden Kinder von 250 DM auf 270 DM erhöht hat, ist nicht zu übersehen, dass die Prioritäten der Regierung sich geändert haben. Nicht mehr der Abbau der Massenarbeitslosigkeit steht im Mittelpunkt, sondern die Konsolidierung des Bundeshaushaltes durch einen eisernen Sparkurs. Kein Wunder also, wenn Kanzler Schröder in seiner Neujahrsansprache an die Bürger appelliert, mehr „Eigenverantwortung“ zu übernehmen und dabei auch die Mitmenschen nicht zu vergessen.

Überhaupt scheint der „dritte Weg“ mittlerweile zu einem festen ideologischen Bestandteil aller im Parlament vertretenen Parteien geworden zu sein, wengleich jede etwas anderes darunter zu verstehen glaubt. Selbst der CDU-Linke Heiner Geißler kritisiert den „Raubtierkapitalismus, der ohne Rücksicht auf die sozialen, ökologischen und humanitären Erfordernisse dieser Erde von der Gier nach Geld zu immer weiteren Exzessen gepeitscht wird“ (FAZ Sonntagszeitung, 02.01.2000); auch er kritisiert das Spannungsverhältnis zwischen den Gesetzen des freien Marktes und den Bedingungen menschlicher Arbeit, auch er teilt die Auffassung, wie auch Giddens und seine sozialdemokratischen Anhänger, dass der Kapitalismus als Lösung für die globalen Probleme genau so falsch sei wie der Kommunismus. Während Geißler als Antwort auf die gesellschaftlichen Herausforderungen weiter auf die (zu internationalisierende) „soziale Marktwirtschaft“ setzt, proklamiert die Sozialdemokratie den „aktivierenden Staat“, der jedoch lediglich im engen Rahmen der „sachlichen“ Zwänge der Globalisierung und der Gesetze des Marktes zu regulieren versucht (vgl. 152ff.).

Giddens Überlegungen zur Erneuerung und zur Zukunft der modernen Sozialdemokratie lassen sich natürlich auch positive Seiten abgewinnen. Die Idee eines sozial aktivierenden Staates ist durchaus sympathisch, wenn er – wie Harald Werner in dieser Zeitschrift formulierte – „sich tatsächlich darauf konzentrierte, soziale Potentiale zu erschließen und neue Chancen für die sozial Be-

nachteiligten zu eröffnen, statt sie in erster Linie durch Leistungskürzungen oder Zwangsmaßnahmen in prekäre Beschäftigungsverhältnisse zu treiben“ (Z 40, S. 64).

Fazit: Wer die moderne Sozialdemokratie verstehen will, kommt an dem kleinen Büchlein von Anthony Giddens nicht vorbei.

Klaus Störch

Politik des Kapitals - heute

Rudolf Hickel, Klaus Peter Kisker, Harald Mattfeldt, Axel Troost (Hrsg.), *Politik des Kapitals - heute. Festschrift zum 60. Geburtstag von Jörg Huffs Schmid*, VSA-Verlag, Hamburg 2000, 402 S., 39,80 DM

Die jüngst erschienene Festschrift für Jörg Huffs Schmid wird nicht die letzte in der Reihe von Festschriften sein, die seit einigen Jahren in regelmäßigen Abständen erscheinen (z.B. für Elmar Altvater 1998, Karl Georg Zinn und Georg Fülberth 1999, Herbert Schui 2000): In den kommenden Jahre sind noch einige mehr für Vertreter aus dem kritischen Spektrum der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu erwarten, die die theoretischen und politischen Diskussionen in der deutschen Linken nach wie vor maßgeblich mitbestimmen. Welcher Indikator könnte den Generationenwechsel, der um die soeben vergangene Jahrtausendwende ansteht, deutlicher machen?

24 Beiträge sind in dem vorliegenden Band vereint; von insgesamt 26 Autorinnen und Autoren, die auf politischer und/oder auf universitärer Ebene mit Huffs Schmid zusammengearbeitet haben oder heute zusam-

menarbeiten. Der Titel schlägt einen Bogen zu der ersten bedeutenden Veröffentlichung des Bremer Ökonomen, „Die Politik des Kapitals – Konzentration und Wirtschaftspolitik in der Bundesrepublik“ aus dem Jahr 1969.

In diesem Sinne nehmen sich Herausgeber wie AutorInnen vor, „an diese Untersuchung des Konkurrenzsystems anzuknüpfen“ und „– so die Ankündigung des Klappentextes – die Analyse weiterzuführen. Der Sammelband ist in sechs Abschnitte unterteilt, die die Arbeitsschwerpunkte Huffs Schmid zum großen Teil abdecken (wenn auch nicht vollständig – so finden seine jüngsten Arbeiten zu internationalen Finanzmärkten und deren Regulierung [vgl. z.B. J. Huffs Schmid, Politische Ökonomie der Finanzmärkte, Hamburg 1999] leider keine Beachtung).

„Varianten und Perspektiven des Kapitalismus“ beleuchtet das erste Kapitel, dessen Autoren sich unter Bezugnahme auf Huffs Schmid Analysen und Politikkonzepte mit aktuellen Entwicklungen in Wirtschafts- und Gesellschaftssystemen auseinandersetzen. Zunächst zeigen Horst Schmitthener und Hans-Jürgen Urban, inwiefern Aspekte aus dem Konzept der kapitalistischen Entwicklungsvarianten in aktuellen sozialwissenschaftlichen Typologien von Kapitalismusvarianten, Wohlfahrts- oder Sozialstaatsvarianten Eingang gefunden haben. Notwendig ist der Versuch Frieder Otto Wolffs, aus der Perspektive des Kapitals zu erforschen, wie unter heutigen Bedingungen der Internationalisierung, gewachsenen ökologischen Bewusstseins und der überholten fordisti-

schen Produktionsweise die „Maximierung der Mehrwertrate zu seinen Gunsten“ (43) durchzusetzen sei – und damit neue Eckpunkte einer alternativen Politik zu lokalisieren. Bereiche, in denen der Staat eingreift, weil „der Markt“ kein ausreichendes Angebot bereitstellt (sogenannte Gebrauchswertbereiche) diskutiert Herbert Schui; und in diesem Zusammenhang Alternativen für die überholte Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus: Dem „ermunternen Staat“ der neuen Sozialdemokratie stellt er den „ergänzenden Staat“ gegenüber, in dem „die Information und die institutionelle, menschliche und physische Infrastruktur bereitgestellt werde, die die Existenz und gute Funktion der Märkte erfordere.“ (62) Klaus Peter Kisker und Karl Georg Zinn gehen schließlich auf die „modernen Produktionsverhältnisse im Zeitalter der ‚Globalisierung‘“ bzw. den „Kapitalismus der nächsten Generation“ ein. Während Kisker demonstriert, wie derzeit von der Kapitaleseite „mit der Worthülse Globalisierung ... Politik gemacht“ (72) wird, versucht Zinn eine Prognose für die Entwicklung des Kapitalismus der Zukunft: Dazu greift er zurück auf das von ihm seit langem vertretene Stagnationstheorem mit seinen Grundtendenzen des arbeitssparenden technischen Fortschritts auf der Produktions- und der relativen Sättigung auf der Konsumseite.

Der folgende Abschnitt „Politik und Kapitalentfaltung in der EU“ umfasst ausgewählte wirtschaftspolitische Probleme in der EU: Der Bereich, in dem Huffs Schmid seit einigen Jahren am intensivsten arbeitet.

Kurt Rothschild kritisiert den Maastricht-Vertrag, der Effizienz- und damit Wohlfahrtssteigerungen durch die größtmögliche Freiheit auf Güter- und Faktormärkten durchsetzen will: Im Gegensatz zu den geschürten Erwartungen sei die ökonomische Realität durch soziale Ineffizienzen wie Unterbeschäftigung und Verteilungsprobleme gekennzeichnet, die durch die Anlage des EU-Projektes verschärft werden. Hildegard Kaluza übt Kritik an der EU-Beschäftigungspolitik, oder vielmehr an deren weitgehendem Fehlen auf europäischer Ebene. Gerhard Leithäuser lässt die Herausbildung der „hegemonialen Position der Bundesbank im Europäischen Währungssystem I (EWS)“ (131) Revue passieren und zieht einen Vergleich zur hegemonialen Position der EZB im Verhältnis von Euro-Ländern und EU-Mitgliedern ohne Euro. Es sei zu hoffen, dass die EZB sich nicht nur der Politik der Desinflation verpflichte, sondern in ihrer Geldpolitik auch andere wirtschaftspolitische Ziele, etwa realwirtschaftliche Konvergenz, berücksichtige. Aus einer völlig anderen Perspektive setzt die EU-Kritik von Susanne Schunter-Kleemann an – so sei die EU „ein maskulines Projekt transnationalen Regierens“ (103).

Das Verhältnis von „Staat und Kapital“ ist der Kern des dritten Abschnitts. Heide Gerstenberger betont die aktuelle Relevanz von Polanyis Analyse von kapitalistischen Wirtschaftssystemen, die durch das „disembedding“ der ökonomischen von den übrigen gesellschaftlichen Sphäre charakterisiert sei. Die Frage nach dem Fundament moderner Rechts-

staaten beantwortet Hans Jörg Sandkühler: „Die einzige heute denkbare materiale Grundlage der ‚Grundnorm Verfassung‘ und der in ihr positivierten Grundrechte besteht in der Gesamtheit der Menschenrechte.“ (170) die über kulturelle Grenzen hinweg als universalistisch begriffen werden müssen. „Globalisierung und Nationalstaat“ ist das Thema Jörg Goldbergs, der darauf hinweist, dass die Zunahme und die Liberalisierung weltwirtschaftlicher Beziehungen Polarisierungstendenzen sowohl innerhalb von Staaten als auch zwischen Staaten im Zentrum und der Peripherie fördern. Ingo Schmidt diskutiert Gründe für die Attraktivität keynesianischer Ansätze für die deutsche Arbeiterbewegung und rät den Gewerkschaften angesichts der Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse: „Gewerkschaften tun daher gut daran, eine neuerliche Verbindung von keynesianischer Vollbeschäftigungspolitik und wohlfahrtsstaatlichem Verteilungsausgleich anzustreben.“ (205)

„Ökologische Nachhaltigkeit des Wirtschaftens“ steht im Zentrum des vierten Teils, den Elmar Altvater einleitet mit einer grundsätzlichen Betrachtung von Möglichkeiten und Restriktionen einer ökologisch verträglichen Wirtschaftsweise: Diese befindet sich im „Globalisierungstrilemma“ zwischen dem globalen Zwang zur Wettbewerbsfähigkeit, zu hohen Realzinsen und den ökologischen Auswirkungen einer Wachstumsstrategie, die langfristig auch tatsächliche ökonomische Kosten verursachen wird. An diese Problematik knüpft Klaus Steinitz an, der „ein neues Leitbild“ fordert: „Wirt-

schaftswachstum und sozial-ökologische Nachhaltigkeit in den Industrieländern“ (233). André Leisewitz schließlich zieht eine Bilanz bislang betriebener Umweltpolitik; aus naturwissenschaftlicher Perspektive zeigt er Trends der Umweltbelastung und der Naturquellennutzung auf.

Kapitel V „Theorie und Politik: Aktuelle Schwerpunkte“ komplettiert das thematische Kaleidoskop des Bandes. Harald Mattfeldt kritisiert methodisch und inhaltlich die Ranking- und Benchmark-Verfahren, die in der beschäftigungspolitischen Diskussion en vogue sind. „Allianzen, Kooperationen und Netzwerke“ und ihre Bedeutung für den industriellen Innovationsprozess stehen im Zentrum des Beitrags von Ulrich Dolata. Hermann Bömer dagegen zeigt, „dass eine erfolgreiche überregionale Ausgleichsfunktion für Krisenregionen auf eine expansive Fiskalpolitik angewiesen ist“ (290), und stellt beispielhaft ein beschäftigungspolitisches Programm für das Ruhrgebiet vor. Umfangreiche empirische Informationen zu „Unternehmensinsolvenzen in der Bundesrepublik“ bietet Irene Gallinge, die ihre Kritik mit der Forderung nach einer effektiveren Unterstützung der kleineren und mittleren Unternehmen verbindet. Eckhard Hein liefert Überlegungen „Zur Politischen Ökonomie der Zentralbank-Politik“; in Abhängigkeit von der Ausgestaltung der Unternehmen-Rentiers-Beziehungen und der Kapital-Arbeit-Beziehungen entwickelt er eine Typologie von Anforderungen an sowie möglicher Ausrichtungen von Geldpolitik. Mit „Friedensdividende – oder die Kontinuität der Rüstung als

immer lohnendes Geschäft?“ ist der Artikel von Heinz-J. Bontrup und Norbert Zdrawomyslaw (der übrigens als einziger eine Würdigung der pädagogischen Leistungen Huffschmids enthält) überschrieben: Die Autoren gehen auf die relevanten Beiträge Huffschmids ein und plädieren für eine verstärkte – auch wissenschaftliche – Beschäftigung mit diesem Themenkomplex. Abschließend greift Rudolf Hickel wesentliche Kritikpunkte an der Wirtschaftspolitik während und nach der deutschen Wiedervereinigung heraus und identifiziert – basierend auf dem Befund, dass die Finanzierungslasten der Vereinigung ungleichmäßig verteilt wurden und im Jahr zehn nach der Vereinigung verstärkte Spaltungstendenzen zwischen West- und Ostdeutschland zu beobachten sind – Schwerpunkte einer alternativen Strategie zur sozial-ökonomischen Integration Ostdeutschlands.

Den Abschluß des Sammelbandes bildet Detlef Hensche mit „Anmerkungen“ zu „Politik heute: Modernisierung wohin?“, ein Plädoyer an die Wissenschaft, Antworten auf veränderte Lebenswirklichkeiten – Wandel der Beschäftigungsformen etwa oder gesellschaftliche Individualisierungstendenzen – zu finden, um der rotgrünen „linken Angebotspolitik“ nicht kampfflos das Feld überlassen zu müssen.

Dieser Appell stößt allerdings weitgehend ins Leere. Die vorliegenden Aufsätze sind eine Bestandsaufnahme des gegenwärtigen Diskussionsstandes in der Linken: Probleme der Ökologie, der Beschäftigungs- und Sozialpolitik bis hin zu struktur- und industriepolitischen Fragen – um nur

einige der behandelten Themen zu nennen – werden Analyse und Kritik unterzogen. Gleichzeitig jedoch findet das aktuelle Generationenproblem, das bei aller Virulenz in der deutschen Linken derzeit fast komplett ignoriert wird, in dieser Festschrift seinen Ausdruck: Nur wenige Beiträge arbeiten aktuelle und künftig zu erwartende sozio-ökonomische Veränderungen in der Arbeits- und Lebenswelt der jüngeren Generation prägnant heraus und formulieren Antworten oder Forschungsansätze. Dass die „neuen 68er“ (die zu dieser Zeit Geborenen) sich von den „alten 68ern“ (die zu dieser Zeit Politisierten) kaum angesprochen fühlen, nimmt daher kaum Wunder. Die beiden Generationen sprechen einfach unterschiedliche Sprachen.

Die Gefahr ist derzeit, dass auf Grund der bestehenden Sprachprobleme und des mangelnden Austauschs zwischen den Generationen der bevorstehende Generationenwechsel verschlafen und die ohnehin ständig schrumpfende jüngere deutsche Linke in einigen Jahren in ein theorie- und politikentleertes Vakuum fallen wird. Oder schlimmer: Dass sie vom Neue-Mitte-Nachwuchs aufgefangen und zum frühzeitigen Entwurf stromlinienförmiger, karrierekompatibler „Lebensfahrpläne“ statt zu kritischer Einmischung in Theorie und Politik animiert wird – einen Vorgeschmack gibt das jüngste Diskussionspapier des Juso-Vorsitzenden Benjamin Mikfeld und seiner Altersgenossinnen Bettina Kohlrausch und Jessika Wischmeier (vgl. Bettina Kohlrausch, Benjamin Mikfeld und Jessika Wischmeier, „Neue Zeiten den-

ken. Diskussionsthese zum Verhältnis zwischen Sozialdemokratie und junger Generation“, in: spw 2/2000, S. 21 – 25). Die Prokla-Redaktion hatte bereits 1990 – also mit durchaus ausreichendem zeitlichen Vorlauf – ein Schwerpunktheft „Politische Generationen“ (Prokla 80, 1990) herausgegeben: Übergangs- und Verständigungsprobleme zwischen „linken Großvätern und -müttern“ und ihren EnkelInnen wurden allerdings nicht thematisiert. Daher an dieser Stelle der dringende Appell an die Generation vor uns: Sie möchten nicht die Übergabe ihrer Sache an uns, die wir sie gerne weiterführen möchten, übersehen. Denn die Attraktivität progressiver, linker Ideen für eine nachfolgende Generation speist sich sicherlich nur zum kleineren Teil aus Festschriftbeiträgen mit ihren (an sich völlig berechtigten!) Rückblicken bzw. Rückbezügen auf die gute alte Zeit und ihre Theorien.

Margit Schratzenstaller

Alternative Wohnungspolitik

Claus Schreer, Das Geschäft mit der Wohnung. Bodenspekulation und Stadtentwicklung im Kapitalismus. Neuer ISP-Verlag, Köln 1998, 152 S., 18,80 DM.

Unter den alternativen und linken Wohnungspolitikern und -innen gibt es derzeit in Grundfragen keinen Konsens, mehr noch – sie nehmen von den Vorschlägen anderer kaum Notiz. Leider besteht diese Dissonanz in wichtigen Fragen auch deutlich zwischen West- und Ostdeutschen, wobei letztere sich häufig wundern, wie wenig die Erfahrungen

der DDR beim Versuch, die Wohnungsfrage zu lösen, von alternativen Wohnungspolitikern kritisch ausgewertet werden.

Ein typischer Vertreter solcher Positionen ist Claus Schreer, der seine Auffassungen zunächst im Jahre 1997 als isw-report Nr. 30 in München veröffentlicht hatte und sie im Folgejahr erweitert und aktualisiert als Taschenbuch publizierte.

Der Beschreibung der Wohnverhältnisse, der Wohnungsproduktion und der Stadtentwicklung unter den Bedingungen der kapitalistischen Marktwirtschaft kann der Rezensent weitgehend folgen. Nach kurzen Rückblicken auf die Wohnungs- und Mietpolitik in der alten Bundesrepublik und auf die Einführung der Wohnungsmarktwirtschaft im Osten Deutschlands untersucht der Autor vor allem „Wie sozial ist der Soziale Wohnungsbau?“ und „Das Märchen vom freifinanzierten Wohnungsbau“. Dabei analysiert er speziell die Wirkungszusammenhänge von Mietpreisbildung, Profit und staatlicher Finanzierung des Wohnungsbaus. Kernstück seiner Schlussfolgerungen ist die Forderung, den sozialen Wohnungsbau auszudehnen und ihn voll aus den öffentlichen Haushalten zu finanzieren. Durch den Verzicht auf Kredite entfielen die Tilgungs- und Zinslasten aus der Mietkalkulation. Da diese üblicherweise den relativ größten Anteil an der Miethöhe betragen, könnte so die Miete entscheidend niedriger und damit sozialverträglich gestaltet werden (etwa zwischen sechs und acht DM/m²).

Dem Vorschlag ist zu widersprechen. Was auf den ersten Blick so plausi-

bel erscheint, erweist sich bei gründlicherem Eindringen in die Bedingungen und Folgen als undurchführbar. Abgesehen von dem offenen Problem, woher die öffentlichen Finanzmittel in dem dann benötigten Umfange kommen sollen, sind vor allem zwei Einwände anzumerken. Erstens müsste geklärt werden, in welchen anderen Bereichen das umfangreiche private Geldvermögen zukünftig angelegt werden könnte, das jetzt zu einem erheblichen Teil der Finanzierung des Wohnungsbaus dient. Dieser volkswirtschaftliche Zusammenhang existiert substantiell unabhängig von der jeweiligen Wirtschaftsordnung: Auch in der DDR dienten die Sparguthaben der Bevölkerung laut volkswirtschaftlicher Kreditbilanz der Finanzierung des Wohnungsbaus. Zweitens müssten die Konsequenzen eines in zwei extrem unterschiedliche Mietenniveaus gespaltenen Wohnungsangebots bedacht werden: Wenn nach den Vorstellungen Schreers die staatliche Förderung des sogenannten freifinanzierten Wohnungsbaus vollständig eingestellt würde, lägen die Mieten hier bei 28 bis 30 DM/m². Die Folge wäre ein ungeheurer Druck breiter Kreise auf die staatlichen Wohnungsbehörden zur Versorgung mit billigen Sozialwohnungen, und der Anteil der Wohnungen, die von Familien bewohnt werden, deren Einkommen das nicht mehr rechtfertigt („Fehlbelegungen“), würde weiter erheblich anwachsen. Die Verfechter solcher Vorschläge haben sich bestimmt noch nicht gründlich mit dem Leben in einer staatlich administrierten Wohnungswirtschaft à la DDR befasst. – Aus diesen Grün-

den ist in bezug auf den Vorschlag leider ein bekanntes Bonmot zu wiederholen: Für jedes komplexe Problem gibt es eine einfache Lösung und die ist falsch!

Weitere Abschnitte sind dem Grundeigentum, dem Bodenwert und der Bodenspekulation sowie den damit verbundenen Problemen der Stadtentwicklung und der Planungsohnmacht der Kommunen gewidmet. Hier münden die Überlegungen in die Schlussfolgerung, Grund und Boden der privaten Verfügungsgewalt und der Profitspekulation zu entziehen, in dem er in demokratisch kontrolliertes gesellschaftliches bzw. öffentliches Eigentum überführt wird. Auch dazu sei nur angemerkt, dass die Enteignung des privaten Grundbesitzes sicherlich ein notwendiger erster Schritt zur Außerkraftsetzung der Profitmechanismen sein könnte, aber damit noch lange nicht die anstehenden Probleme gelöst wären – siehe auch die großen Defizite in der Entwicklung der ostdeutschen Städte zu Zeiten der DDR!

Alles in allem ist das Büchlein der beredte Ausdruck kommunistischer Auffassungen und ein Beitrag, den jeder/jede lesen sollte, der/die sich an der Diskussion zur alternativen Wohnungspolitik beteiligen will.

Joachim Tesch

Urbaner Revanchismus

Ronneberger, Klaus; Lanz, Stephan; Jahn, Walter: Die Stadt als Beute, J.H.W. Dietz Nachf., Bonn, 1999, Taschenbuch, 240 Seiten, 24,80 DM

Der Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft, die Neo-

liberalisierung des Wirtschaftssystems und der damit verbundene Wandel der Sozialsysteme zeigen ihren räumlichen Niederschlag insbesondere in den Städten und deren Peripherie. Die Autoren Klaus Ronneberger, Stephan Lanz und Walter Jahn gehen der Frage nach, ob die durch diese Entwicklung ausgelösten sozialen Brüche mit einer Politik der „inneren Sicherheit“ bearbeitet werden.

Um das Urteil vorwegzunehmen: Das Buch ist absolut lesenswert. Die Monographie besticht besonders durch ihre leichte Lesbarkeit (worum die Qualität des Inhaltes erfreulicherweise nicht leidet) und durch eine präzise Gliederung und bietet einen facettenreichen Blick auf die Thematik.

Im ersten Kapitel wird unter dem Titel „Ende der Ausbaustrecke. Stadtentwicklung nach dem Wirtschaftswunder“ der Niedergang der industriellen Struktur beschrieben, dessen Gründe freilich stark divergieren. Ende der 70er Jahre sanken die Transferleistungen des Bundes an Länder und Kommunen, die letztere zur „kommunalen Selbsthilfe“⁽²³⁾ zwingen und auf eine aktive lokale Sozial- und Beschäftigungspolitik setzten. Städte entwickelten ein Selbstverständnis als Unternehmen, das mit anderen Städten und mit der eigenen Peripherie konkurrierte. Es begann der Rückzug aus einer fürsorgeorientierten Politik, der sich zum Beispiel am sozialen Wohnungsbau ablesen ließ. Schon hier wird deutlich, dass effektive Instrumente zur Minderung sozialer Segregation zugunsten einer wettbewerbsorientierten Politik aufgegeben wurden.

Mit dieser Entwicklung wurde gleichzeitig der Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft vollzogen. Am Beispiel Berlin zeigen die Autoren deutlich auf, dass manchen Industriebetrieben keine Chance auf Zukunft gegeben wurde, weil sie dem Projekt Dienstleistungsstadt im Wege standen. Mit diesem Wandel ging auch die Deregulierung von Arbeitsverhältnissen einher: Niedriglohnjobs im Bereich von Gebäudereinigung und Sicherheitsdiensten finden sich mittlerweile zu Hunderttausenden.

Die Konkurrenz gegenüber der Peripherie resultiert aus deren eigener Urbanisierung, wie das Beispiel Frankfurter Flughafen zeigt, der nicht nur ein Lande- und Startplatz für Flugzeuge, sondern auch eine riesige Shopping-Meile darstellt. Diese Entwicklung beinhaltet ein großes Konfliktpotential im Hinblick auf die Umweltbelastungen (wie Flächenverbrauch oder sehr aktuell die weiteren Ausbauplanungen zum Frankfurter Flughafen) wie auf die Verteilung von Gewerbesteueraufkommen.

Im zweiten Kapitel beschreiben die Autoren die Gentrifizierung von Stadtvierteln und den damit verbundenen Diskriminierungsdiskurs, insbesondere gegenüber Migranten. Die Ursachen für Gentrifizierung liegen insbesondere in der zunehmenden Umwandlung von Miet- in Eigentumswohnungen, der Privatisierung öffentlichen Raums durch Shopping-Malls, Themenparks und Urban Entertainment Centern sowie der Ausweitung des Dienstleistungssektors. Besonders interessant ist die Entwicklung bei der Deutschen Bahn

AG: Im Zuge der Privatisierung der Bahn und ihrer Aufteilung in verschiedene Holdinggesellschaften ist jede einzelne Holding dem Gewinnstreben verpflichtet, was zur Vermarktung von Bahnhöfen als Shopping-Malls führt und zur Verwertung brachliegender Flächen, insbesondere von Güterbahnhöfen in Innenstadtlage, die aufgrund des fast gänzlichen Rückzugs der Bahn aus dem Gütertransport nicht mehr benötigt werden.

Die mit dem Entstehen von Malls und der neuen Bahnpolitik verbundene Privatisierung von öffentlichem Raum behandeln die Autoren im dritten Kapitel „Law and Order in den Städten“. Insbesondere Submilieus sollen den Besucher und Kunden von Innenstädten beim Shopping und Genießen der Erlebniswelten nicht stören. Aber gerade diese Submilieus sind auf die Innenstädte aufgrund deren spezifischer Funktionen wie zum Beispiel dem Sitz karitativer Organisationen angewiesen. „Gegen solche Formen der sozialen Aneignung entfaltet sich seit Beginn der neunziger Jahre ein verstärktes Repressionsprogramm.“⁽¹³⁹⁾ Mittel zur Durchsetzung sind sogenannte Gefahrenschutzverordnungen, die Privatisierung öffentlichen Raumes, die insbesondere von Geschäftsleuten propagiert wird, sowie der Aufstieg privater Sicherheitsdienste und kommunaler Bürgerwehren zur Überwachung dieser Räume. Eine weitere Dimension stellen sogenannter Präventionsräte dar, die jedoch nach Auffassung der Autoren in den meisten Fällen „vor allem im Sinne einer vorbeugenden sozialen Kontrolle tätig sind, von organisierten Interes-

sengruppen instrumentalisiert werden und eine Ausweitung polizeilichen Handelns in klassische Felder der Sozialarbeit bedeuten.“⁽¹⁷⁰⁾ Sehr gut dargestellt ist in diesem Zusammenhang die Entwicklung im Bereich der inneren Sicherheit auf Bundesebene von der Terrorismusbekämpfung der 70er Jahre über die faktische Abschaffung des Asylrechts bis zur Diskussion von „Zero Tolerance“-Modellen und zur Aufwertung des Bundesgrenzschutzes zur faktischen Bundespolizei.

Breiter Raum wird der Analyse der Legitimation der oben geschilderten Maßnahmen eingeräumt. Das Motto „Man muss die Ängste der Bürger ernst nehmen“ sehen die Autoren als vorgeschoben: „Dass Sicherheitsbedürfnisse innerhalb der Gesellschaft gegebenenfalls auch von der politischen Klasse nicht ernst genommen werden, belegt exemplarisch der Konflikt um die Atomenergie der vergangenen Jahrzehnte. Damals argumentierten die Regierung und die etablierten Parteien völlig entgegengesetzt: Man müsse der Angstpanik und Sicherheitshysterie der AKW-Gegner mit sachlichen und rationalen Argumenten entgegentreten und der Bevölkerung klar machen, dass angesichts der Wahrscheinlichkeit eines Unfalls die artikulierten Bedrohungsgefühle völlig unangemessen seien.“⁽¹⁸¹⁾ Nicht zu unterschätzen ist auch der populistische mediale Diskurs, der die Wiederkehr von „gefährlichen Klassen“ heraufbeschwört und somit das repressive Programm schmackhaft macht. Desse Hauptziel stellen Migranten dar, die – so zum Beispiel die Auffassung der Frankfurter Allgemeinen – in

Form von Drogendealern und Kriminellen die öffentliche Sicherheit bedrohen.

Im Zuge der neoliberalen Umgestaltung der Gesellschaft und des damit verbundenen Wandels der Sozialsysteme (vom welfare- zum workfare-state) kommt den Städten nach Auffassung der Autoren eine wichtige Rolle zu. Durch diesen Wandel kommt es zu einer „Unterminierung des sozialstaatlich vermittelten Klassenkompromisses“ und „zu einer Neukonstitution der Macht- und Ausbeutungsverhältnisse“ (197). Sinn der Umgestaltung von Räumen ist es eben nicht, die Ängste der Bürger ernst zu nehmen, sondern den wachsenden Abstand zwischen verschiedenen Klassen und sozialen Milieus zu legitimieren. Sozial homogene Räume sollen geschaffen werden. „Die repressive Ausgrenzung von Menschen, die als nicht regelkonform definiert werden, lässt sich erfolgreich damit legitimieren, dass es dabei um die Rettung der räumlichen Kontrolle und die sozial-kulturelle Hegemonie der Gemeinschaft der sogenannten Wohlstandigen geht.“ (200)

Was bleibt zu tun? Die Autoren sehen bei Sozialwissenschaftlern, Architekten und Planern durchaus ein großes Potential von Kritikern des „urbanen Revanchismus“ (206). Mit sogenannten Innenstadt-Aktionen in Form von Protestaktionen, Veranstaltungen und Kinospots wird versucht, diesen urbanen Revanchismus zu thematisieren.

Matthias Heyck

Kriegserinnerungen

Ulrich Cremer/Dieter Lutz (Hrsg.), *Nach dem Krieg ist vor dem Krieg: Die Sicht der anderen zum Kosovo-Krieg und ihre alternativen Lehren und Konsequenzen*, VSA-Verlag, Hamburg 1999, 221 S., 24,80 DM; Ulrich Albrecht/Paul Schäfer (Hrsg.), *Der Kosovokrieg: Fakten, Hintergründe, Alternativen*, Papy-Rossa-Verlag, Köln 1999, 226 S., 24,80 DM.

Tatsache: Der Kosovokrieg liegt erst 7 1/2 Monate zurück. Zwischen Sonnenfinsternis, Millennium, Korruptionsaffären und Kanzlergesprächen ist der Krieg fast verloren gegangen. Warum auch sollte die Erinnerung an den Balkankrieg von Bedeutung sein, wo der tägliche Anblick des Kaukasuskrieges kaum jemanden interessiert? Die gleiche Prominenz, der schon vorher die Kurden gleichgültig waren und nun die Tschetschenen lästig sind, hatte im Fall der Kosovo-Albaner einen Anfall moralischer Empfindsamkeit, den mindestens ihre intellektuellen Mitläufer inzwischen selbst nicht mehr verstehen.

Die beiden anzuzeigenden Sammelbände haben unmittelbar nach dem Ende des Krieges jeweils dreizehn Texte zusammengefaßt, die wohl sämtlich auf Reden und Referate während der Kriegswochen zurückgehen, wenn auch Albrecht/Schäfer auf die Feststellung wert legen, die Beiträge ihres Bandes seien „nach Einstellung der Kampfhandlungen“ geschrieben (S. 7). An der „quälenden Debatte über das Pro und Contra zur humanitären Intervention“ (ebd.) haben sich die Autoren glücklicherweise zu keinem Zeitpunkt beteiligt.

Sie kommen durchweg aus dem Lager der entschiedenen Kriegsgegner und bringen so die „andere Seite“ (Cremer/Lutz) zu Gehör.

In beiden Bänden behandeln Norman Paech den völkerrechtlichen Aspekt und Knut Krusewitz die Auswirkungen des Krieges auf die Umwelt. Albrecht/Schäfer können gleich zwei deutsche Botschafter in Belgrad anbieten (Horst Grabert/BRD 1979-1984, Ralph Hartmann/DDR 1982-1988). Aus ihren Beiträgen würde man das kaum vermuten. Skizziert Hartmann noch einigermaßen überzeugend den Anteil der BRD an der Vorbereitung des Krieges, so gipfelt Grabert in der verblüffenden Feststellung: „Deutschland hat nun einmal die meisten Nachbarn in Europa. Wir können ohne Außenpolitik nicht auskommen.“ (S.31) Von bekannten Namen sollte man sich nicht blenden lassen. Gerhard Zwerenz lebt im wesentlichen aus einem schon 1996 geschriebenen Brief, dessen „leicht an den Stil der ‚Weltbühne‘“ erinnernde Seiten ausführlich zitiert und kommentiert werden. Empfänger (in diesem Fall vor Beginn der Kampfhandlungen): Helmut Kohl. Ergiebiger ist die Studie von Stefan Gose zu den Kriegskosten: 3,6 Millionen kostete ein Marschflugkörper der etwas teureren Sorte. Der zusammenfassende Beitrag von Paul Schäfer mündet in die Frage „Rückkehr der Geopolitik?“ Sie bleibt leider unbeantwortet.

Mehr zu diesem Stichwort findet sich bei Cremer/Lutz im Beitrag von Tania Noctummes und Jean-Pierre Page, der mit 34 Seiten schon vom Umfang her eine Sonderstellung einnimmt. Unter den Überschriften

„Geopolitische Langfristziele: Öl und Gas“, „Jugoslawien: Natürlicher Korridor zum kaukasischen Schachbrett“ und „Eine Gesamtstrategie für amerikanische Vorherrschaft“ finden sich einige Hypothesen, die während des Krieges an ganz verschiedenen Stellen unabhängig voneinander formuliert wurden: der Krieg als materielles Geschehen, dessen Ereignisse sich mittel- und langfristigen Prozessen unterordnen, wobei der Kategorie des Raumes eine klärende Funktion zufällt. Nicht von ungefähr sind beide Autoren in Frankreich tätig, wo das geopolitische Denken im Sinne eines Braudel tiefere Wurzeln geschlagen hat als in jedem anderen Land.

Einen ganz eigenen Charakter hat der Beitrag von Ilona Rothe im gleichen Band: „Unsere Kinder sollen leben! Mütter gegen den Krieg“, Tagebuchnotizen, die mit einem Schlag alles wieder vor Augen stellen: „... fassungslos über so viel Dummheit“ und „Ich habe nie verstanden, wie man ein Volk dazu bringen kann ... Ab heute weiß ich es.“ (S. 197)

Beide Bände haben schon heute den Wert einer Primärquelle. Sie bezeugen: Niemand mußte 1999 auf die Propaganda hereinfallen. Wer sich trotz aller Gegenstimmen auf sie einließ (und mit welcher Verbissenheit geschah dies oft!), der wollte es auch.

Peter Scherer

Neue Friedensinitiativen

R.-M. Luetke/P. Strutyński, Hrsg., *Pazifismus, Politik und Widerstand. Analysen und Strategien der Friedensbewegung*, Jenior-Verlag, Kassel 1999, 332 Seiten, 28,- DM

Der 5. Friedenspolitische Ratschlag in Kassel 1998 fiel in eine Zeit, in der die „Aktivierungsorder“ der Nato bzw. die direkten Kriegsvorbereitungen gegen Jugoslawien längst funktionierten. Als der gedruckte Bericht in Buchform über diese höchst aufschlußreiche pluralistische Beratung erschien, tobte die High-tech-Aggression mit einer 100:1 Überlegenheit der „westlichen Wertegemeinschaft“ gegen ein Völkerrechtssubjekt. Deren innere Krise im Kosovo galt zwar seit dem Holbrook-Milosevic-Abkommen vom Oktober 1998 als beruhigt, und Jugoslawien hatte auch keinen anderen Staat angegriffen; gleichwohl intervenierte die Nato mit infernalischen Luftschlägen. – Um die Zeitdifferenz zwischen dem 5. Kasseler Ratschlag und dem Angriffskrieg auszugleichen, erweiterten und aktualisierten die Herausgeber die ursprüngliche Fassung.

Die Kritik an diesem epochalen Ereignis des ersten Krieges in Europa nach 1945 fasste P. Strutyński, einer der Sprecher des losen Zusammenschlusses vieler Friedens-Initiativen, im Vorwort des Bandes zusammen. Einiges davon klang bereits in den Vorträgen und Debatten der knapp 300 Anti-Kriegs-AktivistInnen an: fundamentale Verletzung des Völkerrechts, beschädigte UNO, Nato als weltweit agierendes Interventionsbündnis, Sanktionierung von

Gewalt zur „Lösung“ sozialer, ökonomischer, politischer bzw. ethnischer Konflikte, militärische Positionierung der BRD als Großmacht mit imperialen Ansprüchen – alles Schritte zur globalen Hegemonie der reichen Industriestaaten. Dieser Krieg, der die expansive Beschlussfassung der Nato am 23./24.1999 praktizierend vorwegnahm, veränderte die Welt grundlegend. Da ist die Frage legitim, wie die Friedensinitiativen unserer Zeit reagieren.

Im Rückblick auf das Jahr 1998 benennt Strutyński im Einleitungsreferat die Dauerkrise um den Irak, die Militärachse Türkei/Israel mit dem Kurden-Problem, das Kosovo und die Atomtests Indiens und Pakistans. Positiv vermerkt er die Landminen-Konvention, die Gründung des Internationalen Strafgerichtshofes und den Nahost-Friedensprozeß. Die Bundestagswahl 1998 und die mit der Praxis kollidierende Koalitionsvereinbarung von SPD und Grünen werden analysiert und kritisiert, ebenso die militarisierte Außenpolitik mit bereitgestellten Krisenreaktionskräften samt qualitativer Aufrüstung sowie Hinarbeit auf einen Euro-Rüstungskonzern. Der „Tabubruch“ vom 16.10.1998 mit dem Vorratsbeschluß der Bundestagsmehrheit für einen Krieg als „humanitäre Hilfe“ wird attackiert. Die wieder wachsende kooperierende Friedensbewegung sei noch nicht die oppositionell-außerparlamentarische Kraft, die dieses Land und diese Zeit benötigten.

Aus der Fülle substantieller Referate und Aktionsberichte ist im begrenzten Rahmen dieser Rezension nur einiges zu erwähnen. Etwa der Beitrag

von W. Ruf, ein weiterer Initiator der Kasseler Ratschläge, über die „Privatisierung von Gewalt“. Infolge des Autonomieverlustes der Staaten in der neuen „Weltordnung“ sowie der schleichenden Aushöhlung des staatlichen Gewaltmonopols wirken spezielle Firmen für die „Privatisierung der internationalen Sicherheit“ – quasi „private Kriegsführungsfirmen“ – als logische Konsequenz von Deregulierung und neoliberalen Praktiken!

Aus juristischer Sicht beschreibt P. Becker die Diskussion um die neue Nuklear-Strategie der Nato, J. Scheffran die Entwicklung vom „Teststop zur Nuklear-Konvention“. Umfassend geht T. Pflüger auf die „Euro-Militarisierung“ ein. Grundsätzliches und Praktisches über „Zivilen Friedensdienst zwischen Anspruch und Wirklichkeit“ tragen U. Trittmann und T. Evers vor. H. Mausbach problematisiert „Deutschland – neutral?“ als Gegenstück zur Neutralität Österreichs. B. Guß untersucht die „Problemfelder betrieblicher Konversion“, H. Bethge die „Konversion der Köpfe“. Am Beispiel des Biosphärenreservats Rhön beschreibt K. Krusewitz ein neues Lernfeld der Friedensarbeit. „Schritte zur qualitativen Abrüstung“ legt L. Henken mit Tabellen umfassend dar. H. E. Richter präsentiert die grundsätzliche Thematik von „Pazifismus und Widerstand“, die mit der folgenden Diskussion einer ausführlichen Würdigung wert wäre.

Breiten Raum nimmt das Internationale Forum ein, an dem friedenspolitische Repräsentanten aus Japan, Österreich, Holland, Belgien und Frankreich mit L. v. Wimmersperg

von der Berliner Friedenskoordination beteiligt sind. Zusätzlich berichtet N. Acis über Kurdistan. Grenzüberschreitende Diskussion und Zusammenarbeit wachsen! – Die Podiumsdiskussion mit Bundestags-Abgeordneten wie W. Nachtwei/Grüne und W. Gehrcke/PDS ist aufschlußreich, aber unvollkommen: der SPD-Vertreter ließ sich entschuldigen. Parlamentarier von CDU/CSU und FDP hatte man nicht eingeladen.

Erstmals in einem Bericht über den Ratschlag ist auf 30 enggedruckten Seiten das „Friedens-Memorandum 1999“ beigefügt, das komplementär oder konkurrierend zu den jährlichen „Friedens-Gutachten“ der drei Institute für Friedensforschung und Sicherheit die Positionen der außerparlamentarischen Friedens-Initiativen zusammenfasst. Die detaillierte Kritik an der herrschenden Außen- und Sicherheitspolitik sowie friedenspolitische Ziele wie z.B. Abrüstung sind eingebettet in die Analyse der weltpolitischen Lage. Das ist nicht nur eine systematisch aufgebaute und gründlich durchdachte Handreichung und Orientierung für Anti-Kriegs-AktivistInnen vor Ort, sondern auch eine hervorragende Information für die Öffentlichkeit über die Positionen derer, die Wörter wie Frieden und Menschenrechte nicht missbrauchen zur Verschleiерung entgegengesetzter Ziele und Praktiken.

Während den Bücher-Reporten über die Ratschläge eher dokumentarischer Charakter eigen ist, zielen die jährlichen Friedens-Memoranden preisgünstig auf die breitere Qualifizierung der AktivistInnen. Die Memoranden sind eine umfassendere Aus-

sage über Bewertung der Lage und wichtiger Aktionsziele.

Die Struktur der jährlichen Friedenspolitischen Ratschläge verrät einiges – wie im Buch angedeutet – über den Zustand der gegenwärtigen Antikriegs-Kräfte und über Konsequenzen, die man aus den vielfältigen positiven und negativen Erfahrungen früherer Friedenskämpfe zog. Die seit 1994 stattfindenden „Ratschläge“ – schon dieser Terminus enthält eine Aussage gegen einstige Gewohnheiten! – vereinigen mental unterschiedliche Praktiker der örtlichen und regionalen Friedens-Initiativen mit Politikern, Gewerkschaftern und Friedensforschern zu einem produktiven Dialog mit pluralistischen Positionen. Analytische und aktionsstrategische Unterschiede zeigen sich des öfteren, aber die Gemeinsamkeit im Bemühen um eine prinzipielle Veränderung der gegenwärtigen offiziellen „Sicherheits“-Konzeptionen und in der Abwehr vielschichtiger Gefährdungen eines zivilen und friedlichen Zusammenlebens der Völker bzw. Ethnien ist unbestritten. Sie ist existentiell notwendig. Das früher eingespurte Nebeneinander von pazifistischen und antimilitaristischen, bündnisorientierten und eigenständigen Gruppierungen ist kaum noch zu beobachten. Die politischen und psychologischen Folgen der Epochenwende von 1989 bis 1991, die vor allem antimilitaristische Kräfte der einstigen Arbeiterbewegung schwächten, lösen sich langsam auf. Die konkreten Formen und Methoden sind jedoch noch nicht gefunden, wie die zynische, aber wirksame Irreführung der Öffentlichkeit durch jene zu durchbre-

chen ist, die mit „humanitärer Gewaltanwendung“ bzw. „Krieg für Menschenrechte“ ihre machtpolitischen und ökonomischen Interessen durchzusetzen trachten. Vor allem mangelt es an finanzieller Potenz, wenn es um das Bekanntmachen friedenspolitischer Positionen und Aktionen geht. Opferbereitschaft ist gefragt.

Wer friedensgefährdende Situationen oder deren Herausbildung in der Welt unserer Zeit sowie die Herausbildung einer neuen bündnisartigen Friedensbewegung – allen Widerständen zum Trotz – nun kennenlernen will, sei auf dieses höchst interessante Buch verwiesen. Es ist eine Art jährlich erscheinendes Standardwerk für Peaceworker.

Lorenz Knorr

Eine Jahrhundertbilanz der Sozialdemokratie

Arno Klönne, Eckart Spoo, Rainer Butenschön (Hrsg.): *Der lange Abschied vom Sozialismus. Eine Jahrhundertbilanz der SPD. VSA-Verlag Hamburg 1999, 223 S., 32,80 DM*

Das Buch enthält zur Entwicklung und zum heutigen Zustand der SPD 25 Beiträge, hervorgegangen aus Vorträgen auf einem Kongreß, den im April 1999 die „Bürgerinitiative für Sozialismus“, die Zeitschriften „Sozialismus“ und „SPW“ sowie Kasseler Hochschullehrer an der Gesamthochschule Kassel veranstalteten. Fast alle Autoren bewerten die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie von ihrer auf eine Alternative zur gesellschaftlichen Herrschaft des Kapitalismus gerichteten

Identität zu einer alternativlosen prokapitalistischen politischen Formation kritisch und in bezug auf die heutige gesellschaftspolitische Realität negativ.

Die Herausgeber haben die Beiträge in vier Kapitel zusammengefaßt: Zwiespältiges Verhältnis: Die SPD und der Krieg; Ausgrenzung, Abgrenzung – Die SPD und die Linke; Objekt oder Subjekt? Die SPD in Geschichte und Geschichtsschreibung; „Innovationsallianzen“ statt Klassenkampf: Die SPD und die Wirtschaft. Diese Einordnung der Beiträge richtet sich lediglich nach deren Haupttenor, da sie fast alle nach ihrem Inhalt und ihren Argumenten breiter gefaßt sind und mehr oder weniger alle Kardinalprobleme wie Spaltung der Arbeiterbewegung, Krieg-Frieden-Politik, Antikapitalismus oder prokapitalistischer Reformismus, linke Identität oder Orientierung auf die Mitte usw. berühren, sich in vielen Punkten also überschneiden. Thematisch bietet es sich deshalb an, in der Besprechung auf drei Grundprobleme in den Beiträgen einzugehen: auf Ursachen und Geschichte der Spaltung der Arbeiterbewegung, auf die Krieg-Frieden-Problematik und auf die Ausrichtung heutiger sozialdemokratischer Politik.

Eine einheitliche politische Formation sei die deutsche Sozialdemokratie nie gewesen. Für die Zeit zwischen 1875 und 1914/18 wird konstatiert, daß die SPD „aus zwei völlig verschiedenen Parteien zusammengesetzt war, aus einer international revolutionär-sozialistischen und einer national sozialreformistischen“. Obwohl Nationalismus und Sozia-

lismus wie auch Kapital und Arbeit strukturell unvereinbar gewesen seien, „erschien es der großen Mehrheit der Deutschen als eine Notwendigkeit, sie irgendwie miteinander zu verbinden“ (Hans See, 39ff.). Bereits Ende des 19. Jahrhunderts habe sich gegen die Position der sozialdemokratischen Mehrheit eine Minderheitsposition artikuliert, der zufolge, wie Bernstein und Vollmar meinten, der Erwerb von Kolonien nicht von vorn herein etwas Verwerfliches wäre, da er mit dem Recht der höheren Kultur geschehe. Derselbe Vollmar hatte dann schon vor dem 1. Weltkrieg, die Bewilligung der Kriegskredite und die Rechtfertigung des imperialistischen Krieges vorwegnehmend, von der Pflicht der Sozialdemokraten gesprochen, die Kultur gegen den russischen Barbarismus zu verteidigen (Peter Strutynski, 30ff.).

Behandelt wird die Frage, welche Rolle die Entscheidung für den Krieg für die nachfolgende organisatorische Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung hatte. „Die organisatorische Einheit der SPD zerbrach an ihrer Haltung zum Weltkrieg, dem Burgfrieden mit den herrschenden Kräften“ (Michael Vollert, 127). Die Auffassung, nicht die Auseinandersetzungen zwischen Reformismus und revolutionärem Marxismus seien maßgeblich für die Spaltung gewesen, wird jedoch relativiert. Immerhin „dürfte es starke personelle Verbindungslinien und Überschneidungen zwischen Kriegsbefürwortern und Revisionisten/Reformisten gegeben haben – Zusammenhänge, die auf theoretisch-ideologischen Übereinstimmungen in wesentlichen Fragen sozialdemokratischer Strategie

und Taktik beruhen“, zumal der 4. August 1914 eine lange Vorgeschichte hatte (Peter Strutynski, 27).

Im Unterschied zu den Autoren, die die Ursachen der Spaltung der Arbeiterbewegung mit den Nachwirkungen des Revisionismusstreits und der Haltung zum 1. Weltkrieg in Verbindung bringen, wird auch eine andere These vertreten: „Die Spaltung, die unser Jahrhundert entscheidend bestimmt hat, ist untrennbar mit der russischen Oktoberrevolution von 1917 verbunden und wird in diesem Zusammenhang eine Frage des Verhältnisses zu Demokratie und Diktatur ... Es fällt heute leicht, diesen Ausgangspunkt und die Folgekonflikte zu bestimmen und die Demokratie-Diktatur-Frage zur dauerhaften Scheidelinie zwischen den beiden großen Lagern zu erklären“ (Uli Schöler, 63f.). So sehr die in diesem Kontext geübte Kritik an den deutschen Kommunisten berechtigt ist, entspricht es nicht der historischen Realität, die Hauptverantwortung für die Spaltung und die nachfolgende Unverträglichkeit beider Strömungen den Kommunisten anzulasten und auf deren Diktaturverständnis zu reduzieren. Wer das tut, ignoriert den Wandlungsprozeß der Sozialdemokratie, der eben im vorliegenden Buch beweiskräftig nachgezeichnet wird, nämlich der schrittweise Abschied von ihren ursprünglichen sozialistischen Idealen und Zielen als politische Interessenvertretung der Arbeiterschaft. Auch wird mit der in der SPD gängigen These vom Gegensatz zwischen Demokratie und Diktatur als letzter Beweggrund der Spaltung jener „Grundkonflikt der Gesellschaft“

verdrängt, den selbst so prominente Liberale wie Rolf Dahrendorf und Flach benennen, nämlich den Konflikt zwischen Gleichheit und Freiheit (Eckart Spoo, 218), der im Kapitalismus trotz aller reformistischen Illusionen eben nicht lösbar ist.

Es ist durchaus nicht den Kommunisten anzulasten, wenn der Bruch zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten irreversibel wurde, denn so „wie Anfang des Jahrhunderts ein Gustav Noske und eine Rosa Luxemburg schwerlich auf die Dauer einer Partei angehören konnten, so sind heute Kommunisten nicht an der Seite von Kriegskanzler Schröder und Rudolf Scharping vorstellbar“ (Wolfgang Haible, 59). Von mehreren Autoren wird ausdrücklich auf die Mitverantwortung von Sozialdemokraten an der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht als einer Tatsache hingewiesen, die einen von den Mehrheitssozialdemokraten hervorgebrachten Konflikt kennzeichnet (Arno Klönne, Karl-Heinz Hansen, Till Schelz-Brandenburg u. a.). Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie war eben auch immer eine Geschichte von selbstverursachten „Fraktionierungen, Abspaltungen, Ausstoßungen“ (Rolf Schwendter, 48ff.). Mehrere Beiträge befassen sich deshalb sehr kritisch mit dieser Geschichte sowie mit der marginalisierenden sozialdemokratischen Geschichtsbetrachtung (so auch Johannes Klotz, Karsten Rudolph, Michael Vollert, Jörg Wollenberg).

Zu Recht wird der These widersprochen, daß allein der Erfolg der „Oktoberrevolution und die ideologische Anlehnung an die Sowjetunion“ die Herausbildung der kommunistischen

Bewegung verursacht hätten. Schon seit Beginn dieses Jahrhunderts habe es auch in anderen europäischen Ländern eine Entwicklung bestimmter Bewegungen im Unterschied zur „staatsgläubigen“ Sozialdemokratie gegeben. Und wenn in Deutschland aus der Spaltung eine bolschewistische Partei entstand, hätte hierzu auch die Sozialdemokratie wesentlich beigetragen (Arno Klönne, 10ff.).

Im Gefolge der Novemberrevolution habe die Entwicklung der Mehrheitssozialdemokratie die Rolle zugewiesen, Subjekt und Träger der neuen, der Weimarer Ordnung zu werden, die sich somit aus „der Tradition der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung konstituierte“. Dies habe dazu geführt, daß die Sozialdemokratie fatalerweise „in der sozialistischen Rhetorik eine bürgerliche Republik gegen eine einstürzende schwächliche liberale Trägerschaft verteidigen mußte“. Das Bemühen, sich bürgerlichen Schichten zu öffnen, bewirkte „den Verlust des geistigen Erbes, des kritischen Potentials und der Fähigkeit, die Gesellschaft wissenschaftlich zu kritisieren und aus der Kritik selbst Perspektiven für ein sozialistisches Handeln zu erarbeiten“ (Michael Buckmiller, 87ff.). Die SPD habe sich auch nicht in der Lage erwiesen, ein wirksames „antifaschistisches Abwehrkonzept“ zu entwickeln, da die deutschen Faschisten im Unterschied zu den italienischen nicht die Demokratie gewaltsam zerstören mußten (die man hätte verteidigen müssen) weil diese schon zuvor „schrittweise von innen und von oben zerstört wurde“. Eine Korrektur nahm die SPD erst 1934 mit dem

Prager Manifest vor, das „mit den Vorstellungen des bisherigen demokratischen Antifaschismus“ brach und zu dem Schluß gelangte, daß „im Kampf gegen den Faschismus ... für Reformismus und Legalität kein Platz mehr“ sei. Damit wurde der „Übergang zu einem sozialistischen Antifaschismus“ vollzogen. Nach 1945 sei die SPD jedoch zum alten Reformismus zurückgekehrt. Faschismus und Kommunismus wurden als totalitäre Regime gleichgesetzt, so daß „die Totalitarismustheorie ... unter tätiger Mithilfe der Sozialdemokraten zur Staatsideologie der Bundesrepublik“ wurde, in der man „koste es, was es wolle, an die Macht“ wollte (Wolfgang Wippermann, 98ff.).

Während mehrere Autoren eindeutig und entschieden den NATO-Krieg gegen Jugoslawien als völkerrechtswidrig verurteilen (Hans See, Peter Strutynski, Wolfgang Haible, Karl-Heinz Hansen, Arno Klönne, Horst Schmitthener, Johannes Klotz), findet sich im Buch keine einzige befürwortende Stellungnahme zu diesem Krieg. Doch die „endgültige Wende zum großen JA der SPD zur ‚Landesverteidigung‘ und damit zur ‚Militarisierung der Politik und zur Staatsdoktrin des Antikommunismus im Kalten Krieg‘“ sei bereits mit dem Godesberger Programm 1959 und der Wehner-Rede in der Wehrdebatte des Bundestages 1960 vollzogen worden (Karl-Heinz Hansen, 22). Es wird darauf hingewiesen, daß es zwischen der Haltung der SPD zum 1. Weltkrieg, der verhängnisvollen Rolle Noskes während der revolutionären Nachkriegskrise und der sozialdemokratischen Unterstützung des

völkerrechtswidrigen Angriffskrieges der NATO Zusammenhänge gibt. In dem Scharping an Noske anknüpfte, ende „das 20. Jahrhundert mit einem gefährlichen Rückgriff auf seinen Anfang“ (Peter Strutynski, 38). Es sei ein Krieg gewesen, mit dem auch ökonomische Ziele verfolgt wurden. „Die NATO-Kriegführung und deren Unterstützung durch die Regierung aus SPD und Grünen zeigen beispielhaft, wie sehr die bestehende Regierung bereit ist, sich Kapitalinteressen zu unterwerfen, wenn in der Bevölkerung keine ausreichende Stimmung für einen Politikwechsel besteht“ (Horst Schmitthener, 192).

Lediglich ein Beitrag behandelt das Verhältnis der SPD zur SED und PDS, so daß die gegenseitige Beeinflussung dieser Parteien in ihrer nicht geringen Bedeutung unterbelichtet bleibt. Daß die SPD nach der deutschen Vereinigung im Osten nicht das erhoffte und erwartete Gewicht erringen konnte, habe auch mit der Wertung ihrer ehemaligen Beziehungen zur SED und ihrem Verhältnis zur PDS, die ihr programmatisch am nächsten stehe, zusammengehängen. Es sei zu fragen, „inwieweit sich die deutsche Sozialdemokratie, längerfristig in diese Situation selbst hineinmanövriert hat und somit ihre Handlungsspielräume derart einschränkte“. Trotz des tiefen Grabens zwischen SED und SPD habe sich beispielsweise die SED „zwischen 1951 und 1966 zwanzigmal mit Appellen an die SPD gewandt“, und zwar ohne Erfolg, bis es erst in den 80er Jahren zu Parteibeziehungen kam. Seitens der SED habe es sich dabei durchaus nicht um „rein taktische, auf ‚Entlarvung der sozialde-

mokratischen Führer‘ abzielende Politik“ gehandelt. Die SED, der es darum ging, die Einbeziehung der BRD in die NATO zu verhindern, Anerkennung zu erlangen und friedliche Koexistenz zu befördern, sei durchaus kompromissbereit gewesen. Das Gemeinsame Papier zwischen der Grundwertekommission der SPD und der Akademie für Gesellschaftswissenschaften der SED – Höhepunkt der Beziehungen – werde heute nicht mehr nach den substantiellen Aussagen beurteilt, sondern nach der Funktion, die ihm zugeordnet war bzw. werden sollte. In all diesen Beziehungen sei nicht erkennbar gewesen, daß die Führung der SPD eine „über antikommunistische Vorbehalte hinausgreifende, weitsichtige Politik betrieben hätte“ (Günter Benser, 68ff.).

Die von der Spaltung der Arbeiterbewegung und den Auseinandersetzungen zwischen ihren beiden Hauptströmen überschattete Geschichte der SPD war zugleich deren langfristiger Abschied vom Sozialismus als alternatives Ziel zum Kapitalismus, vom Marxismus als theoretischer Orientierung, war deren Mutation zu einer pragmatischen Partei der „Neuen Mitte“. Im Verlaufe dieser Geschichte wurden „an den Gegner in vermeintlich unwichtigen ‚theoretischen‘ Fragen“ Zugeständnisse gemacht, um „Vorteile für die eigene Klientel, die Arbeiterklasse herauszuschlagen. Dieses Verfahren verkannte nicht nur die grundsätzliche Bedeutung ‚theoretischer‘ Fragen für die Arbeiterbewegung, sondern machte sich darüber hinaus auch abhängig vom guten Willen der herrschenden Klasse“ (Petzer Stru-

tynski, 28). Dieser Prozeß hatte zur Folge, daß mit dem Godesberger Programm „die sozialdemokratische Linke in die innerparteiliche Opposition (verwiesen) und in den folgenden Jahren ... Teile derselben ausgegrenzt“ wurden (Arno Klönne, 15). Wenngleich im Berliner Programm vom Dezember 1989 „die kapitalistische Verfaßtheit der Gesellschaft ... nicht grundsätzlich in Frage gestellt“ wurde, sah sich die Sozialdemokratie immerhin noch in der Rolle, mit einem Klassenkompromiss den Kapitalismus vor allem durch den Ausbau des Sozialstaates reformistisch einzuschränken und zu gestalten und somit eine gesellschaftsverändernde Perspektive zu eröffnen. In dem das Berliner Programm in der Versenkung verschwand, habe sich die Abkehr vom Reformismus vollzogen (Rolf Krämer, 146ff.). Während man zuvor also noch annahm, „daß eine Transformation oder qualitative Veränderung des Kapitalismus möglich sei, fordern die Modernisierer (Blair, Giddens u. a.) heute dazu auf, sich endgültig von dem Gedanken zu verabschieden, den Kapitalismus durch Wirtschaftssteuerung ‚sozialverträglich‘ machen zu können ... Man muß kein Anhänger von Protektionismus sein, um zu der Einsicht zu gelangen, daß man auch im 21. Jahrhundert um die Kontrolle wirtschaftlicher Macht nicht herum kommt“. Globalisierung und Souveränitätsverlust ließen das angeblich nicht mehr zu. Ohne Zweifel gäbe es noch immer die Möglichkeit einer Reformalternative, vorausgesetzt, die Sozialdemokratie würde sie anstreben. „Eine Rückkehr zu den Verhältnissen, die Verteilungsrelationen wie zu Zeiten der sozialen

Marktwirtschaft ermöglicht, liefe auf einen Umbau der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse hinaus, zu dem bei der Sozialdemokratie noch nicht einmal der Wille, geschweige denn ein konkretes Reforminstrumentarium erkennbar ist“ (Joachim Bischoff, 156, 163)

Schon 1973 habe Brandt „den politischen Standort seiner Regierung als die ‚neue Mitte‘“ definiert. Er habe so getan, als würde es keine „Schicht von Mächtigen“ mehr geben. „Einen Klassenantagonismus gab es in diesem Gesellschaftsbild nicht mehr“ (Eckart Spoo, 207, 214f.). „Das sozialdemokratische Projekt der ‚Neuen Mitte‘ verkleistert die kapitalistischen Eigentums-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse ... Das zukünftige Schicksal des Wohlfahrtsstaates hängt weniger von der Konkurrenzfähigkeit des Wirtschaftsstandortes Deutschland ab als von der Verteilung des Reichtums“. Deshalb ist es nicht richtig, daß die Politik gegenüber der Wirtschaft ohnmächtig sei (Christoph Butterwegge, 199f.). Während in der SPD und den Gewerkschaften seit den 20er Jahren das Programm einer Wirtschaftsdemokratie als „gesellschaftliches Transformationsmodell“, „als Konzept eines reformerischen Übergangs zum Sozialismus“ eine beachtliche Rolle spielte, sind nunmehr „im Konzept der ‚neuen Sozialdemokratie‘ der 90er Jahre ... fast alle Ansprüche auf eine Steuerung und Demokratisierung der Wirtschaft verschwunden. Mitbestimmung, ökonomische Regulation und demokratische Einflußnahme auf das Wirtschaftsgeschehen spielen in den neuen Konzepten des ‚Dritten Weges‘ entweder gar keine Rolle

mehr oder werden in der ideologischen Worthölse einer ‚linken Angebotspolitik‘ (Bodo Hombach) bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt“ (Horst Schmitthenner, 140ff.).

Obzwar die Autoren sich offenkundig nicht zum Anliegen gemacht haben, reformpolitische Auswege aus dem jetzigen Dilemma aufzuzeigen, fehlt es dennoch nicht ganz an entsprechenden Andeutungen. Der Reformbegriff, der inzwischen von den Neoliberalen okkupiert wurde, müsse für eine Reformalternative zurückgewonnen werden. Es müsse hierbei „um eine Strategie der organisierten gesellschaftlichen Konfrontation gehen. Das würde bedeuten, Meinungsdivergenzen zum neoliberalen Weg deutlich zu artikulieren und alternative Entwicklungsperspektiven aufzuzeigen ... Die verschiedenen linken Akteure zu einem intellektuellen, politischen und publizistischen Netzwerk progressiver Kräfte zusammenzuführen, um gesellschaftliche Initiative sichtbar zu machen, wäre die Voraussetzung zur Restituierung einer Reformpolitik, die diesen Namen verdient“ (Horst Peter, 110).

Harald Neubert

Distanz und Empathie

Allan Merson, *Kommunistischer Widerstand in Nazideutschland*. Vorwort von Peter Gingold, Pahl-Rugenstein Verlag Nachf. GmbH Köln, 1999, 310 Seiten, 49,90 DM

Das Buch des 1995 verstorbenen britischen Historikers und Kommunisten Allan Merson ist bereits 1985 auf Englisch erschienen. Literatur zum Thema, die später veröffentlicht

wurde, konnte nicht mehr berücksichtigt werden, z.B. Beatrix Herlemanns Monographie über Wilhelm Knöchel. Ebenso standen dem Verfasser bei der Niederschrift nicht die Quellen zur Verfügung, welche durch die Öffnung der DDR-Archive ab 1990 zugänglich wurden. Zeitgleich mit der deutschen Übersetzung erschien die 1184 Seiten starke Untersuchung von Michael Schneider: „Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939“. Allan Merson hat die bis 1985 erschienene Literatur vollständig ausgewertet, eigene Quellenstudien aber nur eingeschränkt betrieben. Eine vertiefende Behandlung auch aufgrund von Archivalien erfuhr durch ihn der Widerstand in Düsseldorf bis 1935.

Man kann darüber spekulieren, weshalb es vierzehn Jahre dauerte, bis Mersons Buch auf Deutsch herauskam. In den westlichen Mainstream hat es nie gepasst. Doch auch eine Veröffentlichung in der DDR kann man sich kaum vorstellen. Dagegen sprach schon die unbefangene Art, in welcher der Verfasser die bis dahin in der Bundesrepublik erschienene Literatur rezipierte.

Kommt das Buch also zu spät? Haben die Übersetzerinnen und Übersetzer Irmhild und Otto Brandstädter, Jürgen Köster, Lothar Letsche, Renate und Dietrich Marquardt ihre vorbildliche Arbeit (in der u.a. englisch zitierte deutsche archivalische Quellen nach dem Original wiedergegeben werden und auch einmal ein unverkennbarer Irrtum explizit per Fußnote korrigiert wird) umsonst gemacht?

Nein. Obwohl Merson zwar den Forschungsstand von 1985 vollständig beherrschte, naturgemäß aber dann sein Buch in der Quellenerschließung überholt wurde, ist ihm ein klassischer Text gelungen. Dies beruht auf der spezifischen Haltung: Distanz und Empathie.

Der britische Autor hält sich von den deutsch-deutschen Historiker-Quereilen, die es längst schon in den achtziger Jahren (und gerade auch in der Widerstandsforschung) gab, fern, und vom Kalten Krieg sowie von Verbiegungen irgendeiner ideologischen Koexistenz ist er unberührt geblieben. Dass er den deutsch-sowjetischen Freundschaftsvertrag vom September 1939 sehr herunterspielt, genauer: neben dem Abkommen vom August praktisch unsichtbar macht („Trotz oberflächlichen Austauschs von Höflichkeiten, die der Pakt mit sich brachte“; so formuliert er auf Seite 222), ist kein Ausdruck von Rücksichtnahme, sondern umgekehrt von einer ungewohnten Unabhängigkeit des Urteils, die auch dort zum Ausdruck kommt, wo er – ebenfalls querliegend – Reichstagsbrandstiftung durch die Nazis nach wie vor für möglich hält. (47f.) Zugleich lässt der Autor keinen Zweifel daran, dass es seine eigene Sache ist, der er sich mit Kritik und Sympathie zuwendet: Das ist seine Form der Parteilichkeit.

In dieser Unüberholbarkeit durch Forschungsinnovationen, die aus einem Stil der Wahrnehmung resultiert, erinnert Mersons Buch an Abendroths „Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie“ oder – viel älter – an Mehring. Besseres kann man von einer Arbeit zur Ge-

schichte der Arbeiterbewegung wohl nicht sagen.

Georg Fülberth

Autobiographische Fragmente

Wolfgang Harich, *Ahnenpaß: Versuch einer Autobiographie*. Herausgegeben von Thomas Grimm, Berlin 1999, Schwarzkopf & Schwarzkopf, 383 S., 44.- DM

Vier Jahre nach dem Tode Wolfgang Harichs (geb. am 9. Dezember 1923 in Königsberg, gest. am 15. März 1995 in Berlin) gibt der Publizist Thomas Grimm eine „Autobiographie“ des Philosophen heraus. In dieser fügt der Herausgeber zwei äußerst heterogene Stücke zusammen: Einen Text von Harich aus dem Jahre 1972, der zwei Drittel des Bandes füllt, mit Interviewpassagen von Oktober/November 1989. Der gegen die Enteignung und Entmündigung der DDR-Bürger bis an den Rand seiner Kräfte agierende Harich der Jahre 1990-1995 kommt in dieser „Autobiographie“ nicht vor.

Der 72er Text lag in zwei Teilen vor und ist Fragment geblieben. Harich nannte einen Teil, auf den Zeitgeist in seiner Kindheit anspielend, „Kommentar zu meinem Ahnenpaß.“ Es ist der „Versuch einer Autobiographie“, in der er sein Leben bis zum Herbst 1956 beschreibt. Für sein Buch „Kommunismus ohne Wachstum“ hat er den Versuch 1972 abgebrochen und nie wieder aufgenommen.

Harich ist ein glänzender Erzähler und verfügt über ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Erstmals berichtet er ausführlich über seine Herkunftsa-

milie, seine frühe Kindheit in Ostpreußen, seine Schulzeit in Neuruppin, den frühen Tod des Vaters, seine Gymnasiasten- und kurze Studienzeit in Berlin (u.a. bei Spranger und Nicolai Hartmann), seine antifaschistischen Freunde, die Jahre bei der Wehrmacht (von Oktober 1942 bis zur Desertion Ende 1944), die er, konsequent Ischias simulierend, in Lazaretten verbrachte, den jeweils anschließenden Genesungsurlaub tollkühn für Liebesabenteuer und illegale Arbeit nutzend, und mit Genuß und Selbstironie über seine großen Erfolge als junger Berliner Theaterkritiker, Philosoph und Lektor im Aufbau Verlag in den Jahren von 1945 bis 1956. Seine Schilderungen der kulturellen Situation in den ersten Jahren nach der Befreiung sind natürlich subjektiv und selektiv, aber alles andere als eng. Zu den Personen, mit denen Harich verkehrte und mit denen er politisch und beruflich zu tun hatte, gehörten Alexander Dymshitz und Wolfgang Langhoff, Franz Neumann und Herbert Marcuse, Bertolt Brecht und Helene Weigel, Georg Lukács und Ernst Bloch, Sowjetbotschafter Georgi Puschkin und Walter Ulbricht. Harich rückt seine Erinnerungen nicht nachträglich zurecht, sie widerspiegeln, z. T. sehr drastisch, wie Theater, Presse und selbst die scheinbar weltentrückte Philosophie ganz unmittelbar mit dem politischen Nachkriegsgeschehen zusammenhängen. Seine Bekanntschaften waren politisch sehr vielfältig, durch den kalten Krieg gingen alle Beziehungen zu westlichen Korrespondenten, Besatzungsoffizieren etc. spätestens 1947 ausnahmslos in die Brüche,

denn Harich verbarg seine Parteinahme für die sowjetische Politik nicht. Er ließ sich weder damals noch später korrumpieren, weder materiell noch ideologisch.

Der Text war nicht für die Veröffentlichung geschrieben und so nahm Harich auch kein Blatt vor den Mund, wenn er seine Mitstreiter charakterisierte. Die Erinnerungen sind subjektiv, doch Urteilsfähigkeit ist Harich in keiner der behandelten Phasen abzusprechen, selbst wenn er im einzelnen krasse Fehlurteile fällt. Zusätzliche Informationen, gegebenenfalls auch Korrekturen, sei es in einem Nachwort oder in Anmerkungen, hätten das Manuskript gewinnen lassen. Leider hat sich der Herausgeber diese Mühe nicht gemacht.

Harich schildert die Anfänge des Instituts für Philosophie an der Humboldt-Universität, das den Traditionen von Fichte und Hegel so wenig gerecht werden wollte. Er beschreibt die Schwierigkeiten und Erfolge der neugegründeten Deutschen Zeitschrift für Philosophie, deren Mitherausgeber und Chefredakteur er war. Geradezu überschwänglich kultiviert er seine Verehrung für Georg Lukács, dabei gerät seine als bester deutschsprachiger Lukács-Lektor sehr wohl gelbte Kritik in den Hintergrund. Harich genießt in seiner Darstellung noch einmal die Kontroversen über Hegel, in denen er gegen den Opportunismus vieler seiner Kollegen die Stalinschen Fehlurteile in seinen Vorlesungen und Publikationen konterkarierte – und dafür sogar sowjetische Kulturoffiziere in Anspruch nahm. Kein Wort dagegen vernehmen wir über Harichs Beziehung zu Arnold Gehlen, dessen An-

thropologie er weitgehend unkritisch übernahm, sie geradezu für das fehlende anthropologische Kettenglied im Marxismus hielt.

Die autobiographischen Fragmente wirken im Vergleich mit späteren Arbeiten des Verfassers in einer Hinsicht geradezu bestechend: So selbstkritisch wie in dieser Niederschrift ist Harich niemals wieder mit sich und seiner Plattform von 1956 umgegangen. Das betrifft einmal seine Realitätsblindheit hinsichtlich der internationalen Lage und der Konsequenzen für die DDR und ihre Deutschlandpolitik nach der Ratifizierung der Pariser Verträge von 1955. Harich nennt es 1972 seinen Grundirrtum, ja eine Wahnidee, zu „glauben, die Zerschlagung des Stalin-Mythos auf dem XX. Parteitag ... eröffne uns die Möglichkeit, unsere gesamtdeutsche Politik von 1954/55 mit neuen, wirksameren, weil nicht mehr von ‚Stalinismus‘ eingeengten, Methoden fortzusetzen und zum Erfolg zu führen“ (243) Dieser Grundirrtum sei durch die Unterstützung der SED-Grundorganisation im Aufbau-Verlag noch potenziert worden, als der XX. Parteitag der KPdSU ihr Vertrauen in die Fähigkeiten und die politische Moral der Parteiführer erschütterte. „Speziell bei Janka und mir aber schlägt sie in Größenwahn um, weil wir erleben, daß oppositionelle Standpunkte, die wir schon früher vertreten haben, sich jetzt als richtig erweisen, womit für uns bewiesen zu sein scheint, das wir überhaupt klüger sind als unsere politischen Führer, daß es für die Partei und die DDR besser wäre, wenn wir zu bestimmen hätten ... zumindest was Hager kann, kann ich schon lan-

ge, und Janka wäre sicher der bessere Ulbricht“. (246f.) Das Gespann Janka-Harich rast, so Harich 1972, „von dem Augenblick an ins eigene Verderben, wo es sich aufs Terrain politischer Machtkämpfe wagt – Janka in dem Glauben, einen zweiten Lukács neben sich zu haben, ich in dem Glauben, der Günstling eines präsumtiven großen Staatsmannes, mindestens eines zweiten Tito, zu sein. In einem Taumel wechselseitiger Selbstbestätigung bewegen wir uns dem Untergang zu.“ (230).

Harich findet 1972 auch zu psychologischer Selbstkritik: „Janka sieht nicht meine menschliche Unreife und Unfertigkeit, meine mitunter ans Infantile grenzende Naivität und meinen völligen Mangel an politischer Erfahrung. Er sieht auch nicht die Züge von Abenteurertum, die mir von der Illegalität her anhaften. Und am wenigsten ist ihm klar, daß ich zum Größenwahn neige, nachdem ich als ganz junger Mann schon Intendanten und Staatliche Kunstkommissionen gestürzt habe und aus Kämpfen, die den Wahrheitsgehalt von Stalin-Zitaten betrafen, z.B. in puncto Hegel, als Sieger hervorgegangen bin.“ (229).

Das letzte Drittel des Buches enthält von Grimm zusammengestellte Gesprächsprotokolle. Sie basieren auf diversen Video- und Tonbandinterviews mit Harich, von denen Grimm explizit nur die Fernsehaufzeichnungen zwischen dem 30. Oktober und dem 5. November 1989 benennt, aus denen die Sendung „Widerstand gegen Ulbricht“ entstand, die am 4. Januar 1990 im Deutschen Fernsehfunk der DDR gesendet wurde. Das Datum ist wichtig, weil der Heraus-

geber übergeht, was Harich nach diesen Gesprächen zu deren Gegenständen veröffentlicht und vor allem, was er danach politisch getan hat.

Anlaß jener Gespräche mit Grimm war der Angriff von Walter Janka auf Wolfgang Harich, Johannes R. Becher, Anna Seghers und andere in seinem 1989 von Rowohlt veröffentlichten Buch „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“, in dem Janka Harich als Schuft zeichnete. Dabei ging es um Harichs Geständnis und seine Zeugenaussage in den beiden Prozessen von 1957. Grimm erwähnt im Vorwort außer den Gesprächen in der ersten Novemberwoche 1989 noch weitere Interviews mit Harich vor dem 18. März 1990 herangezogen zu haben, doch die abgedruckten „Gesprächsprotokolle“ weisen dies nicht aus. Aber gerade für die Tage und Wochen nach der Rückwende 1989 wäre eine genaue Datierung unbedingt erforderlich gewesen, um Wolfgang Harichs Aussagen zur aktuellen politischen Situation wirklich zu dokumentieren. So aber stellen die Gespräche keine Protokolle im strengen Sinne dar, ihr dokumentarischer Wert ist durch die Kompilation des Herausgebers beeinträchtigt.

Grimms Fernsehsendung vom 4. Januar 1990 war im Hinblick auf die von Walter Janka und Gorbatschowistische „SED-Reformer“ 1989 inszenierte zweite öffentliche Verleumdungskampagne Wolfgang Harichs in der DDR verdienstvoll. Der begnadete Schauspieler Ulrich Mühe, der auf der legendären, Janka als Stalinismusopfer glorifizierenden Kundgebung auf dem Berliner Alexanderplatz am 4. November 1989 im Wechsel mit der Brecht-Enkelin Jo-

hanna Schall Artikel aus der DDR-Verfassung deklamierte, hatte zuvor im Deutschen Theater Jankas Buch in einer öffentlichen Lesung vorgestellt, die der Fernsehfunk der DDR für ein Millionenpublikum übertrug. Beide Künstler wußten in der Euphorie des verspäteten Antistalinismus offenbar nicht, was sie dem Brecht-Freund und -Verteidiger Wolfgang Harich, der 1949 bei der Uraufführung der „Mutter Courage“ in jenem Deutschen Theater ziemlich einsam auf der Flur gegen die Formalismus-Dogmatiker antrat, vierzig Jahre später antaten.

„Doch warum verschweigt Grimm 1999 die politische Radikalisierung Harichs gegenüber der Einvernahme der DDR? Weder Harichs Buchantwort auf Janka „Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ aus dem Jahre 1993 noch seine Initiative zur Gründung der Alternativen Enquete-Kommission Deutsche Zeitgeschichte, die er bis kurz vor seinem Tode leitete, kommen bei Grimm vor. Daß 1993 das Ansehen des „moralisch standhaften“ Janka noch immer das des „Schuftes“ Harich überstieg, hatte einen allzu einfachen Grund: Einem als „Öko-Stalinisten“ stigmatisierten Marxisten traut man unbedenkenlich jede Schandtats zu. Die jahrzehntelange Isolierung eines der fähigsten Philosophen der DDR geht nicht nur zu Lasten der Sicherheitsorgane und der sie leitenden SED-Führung, der verhängte Boykott wurde von der Masse der Intelligenz mitgetragen, und sogenannte Dissidenten wetteiferten noch 1989/90 in der Diffamierung Wolfgang Harichs.

Grimm ging 1993 zur Gegenseite über und zu Harich schroff auf Di-

stanz. Am 12.6.1993 schrieb Grimm aus Summt, dem damaligen Wohnsitz Walter Markovs: „Lieber Walter Janka, unerwartet werden Walter Markov, sein Sohn Helmuth und ich von Wolfgang Harich in den Zeugenstand gegen Walter Janka genötigt.“ In Harichs Buch „Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ fand sich Grimm nämlich – historisch durchaus zu Recht – in der Position dessen wieder, der sich um Harichs Entlastung bemüht hatte. Nunmehr fälschte Grimm nachträglich seine eigene Produktion in eine Harichsche Infamie um: „Es ist wohl die typische Harichsche Art, lose Erinnerungen durch Benennung von Zeugen dieser erinnerten Aussagen zu unumstößlichen Tatsachen zu erheben“ (Kopie des Briefes im Besitz von S. Prokop). Als Harich im November 1993 davon erfuhr, empörte ihn vor allem Grimms Verwicklung des todkranken Markov in diesen Streit. Und er entzog Grimm sein Vertrauen – unwiderruflich. Als Siegfried Prokop in seiner 1997 erschienenen Biographie Harichs bereits früher publizierte Dokumente abdruckte, ließ dessen Witwe, Frau Anne Harich, dies per Gerichtsurteil verbieten. Warum sie dem Herausgeber Grimm entgegen dem ausdrücklichen Willen Harichs ihr Vertrauen schenkte und die Rechte übertrug, bleibt ihr Geheimnis.

Zu seinem späteren Bedauern hatte Harich nämlich seinen Text von 1972 Grimm anvertraut. Dieser plante, das Fragment und die Texte der Tonbandaufnahmen von 1989 gemeinsam als einen autobiographischen Versuch zu veröffentlichen. „Als aber Harich den abgeschriebe-

nen Text las, platzte das Unternehmen. Mit dem Argument ‚Eine Rede ist keine Schreibe!‘ fand das Projekt sein vorläufiges Ende.“ schreiben Grimm und Anne Harich im gemeinsam gezeichneten Vorwort. Weiter heißt es darin: „Thomas Grimm hat nun den Versuch unternommen, die beiden Torsi und ‚Rede‘ in Einklang zu bringen, dabei bemüht, den Lesefluß zu erhalten, den Text ‚genießbar‘ zu machen, um somit den Ansprüchen Wolfgang Harichs nach dessen Tode annähernd gerecht zu werden.“⁽⁹⁾ Nach welchen Kriterien Grimm befand, Harichs Maßstäben so gerecht geworden zu sein, daß er es wagen konnte, diesen Band unter Harichs Autorennamen zu publizieren, ist nicht zu erraten. Die Maßstäbe des Heine-, Herder- und Lukács-Herausgebers Harich können es nicht gewesen sein. Nicht nur, daß der authentische Harich-Text oftmals durch Druckfehler sinnenstellt wird, sein auf Tonband gesprochener Text fand eine so fehlerhafte Niederschrift, daß man sich fragen muß, ob der Redakteur von den in Rede stehenden Personen überhaupt weiß, wer sie waren. Auf Fußnoten und Personenregister hat dieser „Herausgeber“ tunlichst verzichtet. Wie fern Grimm dem Manne Harich steht, offenbart schon das dürre, von Sachkenntnis wenig getrübe Vorwort, in dem Grimm nachträglich Ulbricht in den Schatten stellt und Harich 365 Tage und Nächte weiter in Bautzen schmachten läßt. Wolfgang Harich jedenfalls kann weder für die Schlampigkeit noch für die windige Bedenkenlosigkeit eines Herausgebers, dem er zu Lebzeiten sein Vertrauen entzogen hatte und dessen Op-

fer er mit dieser Ausgabe wird, verantwortlich gemacht werden. Harichs Text von 1972 aber darf nicht unter das Verdikt fallen, das der Herausgeber und seine Kompilation verdienen.

Der Verlag hatte die Memoiren Harichs für den Herbst 1998 unter dem reißerischen Titel „Ich bin kein Lump“ angekündigt und mitgeteilt, dieser habe daran „mit dem Berliner Journalisten Thomas Grimm bis zu seinem Tode gearbeitet“. Das war eine offenkundige Irreführung. Was allerdings der Herausgeber wirklich mit dem Text gemacht hat, wird nirgends gesagt. Er hat das Manuskript erheblich gekürzt, denn angekündigt waren 480 Seiten. Auch was fortfiel, erfahren wir nicht.

Werner Röhr

Zur gesellschaftlichen Lage von Frauen

Monika Domke, *Leistung und Idylle. Frauen zwischen Markt- und Hauswirtschaft*, PapyRossa-Verlag, Köln 1999, 213 S., 28,- DM

In der Einleitung zu ihrem Buch konstatiert Monika Domke die Notwendigkeit einer Gesellschafts-„Utopie“, die zu „einer wirklichen Demokratisierung“ aller gesellschaftlichen Bereiche – „Wirtschaft, Politik und Lebensweisen“ – führen soll (15). Zur Realisierung dieser Aufgabe beizutragen, ist die Intention ihrer Schrift, die von der Idee ausgeht, der Angelpunkt dieses Prozesses müsse „in erster Linie die gesellschaftliche Lage von Frauen sein“. „Einer der wesentlichen Schritte dazu [sei] die Aufhebung der geschlechtsspezifischen

und hierarchischen Arbeitsteilung“, wie gegen Schluß des Buches formuliert wird (200). Dieser Idee entsprechend konzentrieren sich die Ausführungen der Schrift auf die Problematik der gesellschaftlichen Ungleichstellung der Frauen, wobei das Augenmerk fast ausschließlich auf die Verhältnisse in der modernbürgerlichen Gesellschaft gerichtet ist.

Unter flotten Kapitelüberschriften wird eine Vielfalt thematischer Aspekte – real- wie ideengeschichtliche – angeschnitten und ein breites Spektrum theoretischer Richtungen – bürgerliche, feministische und marxistische – angesprochen, ohne daß allerdings die Kapitelüberschriften in jedem Fall einen Wegweiser zu den Kapitelinhalten wären.

Mit Gewinn gelesen habe ich den Exkurs über die realsozialistische Frauenpolitik der DDR (169-190) und die kritische Auseinandersetzung der Verfasserin mit der Familienideologie der frühen Sozialdemokratie (19-39). Hier werden interessante Informationen zusammengetragen und neue Aufschlüsse angeboten.

Was ich an dem Buch vermisste, ist eine zusammenhängende Gedankenführung und in vielen Teilen eine sachkundige Argumentation, die der LeserIn verlässliche Auskünfte und solide Einsichten bieten würde. Auch bei den beiden Kapiteln, in denen die Verfasserin strategische Probleme angeht, nämlich theoretische Defizite „der Marxisten“ und historische Defizite „der Feministinnen“ zu benennen, kann bezweifelt werden, ob sie ihrer selbstgestellten – zugegeben: besonders schwierigen – Aufgabe

gerecht wird (151-164). Eine Mindestvoraussetzung für handwerkliche Qualität wäre, AutorInnen, deren Theorien referiert und der Kritik unterzogen werden, wie z.B. diejenige Darwins oder Marx' oder Moore/Kleinings, im Original und nicht – wie hier überwiegend geschehen – aus der Sekundärliteratur zur Kenntnis zu nehmen. Diese Anforderung würde auch Gültigkeit haben, wenn gesagt würde, das Buch erhebe nicht den Anspruch, eine wissenschaftliche Abhandlung, sondern den, eine politische Streitschrift zu sein.

Margarete Tjaden-Steinhauer

Metschers produktiver Spiegel

Thomas Metscher, *Shakespeares Spiegel. Geschichte und Literarische Idee, Bd. II. Klassik, Romantik und Aufklärung*. Von Bockel Verlag Hamburg 1998, 360 S., 78,- DM

In meiner Besprechung des ersten Bandes von „Shakespeares Spiegel“ (Z 31, September 1997) hatte ich geschrieben, daß ich dem angekündigten Bd. II mit Spannung entgegenähe und sicherlich wird es so auch allen anderen gehen, die aus der Arbeit an der Lektüre seiner Texte zu Shakespeare und der Shakespeare-Zeit bereichert wurden und nun wissen wollen, wie's weitergeht mit jenem monumentalen Epos einer Geistes-, Literatur- und Kunstgeschichte in der Perspektive von Humanismus, Aufklärung und Hoffnung auf einen Ausgang aus den selbstverschuldeten Tragödien und Katastrophen der Moderne. Die Erwartungen wurden nicht enttäuscht – vielleicht darf ich

sogar sagen, übertroffen. Und zwar übertroffen hinsichtlich des noch einmal erweiterten Horizontes des großen Blicks dieses unermüdligen Gelehrten (hier hat der altmodische Begriff noch seine Berechtigung – Wissenschaft ist auch Fleiß): Lyrik und Malerei, Musik und Politik (die Französische Revolution) werden in einen systematischen Zusammenhang gebracht und aneinander gespiegelt, dabei jeweils neue und unerwartete Aspekte und Dimensionen freigegeben. Da die Arbeiten zu verschiedenen Zeiten und wohl auch zu unterschiedlichen Anlässen verfaßt wurden, ist es erstaunlich und eindrucksvoll zu sehen, wie sie nun hier, systematisch und nicht entstehungsgeschichtlich geordnet, aufs glücklichste zusammenpassen und ineinandergreifen – so als hätte Metscher den Zusammenhang seiner großen Mosaikblöcke schon immer vor Augen gestanden – und vielleicht hat er's ja auch. Und er hat offensichtlich so viel mehr gutes Material in seinem Archiv, daß das ursprünglich dreibändig geplante Unternehmen inzwischen auf vier Bände hin konzipiert wurde.

Thomas Metscher ist ein sehr reflexiver Geisteswissenschaftler – in dem Sinne, daß er selbst sein Unternehmen einer „Bildungsgeschichte der Moderne“ sehr bewußt methodisch und begrifflich erläutert und begründet: Er braucht sozusagen keinen Interpreten. Seine Vorworte sagen alles und zwar sehr präzise; der Leser weiß, was ihn erwartet, was er erwarten darf – und er wird, wie gesagt, am Ende nicht enttäuscht. Es geht um den „ästhetischen Begriff der Erkenntnis und des

Wissens“, darum, daß die vielstimmigen Sprachen der Kunst (in allen ihren Sparten, auch wenn Metscher selbst natürlich Literaturwissenschaftler ist und aus diesem Material vor allem seinen „Wahrheitsbeweis“ antritt) Medien der Wahrheit sind, daß die Künste nicht nur ihrem eigenen Logos unterliegen, sondern daß dieser dem sprachlich-begrifflichen ebenbürtig, ja ihm vielleicht sogar überlegen ist. Metscher geht nicht so weit, diese Überlegenheit der Künste vor Philosophie und „Theorie“ (oder etwa empirischer Historiographie oder Sozialwissenschaft) als „Mittel“ der Erkenntnis explizit zu behaupten, aber angesichts des von ihm ausbreiteten und befragten Materials, der künstlerischen Produktionen im Zeitalter von Revolution und Aufklärung stellt sich doch die Frage, wer das „Wesen“ der Epoche besser, tiefer verstanden und für uns nachgeborene Zeitgenossen „auf den Begriff gebracht“ hat: Die Goyas, Mozarts (ärgerlich *La Noce*), und eben die Klassiker in der Literatur – oder die Historiker, Ökonomen und Soziologen damals wie heute. Wenn man dazu das – wie mir scheint: zentrale – Kapitel über die Gewalt liest (die schockierende Erfahrung mit dem *terreur*, dessen Ungeheuerlichkeit so offensichtlich ein Verrat an der aufklärerischen Vernunft war, wurde nirgends so dramatisch erfahren und verarbeitet wie in der Kunst – die politische Welt hat gegenüber der Gewalt ohnehin ja viel weniger Skrupel, ist sie doch ihr täglich Brot) wird die himmelweite Überlegenheit des ästhetischen über den sozialwissenschaftlichen Begriff schlagartig deutlich. Da wird dann ganz am

Rande auch noch einmal sehr schön deutlich die Fruchtbarkeit des „Shakespeare-Spiegels“: Metscher entdeckt nämlich in diesem Zusammenhang, daß Jean Pauls unheimliche *Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei ursprünglich Des toten Shakespeare's Klage daß kein Gott sei* hatte heißen sollen.

Man kann und darf diesen zweiten Band auch unsystematisch lesen, sich die Themen und Komplexe herausgreifen, an denen ein jeweils unmittelbares Interesse besteht – und man wird immer wieder erstaunt sein über die vielfältigen Bezüge, die sich da eröffnen. Metscher belehrt, ohne belehrend zu sein; seine Botschaft und sein aufklärerisch-sozialistischer Glauben durchwachsen alle Teile und jede Interpretation und gewinnen dadurch an Glaubwürdigkeit und Substanz. Wer wagt es heutzutage noch, so ganz altmodisch und gegen den Zeitgeist im Gewande der Gedichte des Schweizer Jura Soyfer, mit deren Vorstellung er den aufhebenden Schlußpunkt zur Romantik (und damit dieses Zeitabschnittes) setzt, zu bekennen: „mit dem Bau der neuen Welt hier und jetzt zu beginnen, keine Vertröstungen abzuwarten, auch wenn die Bedingungen schlecht sind.“ Metscher hat den Mut, gegen alle postmodernen Diskurse und modischen Leichtfüßigkeiten einen vor Jahrzehnten eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Das bringt ihm sicher keine Lesermassen ein, wohl eher im Gegenteil. Aber dieses eindrucksvolle, jetzt zur Hälfte abgeschlossene Lebens-Sammelwerk wird (oder sollte, das hängt von „uns“ ab) den Zeitgeist

Errata

In dem Artikel von Hans Günter Bell, „Die schwarzen Bäume wachsen nicht in den Himmel, die rote Sonne ist noch da“ im letzten Heft (Z 41, S. 32-45) sind leider einige Fehler der Korrektur entgangen.

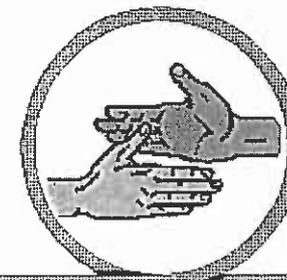
Der auf Seite 41 unten mit „Polizei und“ beginnende Satz geht auf Seite 42 in der vierten Zeile weiter mit „städtische Mitarbeiter ...“. Die ersten drei Zeilen auf Seite 42 sind zu streichen.

Die Seite 43 beginnt mit „Ergänzt wird diese Politik durch die Neuschaffung von ‚Konsumenten-Palästen‘ für den gehobenen Bedarf, wobei auch die sozialen Verwerfungen, die daraus folgen, von den Städten in Kauf genommen werden. So machte das „CentrO“ in Oberhausen 1996 – mit massiver Unterstützung der sozialdemo- ...“

Die letzten drei Zeilen der Seite 43 sind zu streichen.

Wir bitten für das Versehen um Entschuldigung – die Redaktion.

Der virtuelle Treffpunkt der
Gewerkschafts- und Betriebslinken



LabourNet Germany

Fördermitglieder gesucht! Mail an

david.hollis@labournet.de /
mag.wompel@labournet.de

<http://www.labournet.de>

Nr. 31 Frühjahr 2000

BAHAMAS

Demokratischer Faschismus

Vom neuen Wachstumsstand in und um Österreich

- Die Anti-HolderFront als Verfassungsschutz
- Die Trödel ist ein Meister aus Frankreich
- Korruption und Parteilandskandal
- Vom Hierarchienalter ohne „Würde“
- Die Privatisierung des Antimodernismus
- Kritik: Schwarzbuch Kapitalismus und Manifest gegen die Arbeit • Ostdeutscher „Antikolonialismus“ • Sohn Reithels Faschismustheorie
- Freiheit für Olof Staps! u.a.m.

Einzelpreis DM 7,50 (Vorkasse / Briefmarken)
Abonnement DM 22,50 für drei Ausgaben;
BAHAMAS, Postfach 620628, 10706 Berlin
Fax/Fon: 030/6236944 oder bahamas@mail.nadtr.org

Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Helmut Bock - Berlin, Historiker

Prof. Dr. Hansgeorg Conert - Syke, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler

Prof. Dr. Eugen Faude - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

Prof. Dr. Georg Fülberth - Marburg, Historiker, Hochschullehrer

Alfred Granowski - Berlin, Dipl. Chemiker

Dr. Horst Hanke - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler, Mitglied der AG Wirtschaftspolitik beim PV der PDS

Matthias Heyck - Kassel, Magister der Politikwissenschaft und Soziologe

Prof. Dr. Hans Joachim Höhne - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

Christoph Jünke - Bochum, Politologe, Doktorand

Lorenz Knorr - Frankfurt/M., Publizist

Prof. Dr. Ekkehart Krippendorff - Berlin, Politikwissenschaftler

Prof. Dr. Arno Lange - Bestensee, Sozialwissenschaftler

Prof. Dr. Lutz Maier - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

Dr. Gert Meyer - Marburg, Sozialwissenschaftler

Dr. Herbert Münchow - Leipzig, Dipl. Philosoph

Prof. Dr. Harald Neubert - Berlin, Historiker

Dr. Ulla Plener - Berlin, Historikerin

Prof. Dr. Werner Röhr - Berlin, Historiker

Dr. Heinz Schäfer - Griesheim, Journalist

Dr. Peter Scherer - Frankfurt/M., Leiter der Zentralbibliothek beim Vorstand der IG Metall

Prof. Dr. Walter Schmidt - Berlin, Historiker

Margit Schratzenstaller - Gießen, Dipl.-Ökonomin, wiss. Mitarbeiterin an der Universität Gießen

Prof. Dr. Gottfried Stiehler - Rinow, Philosoph

Klaus Störch - Flörsheim, Dipl. Pädagoge

Prof. Dr. Joachim Tesch - Leipzig, Wirtschaftswissenschaftler

Prof. Dr. Karl-Hermann Tjaden - Kassel, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer

Prof. Dr. Margarete Tjaden-Steinhauer - Kassel, Sozialwissenschaftlerin, Hochschullehrerin



Neues Deutschland

Abonnieren oder verschenken Sie jetzt die niveauvolle, kritisch linke Tageszeitung aus Berlin und testen Sie uns 14 Tage kostenlos!

Ich bestelle Neues Deutschland

(Zutreffendes bitte ankreuzen)

- im **Abonnement**
- als **Geschenk-Abonnement**
für 1 Jahr 1/2 Jahr 1/4 Jahr
- 14 Tage kostenlos zur Probe**
Nach Ablauf des Probeabonnements entscheide ich auf Ihre Anfrage, ob ich an einem regelmäßigen Bezug interessiert bin

Preisliste für ein ND-Abonnement

- Normalpreis je Monat: 32,00 DM
(alle Bundesländer zzgl. 6,00 DM Versandgebühren)
- Ermäßigter Preis: 21,60 DM
(für Schüler, Studenten, Azubis, Zivildienstler und Wehrpflichtige bei Vorlage einer entspr. Bescheinigung)

Datum 1 Unterschrift Auftraggeber

Bitte liefern Sie an folgende Anschrift:

Name Vorname _____

Straße Hausnummer _____

PLZ Ort _____

Dieses Abo ist ein Geschenk.
Ich bin der Schenker/Auftraggeber:

Name Vorname _____

Straße Hausnummer _____

PLZ Ort _____

Widerrufrecht: Innerhalb einer Frist von 10 Tagen nach Absendung (Datum Poststempel) kann ich diese Bestellung widerrufen

2 Unterschrift Auftraggeber _____ Sozial

Neues Deutschland Druckerei und Verlag GmbH, Alt Siralau 1-2, 10245 Berlin, Tel. (030)293 90-800

2, Juni 2000

ribsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

b, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

ie die eigentliche Wurzel des Übels in der partiellen wirt-
chen Anarchie der Gesellschaft. Es ist eine riesige Produkti-
reinschaft, deren Mitglieder dauernd danach streben, einan-
n Möglichkeit die Früchte der gemeinsamen Arbeit wegzuneh-
cht mit Gewalt, sondern unter im allgemeinen strikter Befol-
setzlich festgelegter Regeln. (...) Nach meiner Überzeugung
nur *einen Weg* zur Beseitigung dieser schweren Übel, nämlich
ollerung der sozialistischen Wirtschaft, vereint mit einer auf
Ziele eingestellten Erziehung: Die Arbeitsmittel werden Ei-
der Gesellschaft und werden von dieser planwirtschaftlich
let."

instein (1879-1955), Warum Sozialismus? (1949) In: Aus
späten Jahren, Frankfurt/M-Berlin 1990, S. 192, 195

Aktionsanschrift:

eitschrift Marxistische Erneuerung
fach 500936, D - 60397 Frankfurt/M.
Fax: 069 / 53 05 44 06

940-0648

N.

Rußlands Transformation

Nr. 42, Juni 2000

Rußlands Transformation

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG



Nr. 42, Juni 2000

Höhme - **Weltwirtschaftsbericht 1999/2000**

Rußland: Kapitalistische Transformation

Maier - **Rußlands Wirtschaft auf kapitalisti-
schem Weg**/Faude - **Stand und Perspektiven der
Transformation**/Conert - **Rubelkrise 1998**

Meyer - **Der Krieg in Tschetschenien**

Geschichte und Geschichtstheorie

Stiehler - **Sinn der Geschichte**/Tjaden - **Technik-
linien und Geschichtsverkettungen**/Bock -
Robespierre: Menschenrechte und Frieden
Schmidt - **Eine deutsche Revolution hatte
Konjunktur**

Und: Hanke - **Privatisierung in Osteuropa**
Plener - **Wirtschaftsdemokratie**

Sowie: **Berichte, Diskussion/Zuschriften,
Buchbesprechungen**

Einzelpreis 18,- DM